

FÜR MONIKA.

Und alle, die es interessiert.

Ich bitte um Verzeihung, denn ich bin berühmt – berühmt-berühmt für meine genialen Tippfehler, die ich selbst nie merke. Es sei denn, ein Artikel, ein Buch sind gedruckt. Dann fallen sie mir sofort auf, schon von weitem. Sollte jemand beim Lesen auf Fehler stoßen – Gnade! Diese Erstausgabe ist mit einem mir selbst auferlegten Schlussdatum hergestellt. Es blieb keine Zeit mehr: Entweder tagelange Schlussredaktion/Lektorat oder das Buch ist rechtzeitig zu Weihnachten 2018 fertig gedruckt. Das computereigene Korrekturprogramm ist zwar drübergehuscht, aber Computer sind ja auch nur menschlicher Programmierung. Also wird die finale Korrektur erfolgen, wie es immer bei Software der Fall ist: Nach der Veröffentlichung. Außerdem, wenn ich es richtig deute beim Studieren der Internet-Foren und Zeitungen: recht Schraibunk is augh nich mår so ganns mohdårn wisi maht wahr.

Umbruch mit Apple-Mac Pages.

Schrift: Bodoni Old Style (*aus reiner Nostalgie*)

© 2018 by author

Privatdruck, 50 Exemplare

Hans-Georg „Schorsch“ Wenke

Mein Solingen

KLINGENSTÄDTER, EIN GANZES LEBEN LANG –
UND DESHALB DAUERND UNTERWEGS





Die Kapitel des Buches folgen keiner chronologischen Struktur. Sie sind eine Sammlung. Der Zufall hat entschieden, man wird noch lesen, warum.

Voyeure werde ich enttäuschen:

Im Buch steht nicht Klatsch, nicht Tratsch über Ehe-Privates und Familiäres. Zumal es auch nichts zu erzählen gibt außer „50 Jahre verliebt-verlobt-verheiratet“. Mit derselben Frau, die ich seit 58 Jahren kenne und die (mir) möglich gemacht hat, zuweilen Unmöglich erscheinendes zu tun. That's it.

Und noch eine Enttäuschung für alle Feministen und /innen:

Ich halte Frauen für ganz normale Exemplare der Spezies Mensch, auch sprachlich. Deshalb muss ich nicht extra schreiben, dass „der Mensch“ auch „die Menschin“ oder „Mensch*in“ sei. Den sprachverhunzenden *innen-Schwachsinn mache ich nicht mit. Basta.

Außerdem ist das keine Biografie im eigentlichen Sinne; „Memoiren“ trifft es schon eher – Erinnerungen. Aber auch so eine Art Bilanz. Ich hoffe, eine Zwischenbilanz. Wer im Folgenden auch Mahnendes erkennt, Appelle, Anregungen – ja, gerne!

VOR ALLEN ANDEREN WORTEN

NOMEN EST OMEN; aber wer glaubt das schon wirklich? Den heutzutage sicherlich recht altertümlich und so korrekt deutsch klingenden Namen „Hans-Georg“ (ich lege extremen Wert auf den Bindestrich, *lol*) erhielt ich, wenn ich mich richtig an die Erklärungen meiner Mutter erinnere, so: Hans aus freien Stücken und Georg, um damit – wie es einst üblich war – an den Namen eines anderen Familienmitglieds anzuknüpfen.

Mein Vater, geboren 1919 in der Gemeinde Sandberg, die zu Bad Salzbrunn, bei Waldenburg in Oberschlesien (heute polnisches Staatsgebiet, seinerzeit zum Deutschen Reich gehörig), hatte 6 Geschwister; ein Bruder trug den Namen Georg. Von diesem familiären Anklang soll der zweite Teil des Doppelnamens sein (ja, deshalb die Wichtigkeit des Bindestrichs: ich habe keine zwei Vornamen, sondern einen Doppelnamen, was die heute oft lästerlich so bezeichneten Bindestrich-Frauen können, kann ich als Bindestrich-Mann doch schon lange). Ob nun die Wahl von Hans im Ermessen meiner Mutter war, ist nicht überliefert respektive wurde mir nie mitgeteilt. Ich glaube, ich habe auch vergessen, danach zu fragen.

Nomen est omen, wenn man Hans und Georg von seiner Etymologie, also der Wortherkunft übersetzt, so ergibt sich für Georg der griechische Ursprung Γεώργιος, in der oft gebräuchlichen Interpretation meist als Bauer, Landwirt, angegeben. Doch auch des griechischen Wortes eigentliche Herkunft kann noch mehr erklären, es ist, laut Wikipedia, die Zusammensetzung aus Erde und Arbeiter, also Erdarbeiten. Jou, wie treffend. Aufwühlend war ich zeitlebens tätig. Mit Freuden habe ich Felder beackert und umgestaltet – was aber absolut und relativ ausschließlich als Metapher zu verstehen ist. Zwar lag mir mal Gartenarbeit (oh, ja, ich bekenne, noch nicht einmal schamrot, ja:

Auch ich war mal richtiger Schrebergärtner; so mit „im Verein sein“ und Pflichtstunden und Sommerfest organisieren und Bier aus der Flasche trinken, grundsätzlich), aber lieber als in echter Heimat- oder fremder Erde habe ich sozusagen als Mental-Agrarier die Gehirne, Gedanken, Gefühl und Gewissheiten oder Gefährlichkeit anderer Menschen durchpflügt, neu besät, – und zuweilen auch mit Genuss geerntet.

Hans kommt von Johannes, ist eine standesamtlich zugelassene Verkürzungsform. Und wer denkt bei Johannes nicht gleich an zumindest biblisch belegte Herkünfte. In der Tat stammt der übrigens im Mittelalter in Deutschland verbreitetste Vorname (Hans und Johannes zusammengenommen), auch 23 Päpste trugen schon diesen Namen, aus dem Häbräischen. Auch dieser Name ist die Kombination zweier Ursprungsbedeutungen, nämlich Jahwe, also Gott, und chanan, gnädig sein. Ob nun als „Gott ist gnädig“ oder „von Gott begnadet“ gedeutet, lass ich einmal offen. Ist es nun blasphemisch oder diabolisch, wenn man mal eben kurz das biblische Johannes-Evangelium zur Hand nimmt und sich vergewissert, dass die Johannisse dieser Welt wohl so etwas wie Götterboten sind: Johannes 1,6+7: „Es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes. Der kam zum Zeugnis, damit er von dem Licht zeuge, auf dass alle durch ihn glaubten.“

Logo, das bezieht die Bibel (was denn auch sonst) auf die – bingo, hineingetappt in die Falle. Nee, nix da mit schwülstiger Frömmigkeit und von wegen ‚Gott ist das Licht‘ oder so ähnlich. Nein, wörtlich weiter in Johannes 1, 8-10: „Er war nicht das Licht, sondern er sollte zeugen von dem Licht. Da war das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbe gemacht; und die Welt erkannte es nicht.“

Vor allem dieser Nachsatz „und die Welt erkannte es nicht“ gefällt mir. Wie oft habe ich beruflich erleben müssen, nicht verstanden zu werden. Man hat sich „den Mund füsselig geredet“ – umsonst. Es hat mir nie Entmutigung bedeutet, sondern das genaue Gegenteil: Jetzt erst recht.

Nomen est omen: Könnte man in heute verstaubt erscheinen, in Wirklichkeit mit liebevoll gedrechselter Sprache ahnungsvoll-

inspirierender Allgemeingültigkeit beschreiben, um was es mir mein ganzes (Berufs-, wie auch zugegebenermaßen privates) Leben ging: Solange zu graben, zu säen, zu sehen, zu ernten und weiterzuverarbeiten, was „Licht“ meint: Erleuchtung im Sinne von „da geht einem das Licht auf“, da kapiert man, da hat man Erkenntnis, da sieht man klar(er).

Unter anderem durch Aphorismen, deren Zahl sich derzeit der viertausend nähert. Einer davon, zugleich einer meiner Favoriten:

*Wer die wahre Quelle
des Wassers sucht,
muss in die Wolken schauen,
nicht im Boden graben.*

Keineswegs konträr, sondern bestätigend, dann dieser Favorit aus eigener Feder:

*Wir bewundern
an einem wunderschönen
Baum
dessen Krone.
Doch er lebt
durch seine
Wurzeln
im Verborgenen.*

Und:

*Kunst
führt an die Wurzeln
des Wirklichen.*

Womit klar wird, warum ich lebenslang irgendwie ziemlich aktiv der Kunst zugetan war oder mir sogar anmaße, in bescheidenem Rahmen auch solche zu kreieren.

Also, für Aufklärung (wenn denn damit des Wortes wahres Wesen gemeint ist, nämlich Klarheit, die sprichwörtlich ja auch Wahrheit ist), dann beschreibt mich Hans-Georg ganz gut: Da ackert einer, um erkennen zu könne, was wirklich und wie es wirklich ist.

Die, die mich kennen, könnten nun irritiert sein: Wie, der Wenke beruft sich auf die Bibel? Ist denn der jetzt, in höherem Alter, etwa ... – nein, ist er nicht. Aber wir haben doch alle, hoffe ich, jenes kluge Urteil vor Augen, das einst Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord (nein, nicht der Erfinder der gleichnamigen Trüffel) sprach: „Krieg ist eine viel zu ernste Sache, um ihn den Militaristen zu überlassen. Ich gestatte mir, sinngemäß abzuwandeln: „Religion ist eine zu wertvolle Sache, um sie den Pfaffen zu überlassen.“ Denn wenn ich biblisches als Analogie zu dem, was ich lebenslang zu tun mir heiliger Ansporn war benutzen will, dann wohl Matthäus 21, 12: „Dann ging Jesus in den Tempel, jagte alle Händler und Käufer hinaus, stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenverkäufer um und rief ihnen zu: ... [Gottes Haus] soll ein Ort des Gebets sein, ihr aber macht eine Räuberhöhle daraus!“ – Leider habe ich genau diese Szene Hunderte Male im Leben erleben müssen. Immer dann, wenn machtgeile, von egomanem Starr- wie Irrsinn blindgewordene Häuptlinge und sich ohne jedwede Berechtigung Anmaßende wieder einmal im beruflichen, politischen, gesellschaftlichen, philosophischen – aber in meinem Falle, vor allem im fachlich-beruflichen – Leben Thesen verkündeten, die nur eins im Fokus hatten: Sich selbst zu Göttern im Zentrum aller Welten zu machen, ohne wirklich und aufrichtig am Wohle anderer interessiert zu sein. Solche mentalen Zombies aus den von ihnen okkupierten Tempeln zu jagen – ja, das war lebenslang meine berufliche Leidenschaft. Da fühle ich mich ganz hinduistisch dem Shivaismus hingezogen: Shiva, in der Trinität mit Brahma (Schöpfer) und Vishnu (Bewahrer) ist er der zerstörende Teil; aber für sich allein betrachtet die Verkörperung der ‚Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen‘ (eines meiner selbstformulierten Lieblings-Theoreme): Zerstörer UND Schöpfer, mit deutlicher Betonung des ‚und‘. Etwas aufhören, um etwas anzufangen. Etwas bezweifeln, um etwas fundamental zu postulieren. Etwas ins Lächerliche ziehen, um seinen Wert zu verdeutlichen. So mag ich’s, so mach(te) ich’s. Wie bei Yin und Yang: Was ist wessen Spiegelbild? Mein weiß es nicht, und so werden Gegensätze eins.

Die Bibel ist – wie andere Werke aus vergangenen Zeiten – eine phantastische Quelle an philosophischen Weisheiten. Solange sie nicht von salbadernden, hohlphrasen-wortrülpenden, sich anmaßend gebärdenden Priestern, Pastoren, Klerikalen in den Schmutz ihrer persönlich Machtgelüste gezogen wird, was ich leider, leider, leider, leider mein Leben lang erleben musste, was mich zum mentalen Kotzen bringt: Nichts ist widerlicher als kirchlich-religiöse verbale Klugscheißerei.

Einige, leider nicht etliche, pastoral wirkende Menschen habe ich kennengelernt; sie waren die angenehm versöhnlich Ausnahme als Bestätigung einer verstörenden Regel. Vor ihnen habe ich hohe, höchste Achtung. Und die Erinnerung, dass sie gläubig waren, aber nicht missionarisch. Sondern schlichtweg und unpräntiös, vor allem ohne Brim, Bam und Borium aufs Licht wiesen, siehe Text oben.

Nomen est omen: In der panjabischen Sprache (in etwa: Persien) bedeutet übrigens Johannes, also Hans, auch Schwan – o je, da fürchte ich, dieses Vergleichsbild sollte man lieber gleich wieder tilgen.

Nie mehr tilgen konnte ich die kategorische Festlegung des Detlef Horn. Kein Solinger, er stammt aus Jugenheim an der Bergstraße. Wir trafen uns in Wuppertal. Im 1. Semester des Studiums an der Höheren Fachschule der Grafischen Industrie, deren Mutation zur Ingenieurschule und Anbindung an die Universität wir danach Semester für Semester durchlebten und durchlitten. Er, von Hause aus mit erkennbar massivem südhessischen Dialekt ausgestattet, befand, der Name „Hans-Georg“ sei viel zu umständlich, bei ihnen (wie überhaupt südlich des Mains) hieße das Schorsch. Je nach Gutdünken mit un- oder hörbarem r. Das Semester (wir waren gar nicht so viele, davon später mehr) befand es für gut und richtig. Und seit dem, es war exakt 1969, setzte sich der Name durch. Inzwischen kennt man mich in Solingen wohl nur noch unter diesem „Künstlernamen“ :-)

Ja, warum ich das hier alles schreibe? Da gebe ich mir doch gleich einmal selbst die aphoristische Antwort:

*Ohne seine Wurzeln zu kennen,
bleibt man sich selbst fremd.*

Und was hat das alles mit „Mein Solingen“, also Solingen und mir zu tun? In wohl keinem anderen Gebiet Zentraleuropas gibt es eine derartige intensive Fülle dogmatischen Eiferertums wie im Nordwesten des Bergischen Landes, namentlich in und um Wuppertal, Solingen, Remscheid. Sprichwörtlich hatte hier jede Hofschaft ihre eigene Religion und noch heute gestaltet sich Kommunalpolitik in diesem Städte-Cluster exakt so: isolatorisch auf sein Recht pochend und vorweg schon einmal grundsätzlich dagegen, was anderer Leute Meinung oder Tun ist. Im Bergischen Land ist man in Vereinen, um sich zu streiten. In Solingen ist man sich zugetan, weil keiner den anderen leiden mag und schon allein aus Neid den Zusammenhalt sucht.

Als „Bergischer Jong“ muss doch ganz einfach davon in mir stecken resp. an mir hängen geblieben sein. Im Schlamm ackern, um an himmlische Sphären zu gelangen. Nur wer diesen Widerspruch versteht, kann auch das Folgende erahnen. , ¶

DIE KLINGENSTADT SOLINGEN

Jedenfalls aus meiner Sicht.

Oder: Wie lange wirkt Geschichte nach?

Die Stadt Solingen hat ein Problem: Sie ist keine Stadt. Wie das?

Mehr als einmal hörte ich auf Reisen in mancher Kante der Welt die Frage oder Meinung, Solingen sei ja eine Fabrik oder eine Besteck- oder Messer-Marke.

Solingen ist eine Stadt in Nordrhein-Westfalen, östlich und südlich von der Wupper begrenzt, westlich verläuft Autobahn A3 als nicht nur imaginäre Grenzlinie zum Rheinland und nordöstlich schlängelt sich das schon fast ein wenig westfälisch tickende Wuppertal. Solingen ist eine deutsche Großstadt – aber eigentlich keine Stadt.

Solingen ist, sind viele Städte. Solingen ist nämlich erstens eine Kunststadt, gewaltsam geformt, und das ausgerechnet auf spannungsreichen Grenzlinien manchmal geradezu konträr erscheinender, zumindest sich abgrenzen wollender Mentalitäten. Solingen wurde zweitens in einem brodelnden Wachstumsschub zur Großstadt, im Zeitalter, das man heute Industrialisierung nennt; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert. Beide Aspekte, Mentalgrenze und künstliche Gemeinde aus Verwaltungs- oder Polit-Interesse, sind genau das heutige Problem von Solingen.

Solingen hat nie Zeit gehabt, sich gesellschaftlich – mental und emotional – zu einer als einheitlich empfundenen Stadt zu entwickeln. Ein Phänomen, das in Deutschland oft anzutreffen ist. „Der“ Berliner ist nicht „der“ Berliner; die eine Person sieht sich als Neuköllner, die nächste als Bürger Charlottenburgs, die von Hoppegarten haben kaum bis keine Beziehung zu denen aus Steglitz. Und so weiter. Zwar redet man oft von der Rhein-Main-Region, aber sagen Sie mal

einem Mainzer, er wäre doch fast dasselbe wie ein Frankfurter oder gar Wiesbadener – Glaubensweltkriege und Schimpftiraden brechen aus. Der Offenbacher ist kein Hanauer, die aus Bad Vilbel differenzieren sich selbst von denen aus Bad Homburg, und für uns ist das aus der Ferne alles irgendwie „Rhein-Main“.

So wie für den Rest der Menschheit Solingen schlichtweg Ruhrgebiet ist. Was jeden Solinger zutiefst beleidigt. Obwohl – der Ruhrpott ist ja erstens auf dem besten Wege, eine ex-industrielle europazentrale Vielfalts-Kulturlandschaft zu werden. Und zweitens, eigentlich ist Solingen die Wiege dessen, was später einmal Industriekultur wurde. Aber dessen ist sich in der Klingensteinadt kaum jemand wirklich bewusst.

Solingen hatte mal weniger als 10.000 Einwohner. Das ist so lange noch nicht her, etwa 150 Jahre. Dann wurde es Boomtown, die selbsternannte Welthauptstadt der Bestecke, Rasierklingen, Koch- und Chirurgie-Utensilien mit allerlei Schneidigem und Kuriossem. Vorher war der Bezirk großräumig gesehen ein Zentrum europäischer Rüstungsindustrie; hunderttausende Menschen verloren ihr Leben, geritzt, erstochen, gemetzelt von Solinger Hieb- und Stichwaffen.

Solingen wuchs nicht kontinuierlich, es explodierte geradezu. Dann verfielen die Preußen, denen nach Ende des Ersten Weltkrieges und Abzug der Engländer als Siegermacht, die Verwaltung der Rheinlande innerhalb des deutschen Reiches zugesprochen wurde, auf die Idee, kleinere Städte zu größeren zusammenzubinden. Einfach nur so und ziemlich ungeachtet des historisch gewachsenen, geschweige denn nach Mentalitäten.

Aus Elberfeld, Barmen, Ronsdorf, Vohwinkel, Kronenberg und vielen Dutzend Dörfern und Gemeinden mehr wurde Wuppertal, ein Kunstname, neu erfunden. Hätte man damals einen der beiden Hauptort-Namen, Elberfeld und Barmen, über den jeweils anderen gestellt, wäre offener Bürgerkrieg ausgebrochen. So jedenfalls blieb es bei intellektuellen Guerillagefechten. Auf den andern Hügeln des geologisch Süderbergland genannten Teil des Rheinischen Schiefergebirges, das von der Kölner Bucht in eine westliche Hälfte (u. a. mit der

Eifel) und eine östliche getrennt wird (Bergisches Land, Westerwald), wurden Lennep, Hasten, Honsberg plus wiederum einige Dutzend andere Namen als Remscheid, bis dato Kleinstadt, zusammengefasst.

Und an die 150 Ortschaften behielten auf Solinger Gebiet ihren Namen, hatten jedoch keine weitere Bedeutung, die fünf isolierten Städte Ohligs, Gräfrath, Wald und Höhscheid wurden der Stadt Solingen zugeschlagen. Zuvor war schon Merscheid, das einst Ohligs umfasste, seinerseits nach Ohligs eingemeindet worden, nur weil dort ein Bahnhof an der Strecke Köln–Minden gebaut war und Dorp war Solingen zugeschlagen worden. Später, vor gut einem halben Jahrhundert, kam noch Burg an der Wupper, Kernstadt und wesentlicher Ursprung des Bergischen Landes, zu Solingen. Was die Bürger bis heute nicht akzeptieren (aber nicht mehr laut zu sagen sich trauen).

Aber eben, das waren und blieben Verwaltungsprozesse. Weder in den Herzen noch in Logik und Mentalität der (Ur-)Bewohner und hiesigen Bürger kam dies je so richtig im gefühlten Begriff „Heimat“ an. Politiker bemühen sich nach Kräften, es auf die leichte Schulter zu nehmen und ironisch darüber zu lästern; schon alleine deshalb, weil es ihr größtes und schier unlösbares Problem ist, Solingen wirklich zu einen. Stadtteildenken ist in dieser Stadt manifest. Kurios: Warum, weiß eigentlich niemand so genau, denn in anderen Städten der Welt fühlen Bewohner auch in wesentlich größeren Stadtdimensionen Gemeinsamkeit. Da müssen wohl die Psychologen ran, um es zu erklären.

Überhaupt nicht daran zu denken, dass jemals Solingen mit Remscheid und Wuppertal, offiziell „die Bergischen Drei“ genannt, organisch zusammenwachsen würde. Zu unterschiedlich sind die Gemüter und emotional verbindender früherer Gemeinsamkeiten gibt es keine bis kaum welche. An nichts kann man anknüpfen. Noch nicht einmal, dass alle Orte einmal „Bergisch“ waren, Teil des Bergischen Landes. Aber das ist eine andere, lange und recht komplexe Geschichte. Von Bedeutung ist sie heute nicht mehr im Ansatz oder irgendeiner ernsthaften Art und Weise.

Wovon spreche ich also hier, wenn ich es „mein“ Solingen nenne. Ist doch logisch, so wie es jeder Solinger tun würde und täglich

beweist: „Sein Solingen“ findet sich immer nur im Kopf eines jeden einzelnen statt.

Solinger mögen Solingen. Weshalb sie gerne drüber prackesieren. Steht mundartlich für „sich darüber den Kopf zerbrechen“, grübeln, fabulieren. Also, sei's drum.

ERHOLUNGSPAUSE: APHORISMEN, *eigene*

*Solinger lieferten selten
jemanden ans Schwert.
Aber die Schwerter für die,
die geliefert waren.*

*Ich weiß es nicht,
soll ich beim Denken
reden oder schweigen.
Aber ich weiß genau,
beim reden
sollte ich lieber denken
oder sonst schweigen.*



LEBENSLANG SOLINGEN

Ich bin 1948 in Solingen geboren, in der Bethesda, einem nicht mehr existenten kleinen Krankenhaus am Scheitelpunkt der Friedrichstraße. 14 Tage „nach der Zeit“, also zu spät. Typisch Solingen – mer hant et nit su illig. Mein ganzes bisheriges Leben bin ich in Solingen wohnen geblieben. Die beruflichen Umstände machten es möglich. Teufelsinsel, Weegerhof, Morgenstraße (Höhscheid), Germanenstraße, Geilenberger Weg, Hasselstraße, das waren die Stationen. Meine Frau stammt aus Ohligs, dem dort so genannten Unterland. Aber immerhin: Solingen! – Wie also sollte ich keine Beziehung zu Solingen haben und diese Stadt ganz einfach mögen?

Vielleicht weil es mein Beruf einerseits, meiner Frau und mein gemeinsames Hobby – nämlich Reisen – andererseits mit sich brachten, dauernd auf der Welt unterwegs zu sein. Tausende von Städte, zig Dutzend Länder (ich glaube, es sind über 70) kennengelernt zu haben. Das bildet nicht nur – das schockt vor allem. Wenn man dann wieder von „draußen in der Welt“ zurückkommt nach Solingen. Wie soll man da diese Stadt nicht miefig, provinziell, mental kleinkariert, als ein improvisiertes Chaos empfinden?

Wie nicht? Vielleicht, wenn man die positiven Erfahrungen gemacht hat, die ich erlebt habe und die, je älter ich werde, ein ums andere Mal als ein riesiger, kaum glaublicher Zufall und als ein positives Schicksal sehe, wie vielleicht wenige Menschen in dieser Stadt zu eben jenem ihrem Heimat- und Lebens-Ort haben. Mir hat diese Stadt Möglichkeiten eröffnet, die phantastisch waren und es so gesehen in ihrer Nachwirkung immer noch sind.

ALLE SIND DAFÜR, DAGEGEN ZU SEIN.

Ja, es gibt sie, zu Hauf, diese miesepetrigen Knötterer, Stinkstiefel, Bangböxen, Dawersköppe, die ewigen Meckerer. Die alles besser zu wissen in derb-unflätigen Statements vor allem ungefragt von sich geben, deren geistige Substanz und konkreter Beitrag zur Lösung eines Sachverhaltes dünner ist als kolikenverursachender Dünnschiss. Ja, das ist typisch Solingen.

Ja, es gibt sie, eher vereinzelt, aber immerhin, diese konstruktiven, kreativen, künstlerischen, kommunikativen, kommunal engagierten, kollegialen und kooperativen Positivisten, Protagonisten, Professionellen, Mentoren, Mäzene oder ganz einfach Menschenfreunde. Auch und vor allem in dieser Stadt Solingen. Man kennt sie, aber Achtung und Anerkennung erfahren sie eher selten. Es macht sich hierzu stadtdächtig, wer etwas freiwillig, ohne Gewinnabsicht, ohne Erlangung eigener Vorteile, ohne andere auszubooken, ohne Selbstnutz tut. „Wat will dä?????“ Der Fragezeichen sind dann viele.

Überhaupt, diese Stadt lebt von ihren Widersprüchen. Kaum einer, der nicht mit ins Gejammer einstimmen würde, „hie is jo nix loss!“. Nichts geschähe. Geschieht etwas, egal was, dann dieses Klagen: „Wat soll dat? Wat will dä? Dat bruuk ech nicht. Wiesu darf dä dat?“ Fragen über Fragen, die nur gestellt werden, weil man sich selbst bei seiner eigenen Faulheit und Fahrlässigkeit ertappt fühlt. In Solingen ist es jemanden verboten zu tun, was andere schon längst zuwege gebracht haben sollten, aber schuldhaft unterlassen haben. Alles klar?

Nichts ist klar in Solingen, außer dass alles, was man redet, sich wünscht, entscheidet, erledigt, initiiert, sich vor allem im Wunsche der jeweils anderen ins Gegenteil verwandeln möge. Täglich auch dies: „Et rönt alt wie'r“; in Solingen regnet es geföhlt „immer“. Dann scheint die Sonne: „Dat es su heißt, dat verdrag ech nit“. Kein Schnee – „fröher wor dat andersch“. Schnee: „Dr Obus fährt nit, stell dr dat vür!“.

MEINE MENTOREN

Nun hatte ich das Glück, jenen alles zunichte machen wollenden Drüchfotts zu entgehen und des öfteren, fast überwiegend, vor allem in meiner Jugend, mit nach vorne blickenden, zupackenden, wohlwollenden, respektverbreitenden Menschen zu tun zu haben. In der Schule, in der Berufsausbildung und in der Freizeit, in der ich dann gelernt habe, was mich im späteren Berufsleben befähigte, eine ziemlich verwegene und in dieser Form sehr ungewöhnliche Laufbahn einzuschlagen, das Wort Karriere wäre das falsche, denn es war von Anfang an eine Tätigkeit jeweils am „cutting edge“, der ersten Welle und vordersten Front sich geradezu überschlagender industrieller Technologie-Revolutionen.

Niedlich ausgedrückt: Ich bin ein Kind der Aufbaujahre, der Hippie- und Beatles-Ära, der Totalrevolution im grafischen Gewerbe und darüber hinaus ein *enfant terrible* im deutschsprachigen Fachjournalismus, Sparte Medien, Marketing, Kommunikation. Warum? Ich behaupte ernsthaft: Weil ich Solinger bin.

Ja, ich habe gute, sehr gute Erinnerungen an die Schulzeit, die Lehrer. Allen voran (der bis dato noch lebende) Wilhelm Bramann, der mein Talent für's Fabulieren geweckt hat – mein eigentlicher und ursprünglicher Mentor, auch wenn er sich selbst so wohl nicht sieht, nach eigenem Bekunden. Aber auch andere, darunter der spätere Oberbürgermeister Gerd Kaimer, waren Pädagogen, wie sie wohl heute kaum noch zu finden sind. Man müsste noch etliche nennen, sie alle waren uns Schülern mehr Coach, wie man heute sagen würde, als „Einrichterer“.

WEIL ICH BENACHTEILIGT WURDE, HATTE ICH VIELE VORTEILE

Zum Glück bin ich Solingens erstes offizielle Opfer der Emanzipation geworden, zum Glück. Sonst wäre ich vielleicht heute frustrierter, arbeitsloser Ex-Maschinensetzer, den die Zeitungen heute nicht mehr brauchen.

Was mir widerfuhr, würde heutzutage beim Europäischen Gerichtshof zu meinen Gunsten entschieden. Dass es damals nicht zu meinen Gunsten entschieden wurde, war zu meinen Gunsten.

Ein angesehenener Mensch im Familienclan war zeitlebens Maschinensetzer beim Solinger Tageblatt, Verlag B. Boll. Maschinensetzer waren einst hoch geachtete Menschen, da das, was sie taten, für andere irgendwie zwischen magisch und unerklärlich war. In der Hierarchie der seit 500 Jahren nach eher strengen Zunftbräuchen sich gebärdenden Druckindustrie – „Jünger Gutenbergs“ – standen sie in der Hochachtungs-Skala weit vorne. Dieser Mann, namens Herbert Mehli, sei „auch in den schlechten Zeiten nie arbeitslos gewesen“, hieß es, weshalb meine Eltern mir rieten, den Beruf des Setzers zu ergreifen. Onkel Herbert würde sich schon darum kümmern. Was auch geschah.

Und so musste ich beim streng dreinblickenden Verleger Bernhard Boll „antanzeln“, wo ich mit drei, vier anderen eine regelrechte Prüfung zu absolvieren hatte – Schreiben, Rechnen, Zeichnen, logische Denksportaufgaben. Einige Tage später dann die Einladung zu einem persönlichen Gespräch mit dem Verleger (damals schrieb man noch Briefe, von Emails ahnte man nichts).

Der eröffnete mir dann mit ernst blickender Mine, ja – also, es sei so: Ich hätte die Prüfung als bester bestanden, weswegen mir sozusagen nach alter Tradition die Lehrstelle zugesprochen worden wäre. Doch bevor ich noch Freude empfinden konnte, kam mit festem Blick in meine Augen das große „Aaaaaber!!!“.

Aber, man habe sich dieses Jahr anders entschieden. Weil erstmals auch ein Mädels zur betriebsinternen Eingangsprüfung dabei gewesen sei und auch deren Leistungen brauchbar, hätte man sich für eine Revolution entschieden: Die erste Schriftsetzerin im Hause Boll auszubilden. – Natürlich war ich enttäuscht. Erst Jahre später dämmerte mir, es war einer der größten Glücksfälle meines Lebens.

Denn dank Beziehungen und Einfluss von Onkel Herbert bekam ich eine „Ersatz-Lehrstelle“, die ich in der Erfahrung meines extrem informationsreichen Berufslebens als das beste empfunden habe, was man einem jungen Menschen antun kann. Unter anderem deshalb,

weil mein Lehrmeister Dinge von mir forderte, für die er heute wahrscheinlich Job und Lehrberechtigung verlöre – Kloputzen war das einfachste davon. Er reizte meine Fähigkeiten bis knapp über die Grenze des Möglichen und Machbaren aus. Das mit dem Reizen ist wörtlich zu nehmen. Dieser Mann hatte ein offen erkennbares Lust- und Machtgefühl daran, andere Menschen zu drangsaliieren, wie man es auf Solingerisch formuliert. Zu piesacken – auf deutsch: zu quälen. Er dachte sich fortlaufend Gemeinheiten aus, so schien es mir (in heutige Begriffswelten übersetzt: Ich lebte als Lehrling in einem beruflichen Dschungelcamp mit täglichem Survival-Training). Kaum konnte ich etwas, hatte es erlernt, stellte er noch höhere, meist anfangs unerfüllbar scheinende Forderungen. Er tat es mit Absicht, und zwar in absolut guter.

Mit der Folge, dass ich in unglaublich kurzer Zeit viel mehr beruflich leisten konnte, als ich mir selbst zugetraut hätte. Da passte es hervorragend, dass der Inhaber der Druckerei, in der ich lernte, Walter Georgi, ebenfalls zu solcher Art „Rücksichtslosigkeit“ gegenüber Lehrlingen tendierte, was auch in diesem Fall nur zu meinem Vorteil war. Ob Drucken – obwohl es gar nicht mein Lehrberuf war –, in der Buchbinderei von muskelfordernden und/oder stupid endlos erscheinenden Routinearbeiten, ob Auslieferfahrten, Besorgungen, ob Büro – Knall auf Fall: „Hör mal, Du kannst doch Schreibmaschine schreiben. Ab Montag machst Du 3 Wochen Büro!“, weil die Bürokraft Urlaub hatte –, ob Henkelmänner für die Belegschaft aufwärmen (metallene Transportbehälter für das von jedem für sich selbst mitgebrachte Mittagessen, die im Wasserbad erwärmt wurden) oder stunden- und tagelanges Korrekturlesen: Nichts, was in einer Druckerei an Arbeit anfällt, die ich nicht hätte intensiv kennenlernen oder möglichst auch vernünftig beherrschen sollte.

Widerspruchsgeist, der ich wohl schon immer war, hatte dies nicht selten meinen Zorn entfacht. Auf meine Art und Weise, indem ich es ihnen „heimzahlen“ wollte, ihnen zu beweisen, dass ich sogar noch mehr konnte und es besser konnte als von ihm verlangt. Nach dem Motto: ‚Na gut, wenn ihr mich nicht richtig ausbildet, dann lerne ich es eben selbst.‘ Ein genialer Trick. Zum Glück bin ich erst dahinter ge-

kommen, als die Lehre schon um war und ich im Berufsleben zig, zig Mal – als Fachjournalist fast täglich – mit Herausforderungen konfrontiert wurde, bei denen rasches Lernen über die berufliche Existenz entschied.

Es ist vielleicht unvorstellbar und klingt völlig abgehoben, aber es ist so: Im Laufe des Berufslebens habe ich de facto (wenn auch nicht formell, so aber substanziell) mindestens ein Dutzend Berufe gelernt. Und das war alles nur möglich, weil die hier in Solingen damals so „schlecht“ mit Lehrlingen umgingen ... :-))

TIPPSER

(Vielleicht weiß das ja heute keiner/kaum noch jemand. Die schreibmaschinenklappernden Sekretärinnen nannte man einst „Tippse“, weshalb das männliche Schreib-Pendant folglich Tippser (oder Tippserich?) heißen muss.)

Mit dem gleichen Trick, den Ehrgeiz durch Überforderung zu weckend, provozierte Mally Jansen, DIE Institution in Solingen, um Schreibmaschine schreiben und Steno zu lernen (damals „Königs-Tugenden“ der gebildeten Büromenschen) die Leistungsfähigkeit junger Menschen. Meine Nenn-Patentante Dr. Rita Mehlis, Studiendirektorin, schenkte mir zur Konfirmation ein damals noch mechanische, entsetzlich klappernde Schreibmaschine mit der mahnden Verpflichtung, das Schreiben mit dem Apparat geflissentlich und anständig zu erlernen (ja, der Begriff ‚anständig‘ hatte noch allgemeinverständliche Bedeutung). Also hin zu Mally Jansen in ihre Privatschule am Mühlenhof. Steno einfach mal so aus Spaß nebenbei mit angemeldet. Mally Jansen war ein Talent, wie es in Solingen kein zweites gab und gibt. Streng, aber unglaublich inspirierend. Nach den Grundkursen hatte ich Lust, weiterzumachen, ein anderer männlicher Kurs-Kollege – Peter Guntermann, später hochrangiger städtischer Beamter – auch. Wir zwei gegen „die ganzen Weiber“ in der Klasse. Na, da wollten wir doch mal zeigen, wer besser ist. Das Resultat: Niederrheinischer Jugendmeister im Schreibmaschinen-Schnellschreiben; der Gipfel meiner sportlichen Karriere :-)

Später dann Steno-Schnellschrift, wöchentliches Training. Richtiges Hochgeschwindigkeitsschreiben. Und immer, immer, immer wieder: Tippen, Tippen, Tippen (man frage mich, was ich heute noch am liebsten tue: Na klar, Texte tippen, so wie diesen hier). Dann wurde ich Jugendleiter im Stenografenverein, organisierte Fahrten und Feste.

INZWISCHEN WAR ICH „RAMPENSAU“ GEWORDEN.

Walter Rex, Mitte der 1960er Jahre Leiter des Jugendamtes der Stadt Solingen und Gerhard Düdden vom Haus der Jugend boten mir Bühnen, die damals schon einmalig waren. Und zwar wortwörtlich. Eine Kette von Zufällen machte mir möglich, was niemals planbar gewesen wäre.

Max Waluga war damals Conférencier (das hieß noch nicht „Moderator“ oder „Anchorman“, und „Ansager“ war eine Beleidigung) der sittsamen Jugendamts-Veranstaltung „Jugend tanzt“, bei der richtige Tanzorchester richtige Tanzmusik machten und im Konzertsaal richtig getanzt wurde, bei Cola und Sprite (die mitgebrachten unterm Tisch versteckten Flaschen müssen nicht extra erwähnt werden). Max und seine Frau waren, genau wie Mally Jansen, eine feste Institution in Solingen. Tanzschule Waluga – man frage die heutigen Senioren, wer da nicht Tanzen gelernt hat? Wohl kaum einer. Es ging dort mit unglaublich penibler Noblesse zu. Denn das Ehepaar Waluga verstand sich vor allem auch als „Benimm-Coach“, wie man heute sagen würde. Korrekt von der Anrede „Fräulein, darf ich bitten?!“ bis zum Sitz der korrekt gebundenen Krawatte am stets geschlossenen Hemdkragen – und bitte das Einstecktuch nicht vergessen! – ging es im Tanzunterricht zu. Wobei die Damen auf der einen Seite des Raumes, die Herren auf der anderen saßen. Die Durchquerung des Saals zwecks Partnerwahl beim nächsten Tanz wurde so zum Sprintparcour.

Doch „Jugend tanzt“: Aufgrund mir Spaß machender und andere Menschen Nerven kostender Aktivitäten bei einer von Wilhelm Bramann initiierten Laienspielgruppe des Aufbauzuges Zweigstraße hatte ich nämlich mit einigen anderen Mitschülern ein Kabarett gegründet, „Die Scheltbürger“. Damit traten wir bei Jugend tanzt auf. Ich

wurde von Walter Rex gefragt, ob ich als Nachfolger von Max Waluga (er war des Jobs müde geworden, oder es kollidierte mit seinen eigenen sonntäglichen Tanzkursen) die Leitung übernehmen wolle.

„Das kann ich doch nicht!“ erwiderte ich. Und ein einziger Satz, der dann folgte, hat mein Leben tief geprägt: „Wenn ich der Meinung bin, Du könntest das nicht, hätte ich Dich nicht gefragt.“ – Unglaublich, aber analytisch gesehen ist es so: „Jugend tanzt“ wurde die Grundlage meines späteren beruflichen Erfolges. Und zwar fernab und formal völlig unabhängig von Bühne und Unterhaltung in ernstesten technologisch-betriebswirtschaftlich, unternehmerisch-strategischen Gefilden. Und doch wieder nicht: Jeder Journalismus ist nichts anderes als eine Tanzveranstaltung mit Worten, Bildern, Szenen, Tönen.

Jede spätere Herausforderung im Leben, im Beruf, empfand ich als nichts anderes als eben jene bestimmte bis empörte Aussage von Walter Rex. An seine Stelle traten Ereignisse, die wir Zufälle aussahen, aber von denen ich stets annahm, sie wären mir nie begegnet, wäre „das Schicksal“ (wer oder was auch immer das sein mag) der Überzeugung, dass ich es nicht schaffen würde.

ERFOLG DURCH MÄKELN

Weitere Solinger beflügelten das, was man Lebensweg nennt. Alois Weber, Lokal- und Kulturredakteur beim Solinger Tageblatt beispielsweise.

Mitte der 1960er Jahre tourte ein alternder Entertainer durchs Land, der für den, der es buchte, Talentwettbewerbe für junge Sänger organisierte. Die damalige Elterngeneration war durch den Weltkrieg und die Zeit davor geprägt – Singen gab es da nur in fast schon (und oft auch tatsächlichem) militärischem Drill, bei einem Festkommerz oder nach strengen Regeln im Gesangsverein.

Nun war aber ja für die jüngeren „Befreiung“ angesagt, gemäß und eingedenk der damaligen provokanten Formel „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren“ (was soviel bedeutet wie: Die, die per Gesetz oder angemäßer Moralinstanz zu richten hatten, waren noch oft in der so genannten Nazizeit verhaftet, mit anderen Worten muffig-

spießig-gestrig) probte man aktiven Widerstand, was ja dann auch geradezu folgerichtig zu den inzwischen legendären 68er-Unruhen führte. Nämlich der Totalverweigerung. Ja, im Nachhinein betrachtet gebe ja selbst ich es zu, wir waren auf Protest gebürstet. Lange Haare und Miniröcke gute Mittel, um es auch äußerlich zu symbolisieren.

Und so fand eines Tages unter dem Motto „Chance 67“ auch in Solingen ein Gesangswettbewerb statt – erster Preis das Versprechen, in einem Tonstudio eine Probeaufnahme machen zu können (ja, heute sind die Preise um gigantische Dimensionen größer). Ich hatte das quälende Vergnügen, als Co-Moderator mich durch eine ziemlich banal organisierte Veranstaltung des reisenden Talentweckers zu quälen.

Danach behauptete ich kess, es besser organisieren zu können. Walter Rex trug die Idee dem damaligen für Lokales und Kultur zuständigen Tageblatt-Redakteur Alois Weber zu, dem gefiel im Verein mit der Verlegerin Edith Boll, es als ST-Chose vermarkten zu können (eine Attitude, die bis heute das Verlagshaus charakterisiert). Uns war es recht, denn so hatten wir ideale Bedingungen für eine damalige alternativlos stadtweite seriöse Publikationsplattform. Die feinfühligste Verlegerin Edith Boll übernahm die Schirmherrschaft und stiftete bescheidene Geldpreise, – und ich hatte von den beiden Senioren Rex und Weber kontrollierte Freiheit, die „show 68“ zu kreieren. Der dann noch viele folgten, unterstützt und später fortgeführt durch talentierte Freunde auf und hinter der Bühne.

Die „show“ wäre wahrscheinlich ohne den improvisationsbegnadeten Solinger Pianisten Wolfgang Trier nicht möglich gewesen wäre oder sogar sängerisch ein Flop geworden. Immerhin standen viele der wagemutigen Hobby-Talente zum ersten Mal überhaupt auf einer Bühne – und dann gleich vor weit über 1.000 Zuhörern; im Scheinwerferlicht, ein ungewohntes Mikrofon in der Hand und einen hallenfüllenden Sound. Da bekam so mancher Angst vor der eigenen Stimme. In einem Song der unsicheren piepsigen Stimme eines niedlichen Talentpüppchens folgend die Tonart zig mal zu wechseln war für Wolfgang Trier kein Problem und so kamen selbst schwache, aber durchaus mu-

tige „Talente“ zum Genuss, einmal auf den Brettern, die für manchen die Welt bedeuten und damit auch im Rampenlicht zu stehen.

Die Verbindung zum Tageblatt ergab, dass ich auf der Start-Ziel-Festwiese während der Wandertage – halb Solingen stiefelte durch die Wupperberge – das Bühnenprogramm gestalten und präsentieren durfte.

SOVIEL ZUFÄLLE KÖNNEN DOCH KEIN ZUFALL SEIN

Die ehemalige Chefsekretärin des später ermordeten Verlegers Bernhard Boll, Ursula Beier, hatte zusammen mit ihrem Mann Carl-Heinz, einem bekannten Uhrmacher und Juwelier von der Unteren Hauptstraße, eine Hilfsorganisation „Ceylon Direkthilfe e.V.“ gegründet. 1981, auf einem Flug in den Urlaub, übrigens der Preise wegen damals über Moskau, hatten sie einen auf der Tropeninsel als Star verehrten Schauspieler – er saß auf dem Nachbarplatz im Flugzeug – kennengelernt. Er lud sie ein, ihn in Sri Lanka zu besuchen. Erst da wurde den Beiers bewusst, wen sie wirklich kennengelernt hatten; immerhin keinem geringeren als dem Schwiegersohn der damaligen srilankischen Ministerpräsidentin Bandanaraike, deren Tochter Chandrika Ehefrau von Vijaya Kumaranatunga, eben jenem Filmschauspieler, war – der später ebenfalls einmal Ministerpräsident von Sri Lanka werden sollte. Sein Leben endete tragisch, er wurde 1988 erschossen. Und seine Witwe, Tochter der legendären Ministerpräsidentin Bandaranaike, wurde ebenfalls nach dem Tode ihres Mannes Ministerpräsidentin. Aber davon ahnten Beiers nicht das geringste, als sie tatsächlich Vija's (so sein Kurzname) Einladung folgten und eher nebenbei erfuhren, dass er sich für die Unterstützung von Waisenhäusern engagiert und ihnen ein solches zeigte – was daraus folgte, ist selbst zuviel für eine Filmstory, keiner würde es glauben. Einfach mal nur vorweg zusammengefasst als die Gründung und das Wirken der „Ceylon Direkthilfe“. Eine wahre Flut an sich geradezu überschlagenden Ereignissen ließen diese CDH von Start an zu einem der wohl erfolgreichsten Hilfsorganisationen werden, die in Deutschland von Privatleuten gegründet wurden (und zwar von nicht vorher schon „Prominenten“). Auch mit einem Batikfabrikanten

kam man in Kontakt, der spendete Kleider, die in Solingen verkauft werden sollten, um Hilfgelder zu generieren.

Für eine Modenschau suchten sie einen Conférencier – und Ursula Beier – die 2017 völlig zu recht mit einem sehr renommierten Ehrenpreis der ZDF-Aktion „Ein Herz für Kinder“ ausgezeichnet wurde – erinnerte sich an mich. Dank eines Tipps eines Mannes, den zu meiner Zeit als Schrebergärtner auch an der Unteren Wernerstraße eine Parzelle beackerte, und der wiederum als ehemaliger Uhrmacher den Beiers in der Werkstatt aushalf (wie gesagt: so viele Zufälle können gar nicht sein; respektive: Erst später deutet man es als Zufall).

Ich moderierte die Modenschau, der heute in Solingen so bekannte und mit seiner soliden Fotokunst bekannte Lichtbildner Christian Beier war damals umjubeltes „Model“ – einziger Mann unter zig aufgeregten Frauen, die auf dem improvisierten Catwalk in wallenden Batikgewändern stolzierten. Und wiederum dieser unglaubliche Zufall: Die Zusage zur Moderation gab ich gerne, denn Monate zuvor hatten wir eine Urlaubsreise gebucht, die zwei Wochen nach dieser Modenschau beginnen sollte. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, wohin sie gehen sollte: Nach Sri Lanka.

Über 35 Jahre, über manche bewegende und dramatische Veränderungen hinweg, haben wir als Ceylon-Direkthilfe e.V. mit einer Handvoll Menschen buchstäblich Millionensummen an Spenden generieren und in sehr sinnvoller Weise in Sri Lanka investieren können. Vor allem nach dem Tsunami 2004 hat abermals der Zufall in unglaublicher Intensität Regie geführt und wir konnten konkret und schnell zielgerichtet helfen.

Damals hatten wir für den Jahreswechsel einen Besuch bei der Familie meines Patenkindes geplant, die nahe Berlin wohnt. Am zweiten Weihnachtstag 2004 ereignete sich im Indischen Ozean der verheerende Tsunami, ausgelöst vom drittstärksten jemals aufgezeichneten Beben. Man schätzt die Zahl der Getöteten auf 230.000, in Ceylon verloren rund 35.000 Menschen ihr Leben. Auch und vor allem in Gebieten, in denen die Ceylon-Direkthilfe aktiv und längst mit Hilfs- und

Häuserbau-Projekten vor Ort war. So konnten Beiers praktisch Stunden nach der Flutwelle Kontakt aufnehmen und erste Soforthilfe-Maßnahmen einleiten. Noch am Abend des zweiten Weihnachtstages habe ich alle regionalen Redaktionen informiert und einen Spendenaufruf gestartet; anderntags wurde dieser auch im Radio und Regionalfernsehen ausgestrahlt. Eine hektische Zeit begann. Dennoch fuhren wir nach Berlin, Telefone gab's ja überall, man war also aktionsfähig (Emails waren gerade erst geboren und noch nicht Allgemeingut).

Da rief bei mir n-tv an, ob ich nicht zu ihnen ins Studio kommen könnte, zu einer Live-Sendung. Ich sagte sofort zu. Denn das Studio war genau dort, wo wir per Zufall gerade waren: In Berlin. Weil ich schon mal im Studio war, wurde ich dann auch stante pedes bei n24 mit einem Live-Interview eingebaut.

Derart bundesweit ausgestrahlt, wurden wir als kleine wenige-Menschen-Hilfsorganisation Spendensammelzentrale für die drei bergischen Großstädte und darüber hinaus; es kamen binnen Tagen über eine halbe Millionen Euro zusammen. Die konnten wir zielgerichtet und mit wenig Verlusten (logo, Schmiergelder sind weltweit Teil der ganz natürlichen Kostenstruktur) Aufbauarbeit leisten. Eigentlich ... aus reinem Zufall, der uns über Jahrzehnte die Treue hielt.

SOLINGEN

Was immer in meinem Leben wichtig war und wurde – es hatte in Solingen seine Wurzeln oder Grundlage, Ursprung und Einfluss.

Pfarrer Stratmann von der Lutherkirchengemeinde bin ich heute dankbar, dass er mich durch sein arrogantes und wenig sensibles Verhalten aktiv aus der Kirche vertrieben hat – im weiteren Verlauf der Texte wird es ausgiebig geschildert.

Dieser Solinger Pfaffe jedenfalls vergaulte mir den Klerus und so war ich frei, mich der Religion statt der inquisitorischen Institution Kirche zu widmen. Und mit der Religion vor allem dann der Philosophie. Was sich im späteren beruflichen Tun auf einen relativ einfachen Nenner reduzierte, indem ich über zwei Jahrzehnte intensiv in der mir greifbaren und online zugänglichen Literatur plus in unzähligen

Gesprächen der relativ prinzipiellen Frage nachging: „Wie denkt eigentlich der Mensch?“

Eine höchst pragmatische und nützliche Frage. Denn wenn man beispielsweise Werbung treiben oder Artikel schreiben will, muss es einem gelingen, das Denken der Menschen zu beeinflussen, sonst erreicht man nichts. Und eben über diese Antwort – von der ich glaube, sie in hinreichendem Maße gefunden zu haben – habe ich viel geschrieben, dokumentiert, Vorträge gehalten. Es war eine unglaublich anstrengende, aber auch extrem lohnenswerte Reise in Gefilde, in denen sich die meisten Menschen nie hintrauen: Ins Innere von einem selbst.

Wobei eben der Zufall – wie immer – Regie führte. Hätte mich der Solinger Pfarrer Stratmann nicht brüskiert, hätten mich das Solinger Ehepaar Beier nicht mit so vielen Menschen in Sri Lanka in Verbindung gebracht und damit eine Initialzündung ausgelöst, hätten meine Frau und ich auf den vielen, vielen Asienreisen nicht so viele kluge Menschen – darunter einige Mönche – getroffen, hätte ich nie eine typisch europäische, nämlich logische Antwort auf die Frage „Wie denkt der Mensch?“ gefunden. Sie war nämlich nur möglich, indem ich die Weisheiten Asiens, um es einmal pauschaliert zu sagen, zu Rate zog und zugrunde legte. Konkreter gesagt, die buddhistische Philosophie, die – das muss man immer wieder überdeutlich betonen – nicht zwangsläufig auch mit religiösen Riten des Buddhismus zu tun haben muss; also „buddhistisch“ zu denken bedeutet nicht, sich dem Räucherkerzenduft hinzugeben. Aber dem Wesen der Ruhe schon ... - - - was Deutsche regelmäßig überfordert, habe ich den Eindruck.

* * *

Dass ich nun, am Ende einer beruflichen Aktivität, die mich wahrlich um den Globus, durch die Welt brachte, die mir Vergleiche zu anderen Kulturen, Religionen, Sitten, Lebensformen möglich machte, die mir Begegnungen mit zig Tausend Menschen bescherte, nach Solingen zurückkehre in die eine oder andere Solinger gesellschaftliche und

Vereins-Aktivität, ruft bei mir „ach – zwei Seelen in meiner Brust“ hervor.

DIE IDEALE STADT INMITTEN DEUTSCHLAND UND DER WELT. WIRKLICH ?

Einerseits, das habe ich ja selbst erlebt, ist Solingen ein angenehmer Mittelpunkt Deutschlands, Europas, ja der Welt. Mindestens zwei und dank ICE eigentlich drei Flughäfen sind in kürzerer Zeit zu erreichen, von dort aus geht's in alle Welt, oft sogar nonstop. Das ist übrigens mehr als in New York möglich ist.

Von Solingen aus ist Asien ist grob gerechnet ebenso weit entfernt wie Amerika. Nach Oslo oder Wien ist es in etwa gleich weit, binnen Deutschland sind Hamburg und Berlin, Stuttgart oder Nürnberg in Halbtagesreisen erreichbar. Antwerpen, Zürich, Paris, Venedig – man kommt schnell und gut hin und zurück. „Meine“ ehemalige Stamm-Messe, die drupa, Weltmesse der grafischen Industrie, findet in Düsseldorf statt. Unter den weltweiten Berufskollegen war ich einer der ganz wenigen – eigentlich der einzige –, der abendlich im eigenen Bett schlafen konnte. Selbst Taxifahrten nach reichlich Alt-Genuss sind bezahlbar. Also: Solingen, wo kann man idealer wohnen und arbeiten als hier?

Wäre da nicht die inzwischen vertiefte, intensivierete Sucht – oder soll man es Dämlichkeit nennen? – der Solinger, sich tatsächlich als Nabel des geistigen Universums zu sehen. Hier hat ein für mich total erschreckendes Scheuklappendenken eingesetzt oder wahrscheinlicher sogar, nie ein Ende gefunden. Mich schaudert wenn ich miterlebe, wie hier jegliche Idee erst mal mit einer ziemlichen Aggressivität in Grund und Boden verdammt wird, bevor sie überhaupt ernst genommen wird. Solingen ist arm, Solingen ist schmutzig und verludert geworden, die Stadt ist pleite, kaum geht noch etwas, was konstruktive Zukunftsgestaltung betrifft. Und wenn, dann zerreißt man Vorschläge und Ideen mit so viel Verve, dass das Wort „Hass“ sich automatisch aufdrängt. Welch Abgrund!

Ich glaube, wer als Fremder (gar als Tourist) nach Solingen kommt und diese Stadt schön findet, der hat auch seine Freude im Sado-Maso-Studio und liebt die Peitschenhiebe auf seinem Körper. Von offizieller Seite bemüht man sich immer, mit Hinweisen wie „na schaut mal, wir sind doch eine ziemlich grüne Stadt“ schönzureden. Das ist partout nicht falsch. Aber so einzig, dass nun die Welt aufhören würde, ist es nun wahrlich auch nicht.

SIND VERGLEICHE FAIR?

Ich habe Städte kennengelernt, die waren ärmer als Solingen. Aber fröhlicher und optimistischer. Ich habe Länder gesehen, die hatten verdammt weit mehr Probleme als Deutschland. Aber die Bevölkerung war von Resignation weit entfernt. Ich habe zig zig zig Situationen miterlebt, die waren aussichtsloser, als es die Situation Solingen ist, aber zum Schluss hat konstruktives Denken und einvernehmliches Handeln die Lösung von Problemen gebracht. Man muss nur wollen. Man muss sich einigen, was nicht gleichbedeutend ist, einen Kompromiss zu finden. Wer im Casino auf rot oder schwarz zu setzen hat, kann keinen Kompromiss finden, es sei denn, er bleibt dem Spiel fern. In der Politik wird viel zu viel nach Kompromissen gesucht und daher bleibt man der Gestaltung der Zukunft abgewandt. Man muss die Kraft haben, rigoros zu sein und Risiken zu tragen – gemeinsam. In Solingen will immer jeder nur recht haben. Und hat zugleich Angst vor anderen.

Das Solingen der 1960er Jahre und das von heute, 50, fast schon 60 Jahre später, ist nicht zu vergleichen. Solingen hat sich gewandelt. Eins habe ich in der Welt gelernt: Immer, immer stinkt der Fisch vom Kopf her. In Firmen: Schlechte Chefs = schlechte Bilanzen. In Organisationen: Schlechte Strategie = nur geringe Erfolge. Im Leben: Keine Vernunft = nur Streit. Und deshalb kann man den heutigen Zustand der Stadt nicht der Geschichte, den Umständen, der „Lage“ zuschieben, Schuld von sich weisend. Dieser Stadt ist gesamtgesellschaftlich inzwischen die mentale Munterkeit verloren gegangen, die sie einst mit ihren vielen stoisch an sich selbst glaubenden Knösterpitern und durchaus auch Eigenbrötlern hatte.

HARMONISCHE STREITKULTUR. UNKULTURELLE DISHARMONIE.

Schon immer war es in Solingen üblich, nur deshalb in Vereine zu gehen, um sich darin zu streiten. Das ist wohl bergische Sitte, nicht umsonst hat die Nachbarstadt Wuppertal im Verhältnis zur Einwohnerzahl die meisten Sekten und die Nachbarstadt Remscheid erst gar kein nennenswertes (sprich kooperativ-vielfältiges) Verhältnis zu Solingen. Die verbindende gemeinsame Müngstener Brücke, ein deutsches Unikum, wird eher als Grenzposten über den wässernen Vorhang Wupper gesehen, einer Mentalgrenze zwischen Rheinischem und Westfälischem.

Solingens Bürgerschaft, auch die Fabrikanten, hat und haben lange nicht nur dank „made in Germany“ wie die Made im Speck gelebt; sie haben bei ihrer selbstgefälligen Beteuerungs-Leier „Solingen – Weltruf durch Qualität“ vergessen, wie man in einem globalen Wettbewerb kämpfen muss, um das Erreichte, um den Erfolg zu erhalten und in die Zukunft fortzuschreiben. Was war, ist das eine, darauf kann man stolz sein. Was kommt, die Zukunft, ist das andere, und die fordert von jedem (Menschen, jeder Stadt, jedem Land) jeden Tag aufs Neue, bei Null zu beginnen oder das Erreichte in sinnvoller Art und Weise fortzusetzen oder zu beenden. Entscheidungen zu treffen, schwarz-weiß, ja-nein. Kompromisse, Selbstgefälligkeiten, Rückblicke auf Früheres sind hilfreich, aber nicht unbedingt die Lösung kommender Aufgaben.

Es gibt in Solingen erfolgreiche Unternehmen, die im internationalen Wettbewerb bestehen, die so gesehen vieles bis alles „richtig machen“. Kurios einerseits, leider kaum öffentlich wahrgenommen wird, dass man sie für Ausnahmen hält. Hey, das muss man sich mal erst vor Augen führen, um denn vor Entsetzen oder Staunen den Mund gar nicht mehr zuzubekommen: Firmen, die auf der Höhe der Zeit sind, sind in Solingen für andere Solinger keine Vorbild, sondern man beeilt sich zu betonen, deren Beispiel könne man ja nicht auf andere übertragen. – Wie sagt man heute im Slang-Sprech: „Sorry, geht’s noch?!“

Es bleibt nicht beim Schimpfen. Auch Lob soll sein. Solingen ist eine Stadt, in der es sich angenehm leben lässt. Dazu könnte man hunderte von Argumente und Fakten zusammentragen. Letztendlich

haben wir in der Stadt alles, was man braucht, doch vieles davon wird und wurde so wenig ge- und benutzt, dass es den Bach runter ging, geht, gehen wird.

Doch Solingen – konkret: Die Bürgerschaft Solingens – hat derzeit keine „Solinger Identität“ mehr, ist nicht mehr selbst- und stadt-bewusst. Da mag dazu beitragen, dass knapp ein Drittel der jetzigen Bevölkerung gar nicht Solinger oder generell deutschen Ursprungs ist. Es ist aber kein Grund, warum die anderen nicht um so stärker zusammenhalten, der Klingenstadt eine positive Zukunftschance zu erarbeiten. Tag für Tag.

Mag ich also Solingen? Eindeutig ja? Mag ich die Solinger? Ja, viele. Aber die meisten – ich möchte sie täglich in den Hintern treten und sie anschnauzen: „Werd’ wach, streng Dich an bis zum Äußersten, oder gefällt Du Dir als faules Weich-Ei!“. Was mir in dieser Stadt fehlt, ist auf der Welt längst zur Selbstverständlichkeit geworden: The Fight For Excellence. Wir waren mal Weltspitze. Und nun sind wir – Statistiken zeigen es andauernd – allenfalls Mittelfeld, meist aber abgeschlagen bis hoffnungslos im Looser-Bereich.

Die Kulturszene der Stadt, erstaunlich groß, erstaunlich viral, erstaunlich zäh und hartnäckig, zeigt, dass es hier viele kluge Köpfe gibt. Das müsste doch eigentlich gleichbedeutend sein mit „hier hat man viele Chancen“. Ich habe nicht den Eindruck, dass dies allgemein so gesehen wird – geschweige denn, dass es wirklich so wäre.

Schade. Vielleicht bin ich ja so gesehen ein Dinosaurier; ein Wesen der längst ausgestorbenen Art und meine Beziehung zu Solingen vielleicht immer schon eine sehr spezifische gewesen. Mir hat Solingen, mir hat man in Solingen viele phantastische Chancen ermöglicht und eröffnet. Ich habe das 1960er und -70er Solingen in Aufbruchstimmung erlebt und konnte von diesem Schwung profitieren. Es ist mir gut bekommen. Ich bin den vielen Solingern, die mir die Chance gaben, mich zu beweisen, indem sie mich vor schwere und gerade deswegen schöne Aufgaben stellen, sehr dankbar dafür. Wie kann man das am besten weitergeben, außer sich unaufhörlich in Solinger Geschehen einzumischen und zuweilen auch arg unbequem zu machen?!

Ich will nicht, wie andere, resignieren, gleichwohl ein bißchen Schimpfen und Meckern ja bekanntlich befreiend wird. Ich will mit der Kraft, die verbleibt, und in der Zeit, die hoffentlich noch ein Weilchen dauert, Impulse weitergeben. Auf genau die Art, die mir beruflich später einen Aufstieg in Sphären ermöglichte, die ich als Jugendlicher nie erahnt hätte. Indem ich nicht mit dem Normalen zufrieden bin, sondern fordere, dass alles und jeder besser sein soll, als es die Bequemlichkeit gerne hätte.

Aus Trotz Erfolg haben ist nämlich besser als aus Anpassung in die Bedeutungslosigkeit zu versinken. ¶

DER SPIELPLATZ WEEGERHOF

„Spielen“, das war damals, in den 1950/60er Jahren gleichzusetzen mit „draußen spielen“. In der Wohnung hocken müssen empfanden wir Kinder als langweilig – es gab so wenig zu tun außer Laubsägearbeiten oder rudimentäre Sets vom Märklin-Baukasten oder Legosteine zusammenzusetzen. Das Geld reichte nicht für üppige Materialvorräte und alles, was heute so an Konsolen, Tablets oder Laptops nebst Smartphones in Gebrauch ist – wir ahnten ja nicht mal im Ansatz, dass es so etwas je geben würde. Ergo hieße Zeitvertreib, irgendwie im Freien toben. Und im Weegerhof waren dafür immer ganz tolle Gelegenheiten.

Die Spar- und Bauvereins-Siedlung Weegerhof zieht sich im wesentlichen etwa auf der Hälfte des Höhenrückens, der die Innenstadt mit Höhscheid verbindet, bis hinunter ins Tal des Weinsberger Bachs. Der entspringt südlich des Bismarckplatzes, durchfließt (schon längst größtenteils) die Gartenanlage Gabelsberger Straße und dann über Brühl Richtung Königsmühle, weiter über Fürkelt der Wupper zu. Am Wipperkotten mündet er in den Obergraben direkt hinter dem Wasserrad. Ein fleißiger Bach einst, allein, in meiner Jugend war eben von ihm nicht viel zu sehen. Man hatte ihn in Röhren verbannt, so dass man in der eigentlichen Talsenke im Weegerhof eine Anlage beträchtlichen Ausmaßes herrichten konnte. Überhaupt war ja der gesamte Weegerhof eher Garten- und Park-Wohnsiedlung denn „Arbeiterhäuser“, so wie es seine soziale Bedeutung einst war.

Die Grünanlagen teilten sich in mindestens drei deutlich unterschiedliche Teile. Das nordöstlich der unteren Hermann-Meyer-Straße, entlang der Georg-Herwegh-Straße gelegene ruhigere Teil, auf dem Rasen betreten strengstens verboten war (woran sich kurioser Weise alle hielten). Zweitens ein Karree südlich des Gottfried-Kinkel-

Weges, wie auch der südwestlich anschließende Hauptteil wunderschön von Tulpenbäumen (Magnolien, bot. *Liriodendron*) umstanden – im Frühling ein nicht zu überbietendes Bild blühender Pracht.

Und dann eben „der Spielplatz“, nur so genannt und genau so war auch seine Funktion. Der Rasen war unser „Stadion“, hier wurde Fußball gespielt, bis die Dämmerung es unmöglich machte. Weniger der eigentlichen Lichtverhältnisse wegen, nein, wir mussten spätestens dann zu Hause sein, sonst gab es neben Schimpfe am nächsten Tag Hausarrest.

Hier auf der Holper- und Stolperwiese träumten wir Kinder davon, auch einmal wie die großen Mannschaften für Deutschland Pokale zu gewinnen – denn schließlich hatten es die Kicker um Sepp Herberger just in Bern doch vorgemacht, wie man Weltmeister wird. Unsere Vorbilder – vor allem meine – hießen Fritz Herkenrath (Rot-Weiß Essen) oder Toni Turek (damals Fortuna Düsseldorf), und damit ist auch klar, welche Position ich in der ad-hoc-Mannschaft hatte: Torwart.

Mannschaft, ja, ein gutes Wort. Man ging einfach auf den Spielplatz, zur Wiese. Entweder stolz mit einem eigenen Ball – Plastik war Standard, Leder war Luxus – oder man hoffte, es käme ein anderer mit einem Ball vorbei.

Ab 3 Jungen konnte man spielen. Zu zweit gab's allenfalls Trainings-Dribbeln. Bei dreien ging ich ins Tor, die beiden anderen versuchten, so viele Schüsse wie möglich unterzubringen und waren Stürmer und Verteidiger zugleich.

Das Tor: meist ein Pullover, eine Mütze, ersatzweise ein (heimlich abgebrochener) Zweig oder Stock; mit Schritten abgezählt, irgendwie um die 4 Meter breit. Mann, gab das Diskussionen, ob ein halbhoher Ball nun neben dem imaginären Torpfosten war, tor- oder auswärts, oberhalb der fiktiven Latte oder nicht. Die war jeweils so hoch wie die Fingerspitzen des Torwarts reichten. Beliebt war, das auf dem Rasen als Markierung abgelegte Stück heimlich zur Seite zu schieben, so dass das Tor breiter wurde (was natürlich nur Sinn machte, wenn zwei Mannschaften gegeneinander spielten). Oder umgekehrt,

im Eifer des Gefechts verschob der Torwart in einem passenden Moment die Begrenzung zu seinen Gunsten.

Auf diesem Rasengrün bin ich also aufgewachsen und die Anstrengungen reichten sogar, später einmal für eine Weile in einem Fußballverein zu trainieren. Im Weegerhof waren wir ja Rasen gewöhnt, für einen Torwart recht angenehm. Aber beim Fußballverein gab es einen Ascheplatz, beim PSV (Post-Sport-Verein) an der Lüne-schlossstraße. Au weia, da machte sich hinwerfen keinen Spaß, denn Knieschoner hatte ich keine – dafür hatten meine Eltern kein Geld. Und so mussten sie halt in Pflaster investieren. Den Verein gewechselt (zu Britannia an der Krahenhöhe) habe ich übrigens nicht wegen einer Millionen-D-Mark-Ablöse-Summe, sondern weil ich dort vom Verein Knieschoner gestellt bekam und das Spiel sogar auf Rasen stattfinden konnte – manchmal.

Also, in den Anlagen des Weegerhofs wartete man auf Kumpels zum Fußballspielen. Waren die alle mit Hausaufgaben beschäftigt, die man damals tatsächlich täglich brav am Nachmittag erledigte, und keiner war da zum Spielen (oder kein Ball), dann ging man zum Spielplatz-Teil mit den Geräten: Schaukel, Wippe, Rutsche, Karussell, Kletterturm.

Die Schaukelei entwickelte sich zur zirkusreifen Nummer. Man nahm auf dem an Eisenketten befestigten hölzernen Brett Platz, brachte sich in Schwung, so hoch und heftig, dass man mit einem gewaltigen Schnuck vom höchsten Punkt, der schon den Überschlag einzuleiten schien, wieder nach unten fiel. Es galt, genau die Balance zu finden zwischen Schwung ausnutzen durchs Zurückpendeln und nicht Schwung verlieren durch Absacken nach dem Schwung-Umkehrpunkt. Hatte man den gefunden, kam der Zirkus-Trick. Genau wie die Skispringer auf einer Schanze musste man den exakt richtigen Punkt erwischen, um die Hände von den Ketten zu lassen und sich leicht nach vorne zu beugen. Die Physik tat das übrige. Man flog nämlich im Idealfall in einer wunderbaren elliptischen ballistischen Kurve von der Schaukel auf den Boden, zwei, drei, vier Meter und das nicht selten aus

einer Höhe von gut über 2 Meter. Dass die Landung nicht immer mit idealer Notenbewertung bedacht worden wäre, lässt sich denken.

Wahrscheinlich fallen heutige Mütter eingedenk solcher Übungen ihrer Kinder in behandlungsbedürftige Panik-Attacken; unsere mahnten allenfalls, es „nicht wieder so toll zu treiben“. Weil: Ohne Schürfwunde, blauer Fleck oder Riss in der Kleidung nach Hause zu kommen (von Lehm und Dreck erst gar nicht zu reden) – nein, das war kein schöner Spieltag.

Doch der allerschönste hatte mit Wasser zu tun und fand leider ausschließlich im Sommer statt. Neben dem uns riesig erscheinenden, steinmauergesäumten Sandkasten gab es ein Wasserbecken nicht geringeren Ausmaßes. Seicht und flach, so dass es seinem Namen als Planschbecken alle Ehre machte. In den Endfünfziger und Abfängsechziger-Jahren war es regelmäßig mit Wasser befüllt. Wir ließen selbstgebaute Miniflöße darin schwimmen (zur Not tat es auch ein irgendwo gefundener Knüppel oder Ast), schleppten Unmengen Sand vom Sandkasten nebenan ins Wasser, um „Wasserburgen“ damit zu bauen. Manche Kinder hatten auch schon grellbunte Plastik-Schiffchen, aber ohne Fernbedienung und Motor, man musste sie anschubsen und im Wasser hinter ihnen herstaken, um sie in Fahrt zu halten. Die Luxusklasse waren dann Plastikschiffe, die mit mittels einer eingebauten Feder aufziehen konnte und die dann hektisch im Kreis drehten – Kentern eingeschlossen.

An einer Ausbuchtung des Beckens stand eine Säule, darauf ein Knabe (nackt übrigens, was die Mädchen ob der realistischen Anatomie schon früh in die Lage versetzte, sich als aufgeklärt zu betrachten) mit einem nach oben gerichteten Schlauch, der als Wasserspeier diente.

Ich erinnere mich nur sehr weniger Male, dass die Fontäne in Funktion war, denn immerhin kam das Wasser aus der Trinkwasserleitung und nicht aus einem Umlauf-Wasserbecken. Schade eigentlich.

Der Zufall wollte es, dass ich eines Tages beobachtete, wie man diese Fontäne an- und ausstellt; in einem tiefen Schacht. Das war ein Glücksfall. Denn ab da sprudelte die Fontäne oft, zumindest dann,

wenn *ich* auf dem Spielplatz war. Ich reichte mit den Fingerspitzen, bäuchlings liegend, gerade so an den runden Drehkranz des Sperrventils, musst mich dabei aber bis an die Grenze zum Absturz ins nasse dunkle Loch in dieses hineinbeugen. Ein Balanceakt, der jedoch immer gelang (na ja, in dem Alter wuchs man ja auch rasch).

Niemand hat mich je verraten, wenn – warum und wie auch immer – wieder wie aus dem Nichts wütend ein Spar- und Bauvereins-Arbeiter auftauchte und hektisch das Rad abstellte. Kaum war er weg – ach, Fontänen sind einfach schön!

Der Weinsberger Bach war in einem Tunnel verschwunden, sicherlich gut drei Meter Breit und fast ebenso hoch – der später dann gesehene berühmte Film „Der dritte Mann“ mit seinen Abwasserkanal-Szenen erinnerte mich stets daran. Denn irgendwo, ich glaube am Brühl, war ein so genanntes Regen-Rückhalte- und Überfluss-Becken. Wenn es stark regnete, kam wie brausend eine Flutwelle angespült, so dass binnen Sekunden das Rinnsal, das normalerweise durch die Sohle des Tunnels lief, zum reißenden Bach anschwell. Der Schwall war durchaus geeignet, einen „von den Beinen zu hauen“. Es war nicht nur gefährlich, sondern auch strikt verboten, daher diesen Kanaltunnel zu betreten.

Doch bei Regen waren wir Kinder im Dilemma, vor allem, wenn wir Fußball spielen wollten. Bekanntlich regnet es oft in Solingen, und so spielten sich immer wieder die gleichen Szenen ab. Wären wir mit den nassen und teils erheblich lehmverschmierten Klamotten, die man nun mal beim Tollen auf Rasen und Erde bei einsetzendem Regen bekommt, nach Hause gegangen, hätte man sich sofort entkleiden müssen, die nassen Sachen wären im Wachbottich gelandet und man selbst zum Stubenhocken verurteilt gewesen. Also, wohin?

Na klar, in den Tunnel. Dass da irgendwann Wasser angerauscht kommen konnte, wussten wir alle. Und so entwickelten wir indianische Fähigkeiten. Denn der Überlauf und das plötzlich Anschwellen des Gewässers kündigte sich akustisch an. Ein verräterisches Rauschen setzte urplötzlich ein. Das war der Startschuss, je nach persönlichem Mut flugs und flink oder ganz gemächlich aus dem ziegel-

gemauerten Tunnel über die rau behauenen Steine des konischen Flusslaufes außerhalb des Tunnels sich auf die Böschung zu retten. Der Tunnel endete neben der Fritz-Reuter-Straße, nur ein paar Schritte vom Spielplatz entfernt. Ja, und wenn wir dann doch schon mal nasse Füße hatten, weil man sich doch in Solingen nicht wegen jedem Regenschauer gleich unterstellen kann, dann konnte man doch auch mal probieren, bis zu wieviel Zentimeter Wasserhöhe es einen auf den Beinen hielt ...

Ich glaube, heutzutage käme die Feuerwehr und der Weegerhof würde großräumig abgesperrt, Notärzte wären vor Ort, wenn Kinder wieder das täten, was wir damals für natürlich, lustig und vor allem „wie für uns gemacht“ hielten.

Ich empfinde es als eine Verarmung, dass Kinder in Deutschland heutzutage kaum noch Abenteurer sein dürfen. – Oder arbeiten! Da habe ich es wesentlich besser gehabt. Man schickte mich als Kind „auf Arbeit“, man übertrug mir Pflichten, die essentiell waren.

Das Runterbringen der Aschekästen der Kohleöfen in den Zimmern. Man lernte vorsichtig zu sein mit heißer Glut; weswegen die Mülltonnen früher aus Metall waren und nicht wie heute aus Kunststoff sind; die würden ja schier abfackeln. Auf dem Rückweg erst mal in den Keller, um Kohlen oder Brikett in Schütten oder Tragen auf die erste Etage zu schleppen (es gab bedauernswerte Kinder, die wohnten 2., 3., 4. Etage!). Wurden einmal im Jahr die Briketts angeliefert, so schüttete die der Kohlenmann mit seinem dreirädrigen Goliath-Transporter auf den Bürgersteig und dann war drei, vier Stunden Schleppen angesagt. Ohne Wenn und Aber. Danach wurde noch eine Stunde lang der Dürpel geschrubbt – ich „durfte“, sprich musste Wassereimer auf Wassereimer schleppen.

So etwas machte müde – und stolz. Stolz auf die eigene Leistung. Das gab Selbstvertrauen, man wusste, man kann etwas. Es übte die Zuverlässigkeit, neudenglisch Team-Spirit genannt. Das waren Erlebnisse und Erfahrungen, die prägten die Persönlichkeiten – und das, was man da schon sehr früh gelernt hat, half im späteren Leben, als man sich selbst „durchschlagen“ musste, prächtig. Man wusste, auf was

es ankommt. Wer Kindern vorenthält, solche Erfahrungen machen zu dürfen, misshandelt sie – empfinde ich. Auf meinen Asienreisen habe ich „ohne Ende“ gesehen, wie vier-, fünf-, sechsjährige ihre kleineren Geschwister hüteten und für sie verantwortlich waren. Das klappt hervorragend. Ein solches Kind verliert nicht das Baby, das es barfuß durch die Gegend schaukelt. Hierzulande würden die Mütter mit Hyperventilation und Vorhofflimmern notarztbegleitet eingeliefert werden, wenn sie ihren Kindern einmal alleine überlassen sollten oder müssen, höchste Verantwortung zu tragen. Dabei ist „früh ran müssen“ das Sinnvollste, um dem zusätzlichen und unabdingbaren Freiraum für Spielen (und Experimentieren) einen Sinn zu geben.

1959, ein heißer Sommer, das Wasser wurde knapp. Schließlich wurde es rationiert. Es kam schlimmer. Eines Tages tropfte es noch nicht einmal aus der Wasserleitung, wenn man den Hahn aufdrehte. Wasser war abgesperrt.

Ein Pferd hatten wir nicht. Aber meine Eltern mich. Das kam dann aufs gleiche raus. Ich wurde mit dem Waschhaus-Bollerwagen, bestückt mit einem „Kochkessel“ (der zum Einwecken, also Einkochen von Obst und Gemüse in Gläsern, diente) losgeschickt. Zum Unnersberger Pött. Der Waschkessel fasste gut und gerne 25 Liter, entsprechend 25 Kilogramm. Diesen Kessel musste ich alleine – es war sonst kaum jemand da zu helfen – unter die auch in diesem Trockenjahr noch leidlich beständig fließende, wie aus einem Brunnenschnabel fließende Quelle halten. Solange, bis es überschwappe. Dann wuchtete ich den Kessel, unter weiterem schwappenden Wasserverlust, auf den Bollerwagen. Und nun hieß es, den Bollerwagen erst einmal auf holprigem Pfad bis zur erhöhten Straße zu ziehen. Ich war 11 Jahre alt und demzufolge körperlich auch noch ein wenig restriktiv dimensioniert (auf deutsch: klein). Bis heute bleibt mir ein Rätsel, wie ich es damals schaffte, vorne am Handgriff der Deichsel zu ziehen und – obwohl die Spanne meiner Arme überschreitend – auf der Ladefläche den Kessel festzuhalten, dass er nicht vom Wagen rutschte. Und wenn, ja, dann eben noch mal füllen.

Vom Unnersberg ging es ein steiles Stück Brühler Berg herab zur Kanalstraße. Autos fuhren kaum welche, daher war es gefahrlos. Aber 25 Kilogramm, die einen kleinen Bub von hinten den Berg runterschubsen und der das Gefährt um eine zur falschen Seite hin abschüssige Kurve lenken musste – Junge, Junge, da lernt man Fahren. Kann man auch später noch beim Autofahren gebrauchen.

Einen weiteren Kilometer war es dann bis nach Hause. Dort angekommen, half mir meine Mutter, den Kessel in die Wohnung zu schleppen – etliche Treppen hoch. – Erst einmal von der kühlen Beute getrunken. Niemand hat damals nach einer chemischen Analyse gefragt. Wir hatten keine Alternative: Entweder dieses Wasser oder dürsten und nicht kochen können. Wie wir uns gewaschen haben, weil ich gar nicht mehr. Vermutlich kaum.

Streng definiert ist das Kinderarbeit. Aber eine, die mir gut getan hat. Man lernte Verantwortung, man lernte, eine Aufgabe zu meistern, die zumindest schwierig war. Man lernte seine Fähigkeiten und Grenzen kennen. Aber auch, zunächst unmöglich erscheinendes doch noch möglich zu machen. Es hat mich nicht überfordert. Es hat mir geholfen.

Wenn ich sehe, wie heute Kinder „geschont“ werden und ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt werden – es macht mich traurig, für mich ist dies eine Misshandlung der Kinder, indem man sie zur Lebensunfähigkeit erzieht. ¶

HÄNSCHENS GRETCHENFRAGE

Sind Pfarrer Menschen? Ist Kirche für Menschen gemacht? Zumindest auf die letzte Frage konnte mir ein leibhaftiger (und meiner Erinnerung nach auch leibfülliger) Pfarrer klare Antwort geben: Nein! Er verdarb mir dermaßen den Spaß an Kirche, dass ich durchaus glaube, ein religiöser Mensch geworden zu sein. Und ein Klerus-Skeptiker durch und durch. Zumal ich, als hätte sich ein Kreis geschlossen, exakt wieder hier in Solingen im Alter meines Lebens kennenlernen musste, dass Pastoren nicht unbedingt mit der Wahrheit so umgehen, wie sie auf der Kanzel predigen. Im Gegenteil – Heuchelei, vielleicht ist dies die Vokabel, die ich als Summe der Erfahrungen der institutionellen Kirche zuschreiben möchte. (Klar abgegrenzt: Ich meine damit nicht gläubige, ernsthaft um christlichen oder anderen religiösen Lebenswandel und tägliches Tun bemühte Menschen. Mit Heuchelei und geradezu Schizophrenie meine ich die selbst zugeschriebene Allmacht der Kircheninstitutionen, die Kanonen segnen, aber den Tod beweisen. Die Wasser predigen und Wein saufen.)

Alles begann so: An der Grünewalder Straße gab es das Delikino; nachmalig eine der ersten Aldi-Filialen in Solingen. Gleich daneben, etwas zurückgelegen, ein typischer Backsteinbau der Jahrhundertwende, in den wir evangelischen Kinder aus dem Weegerhof oft und gerne zur Jungschar gingen. Tischtennis oder Billard, Singen und allerlei „Spökes“ stand wöchentlich auf der Tagesordnung. Kirchengemeinde, Kirche, war also ein natürlicher Bestandteil des Alltagslebens, auch wenn der reine Gottesdienstbesuch nicht gerade intensiv war, was aber sicherlich an den Eltern lag (immerhin, zu beten hatte mich meine Mutter gelehrt). Aber als es dann zum einjährigen Katechumenen- und Konfirmanden-Unterricht ging, war zumindest ich fröhlich und guter Dinge dabei. Kirche war ja etwas Lebensfrohes.

Bis uns Pfarrer Stratmann eines besseren belehrte: Nein, ständig lebe man ja in Sünde, und wer nicht regelmäßig bete, sowieso. Gott sei streng und deshalb müsse man sich im Zaum halten, um nicht zu sagen, um Ernsthaftigkeit bemühen und nicht dem Lachen und Lustigen nachgeben. Was ich nicht verstand, weil die Nachmittage in der Jungenschar voller Lachen und Lustigem waren.

Es galt, die Gebote und so manchen Psalm in weiten Teilen auswendig zu lernen. Kam man ins Stottern, vergaß die Worte, wurde mahndend gestraft. – Und so wuchs in mir abrupt ein Zweifel: Das sollte ein gütiger, gnädiger Gott sein? Wenn er durch dicke unfröhliche Menschen einen ‚zur Sau machen‘ ließ, wenn man mal eine Zeile Bibeltext nicht parat hatte? Ich begann, Gott für etwas Abartiges zu halten.

Und Pfarrer erst recht. Eines Tages, es war kurz vor der Konfirmation, traf ich just vor der dann inzwischen eingerichteten ersten Solinger Aldi-Filiale, dort, wo früher das Deli-Kino war, „meinen“ Pfarrer Stratmann, der auf dem Bürgersteig seines Weges ging, mir entgegenkommend. Fröhlich grüßte ich ihn, höflich und zuvorkommend: „Guten Tag Herr Stratmann!“. Schließlich begegnet man Pfarrern mit Respekt.

Beim nächsten Konfirmanden-Donnerstagnachmittag baute sich Pfarrer Stratmann priesterlich (jetzt weiß ich auch, woher der Begriff kommt) vor den Stuhlreihen der getrennt sitzenden Buben und Mädeln auf und sagte mit erhobener Stimme, er hätte mich vor ein paar Tagen getroffen und ich hätte ihn mit „Herrn Stratmann“ angeredet. Kunstpause. „Aber!“, der Zeigefinger erhob sich wie eine Peitsche, eine Stimme wurde dröhnend, „das heißt ‚Herr Pfarrer‘! Ich wünsche, dass ich ‚Herr Pfarrer‘ genannt werde.“ Wahrscheinlich meinte er es ernst in seinem Bewusstsein, so etwas wie ein Werkzeug Gottes auf Erden und nicht nur biedere Privatperson zu sein.

Es war jene Minute, in der ich wusste, dass Kirche, wenn damit das ganze Pastoren-Gedöns gemeint ist, nichts für mich und mein Leben sein würde. Spätestens an diesem Tag war mir klar: Entweder stimmt was nicht in der Bibel und/oder dem darin gepriesenen gütigen Gott, oder nicht mit Pfarrern und Kirchenklimbim. Christentum er-

schien mir fortan als eine Art fromme Heuchelei. Und aus diesem Grunde widerlich.

Immerhin die Konfirmation machte ich noch mit; ich wollte mir die Geschenke nicht entgehen lassen und ein Fest mit Feier für einen so jungen Menschen – das war eben ein Ereignis, von dem man sich nicht ausschließen wollte. Recht so. Denn eins der Konfirmationsgeschenke sollte meinen späteren Lebensweg entscheidend steuern.

Doch mit dem Tage, da man selbst darüber bestimmen konnte – das war eben nach der Volljährigkeit mit damals noch 21 Jahren – war der Gang zum Amtsgericht vorgezeichnet: Kirchenaustritt.

Gleichwohl, zwischen Konfirmation und Lossagung lagen etliche Begegnungen mit Priestern, die ich positiv in Erinnerung habe. Menschen, die entgegen meiner damaligen Meinung, Katholizismus sei nur etwas für Menschen, die am sich selbst quälen Freude hätten, eben genau so locker und unkompliziert waren, wie ich das Gemeindeleben in der Jungschar kennengelernt habe – obwohl sie Priester waren. Was sie aber offensichtlich nicht daran hinderte, manch menschlichem Vergnügen wie einer Flasche Bier (auch mehrere davon) aus inbrünstiger Überzeugung zuzusprechen. Da lernte ich sehr wohl kennen, dass Religion eine Sache der jeweils religiös handelnden, denkenden, glaubenden Menschen sei und nicht einer Institution, die sich Autorität anmaßt und hinter deren purem Formalismus sich Menschen verstecken, die keine Freude an ihren Mitmenschen und dem Leben haben.

Gerade die vielen Reisen nach Asien, die meine Frau und ich in den 70er bis 90er Jahren unternommen haben, brachte den Kontakt zu sehr vielen tiefgläubigen Menschen anderer Religionen, zu Priestern, Lamas (Äbte in buddhistischen Klöstern – auch dem Dalai Lama sind wir leibhaftig begegnet). Und vor allem gerade in der buddhistischen Philosophie fand ich jene Toleranz und Offenheit, jene Logik und Menschlichkeit, einen unverkrampften Umgang mit Mystik und der Bewältigung von Fragen, auf die man nie eine Antwort erhalten wird, die mir die evangelische Kirche in Form des in meinem Erleben selbstherrlichen Pfarrers Stratmann nie zu geben in der Lage war. – Was ich im späteren Lebensweg unter anderem auch von und mit Pas-

toren/Priestern erleben sollte und musste, macht meine damalige Entscheidung, mich von Klerikern fernzuhalten, nur noch um so richtiger.

Fasziniert hat mich vor allem, dass die buddhistische Philosophie die weltzugewandteste und „alltagstauglichste“ ist, die ich kennengelernt habe. Beruflich bedingt musste ich mich mit Management-Theorien beschäftigen. Und das in einer Zeit, da alles in Veränderung war, man permanent den Eindruck hatte, alles sei immer (wieder) neu; der Halbwertszeit einer „Ära“ läge bald unter einem Jahr.

Da half mir die buddhistische Philosophie enorm – und Goethe, aber davon wird an anderer Stelle die Rede sein. Gerade der scheinbare Widerspruch, dass wir in unserer doch so aufgeregt-schnellen, „modernen“ und bis dato niemals so gewesenen Welt vor allem geistige Orientierung bekommen, wenn wir uns an die „alten“ und unaufgeregten Wahrheiten und das Wissen der Vergangenheit halten, mein Interesse. Schon allein deswegen, weil ich Widersprüche schon immer als den Hinweis auf eine konkrete und wirkliche Antwort wertete. Also, wieso konnten in einem abgeschiedenen Fast-Wüsten-Staat (Kältewüste, Gebirgsland), in einer uralten Kulturland, wie sie Zentralasien, das Himalaya-Gebiet nun einmal ist, so „moderne“ Ideen entstehen, die zum „Westen“ der Neuzeit passen?

Des Rätsels Lösung ist überraschend einfach: Es ist gar kein Rätsel. Buddhistische Philosophie beschreibt und lehrt die Funktionsweise des menschlichen Fühlens, Denkens, Handelns. So wie es auch Goethe tat. Und da sich biologisch gesehen die Menschen seit den letzten paar Jahrtausenden prinzipiell nicht (und wenn, nur in winzigen Nuancen) geändert haben, müssen zwangsläufig die „menschlichen Eigenschaften“, die man vor Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden erkannt hat, auch heute noch gelten. Und „neu“ ist am Modernen schon mal gar nichts. Wir lassen uns da immer nur wieder täuschen.

Wie beispielsweise von den Räucherkerzen. Es ist mir zeitlebens schwergefallen, in Deutschland zu erklären, dass buddhistische Philosophie nur sehr indirekt mit der Buddhismus genannten Religionsausübung zu tun hat. Zwar liegt der Religion (vom Abendland her gesehen als „der buddhistischen Kirche“ übersetzt) die grundlegende

„asiatische“ Philosophie zugrunde – Taoismus ist beispielsweise eine andere, sehr ähnliche Variante –, aber die Philosophie braucht nicht notwendigerweise die Riten der Religion. Diese aber sehr wohl die Regeln der Philosophie. Gleichwohl sind alle Riten nützliche Werkzeuge, um zu meditieren, um Geistesübungen zu vertiefen. Ob man Gebetsketten und Rosenkränze dreht, hundertmal „gelobt sei“ oder das Mantra „om mane peme hum“ murmelt, ob man sich im Kreise dreht, die Hände faltet, den Körper wiegt, singt, tanzt (Priester im Katholizismus tun genau dies, wenn auch der Tanztakt wie eingefroren erscheint) – alles egal. Riten helfen, sich zu konzentrieren und die Konzentration zu intensivieren. Insofern ist jegliches religiöse Ritual gut, in jeder Religion, in jeder Form.

Schlecht ist nur, so meine Erfahrung, wenn die Kirche den Menschen das Denken verbietet und behauptet, nur sie selbst – die Institution – sei im Besitz der Erkenntnis oder Befugnis, Lehrmeinung zu verbreiten. Auf der politischen Ebene nennt man genau das Diktatur oder Potentatentum. In Unternehmen sind es die selbstherrlichen, meist auf Dauer scheiternden egomanischen Patriarchen, oder immer mehr die akademisch verblödeten Manager, die glauben, die Weisheit mit großen Löffeln gefressen zu haben, und nicht bemerkten, dass sie nur mit Sieben schöpften.

Noch einige Male im Leben sind mir echt blöde, arrogante, saudumme Priester begegnet – leider nicht weniger als die religiösen Menschen, die Ämter hatten und ihre Macht nutzten, nicht um sich selbst zu würdigen, sondern den Menschen ihre Würde zu geben, bewusst zu machen, zu stärken und zu erhalten.

Geradezu Verachtung – ich weiß, es müsste Mitleid sein – empfinde ich für diejenigen in der katholische Kirche, die mit diesen lächerlichen Häkelkleidchen immer noch glauben, die Heiligkeit für sich gepachtet zu haben und dabei unchristlicher sind als es die Bibelverfasser sich je vorstellen konnten. Eines der Erlebnisse, die ich wohl nie vergessen werde:

Einsiedeln, Schweiz, in der Stiftskirche. Ich stehe still und stumm darin, in Gedanken vertieft, bin ruhig, lasse mich von der Atmo-

sphäre der Kathedrale beeindrucken. Mein Fehler: Ich habe einen Fotoapparat umgehängt. Kommt plötzlich ein Priester auf mich zu und befiehlt im barschen Ton, ich möge den Raum verlassen, man wolle jetzt einen Gottesdienst feiern. Eine Sekunde habe ich ihn etwas entgeistert angeschaut und dann, mitten in der Kirche, ziemlich laut, aber aus frohem Herzen und voller Überzeugung gesagt: „Sie sind ein Arschloch!“ Und das meinte ich genau so.

Ein Gottesdienst, bei dem man die Menschen rausjagt! Kann man blöder denn noch sein, unchristlicher, gotteslästernder? Da verkündet die Kirche qua Bibel, Gott liebt die Menschen und die Priester jagen sie aus dem Haus? Welch eine Chance, jemanden einzuladen, am Gottesdienst teilzunehmen. Ein freundliches Willkommen – in Gottes Namen! Nein: Ja, jetzt gääähn Sie nurr! – So ein Arschloch!

An diesem Tage war ich abermals sicher, diese Art von Kirche war nicht und wird nicht mein Ding sein. Christen in ihrer aufrechten Art, dienend, Schwestern und Brüder im besten Sinne, die bewundere, lobe ich. Den Klerus? Da muss erst einer beweisen, dass er nicht ein durchgeknallter Egoist ist. Obwohl, wie gesagt, etliche haben es ja getan.

In Asien, und das nährte natürlich meine Aversion gegen abendländische Kirche, kann man in den allermeisten Fällen ruhig in einer Ecke und oft auch mitten im Trubel am Geschehen einer religiösen Zeremonie teilnehmen. Wir haben Stunden in Klöstern zugebracht, den Mönchen und ihren Gesängen gelauscht, ruhend meditiert, mit ihnen gesprochen. Da muss man keine Räucherstäbchen anzünden, Fahnen schwenken. Muss man nicht. Manchmal ist einem ganz einfach danach, es zu tun – und es hat etwas Heiliges, was weit, sehr weit über die Profanitäten kirchen- und religions-üblicher Routinehandlungen hinausgeht. Religion hat man im Herzen, trägt man nicht als elitäre Egozentrik vor sich her.

Christ ist man als Mensch. Nicht als Herr oder Frau Pfarrer. ¶

MEIN ERSTES VERDIENTES GELD

Als Kind bekam man Taschengeld (wenig) und zu besonderen Tagen Geschenke (auch eher wenige). Mir war relativ schnell bewusst – warum, weiß ich nicht –, dass Geld keinen eigenen Wert hat, sondern nur den, sich dafür eine Freude zu machen, sich zu belohnen. Und deshalb war mein erstes Geld, das ich durch Arbeit verdiente, auch doppelte Freude. Half es mir entscheidend, meinen ersten eigenen richtigen und guten Fotoapparat zu kaufen. Eine Yashica Spiegelreflexkamera. Bei Foto-Drogerie Huland an der Grünwalder Straße. Der Inhaber war ein echter Kaufmann der alten Sorte, der im weißen Kittel bediente und alle Filme selbst im Labor entwickelte und Abzüge davon machte. Schwarzweiß, versteht sich.

Damals arbeitete mein Vater bei Kampschulte, einer Chemikalienfirma auf der Schützenstraße, als Disponent im Versandbüro. Er arrangierte für mich einen Ferienjob in dieser Firma – die längst nicht mehr existiert (heute sind auf dem Gelände der abgetragenen Hallen Lidl und Aldi angesiedelt). Kampschulte lieferte vor allem Chemikalien für die Galvanik, in Solingen und rings umher ins Bergische.

Jugendliche in einer Chemikalienbude, ich war 14 Jahre alt. Heute wäre dies total undenkbar, denn das Wort Schutzkleidung kannte man damals nicht. Oder nahm es nicht ernst. Einweisung, Vorsichtsmaßnahmen, Verhaltensregeln? Aber ja, klar doch: „Junge, pass auf, fass nicht alles an!“. Ok, soweit zum Arbeitsschutz.

Ich musste Fässer hin- und herrollen, auf Paletten stapeln. Säcke auf der Schulter von hier nach da tragen. „Nimm die Ameise!“ Ameisen im Betrieb? Klar, jene handgezogenen Hubwagen, mit den kleinen Rollen. „Hier, so fährst Du unter die Palette, so pumpst Du hoch, so lässt Du ab!. Da, die 18 Paletten, die müssen nebenan in den Versandraum.“ Das wars an Sicherheitskurs, und so ging mit Schufte-

rei, auf die man auch noch richtig stolz war, ganz schnell der erste Vormittag rum. Wir stolz war ich, als ich zum ersten Mal als richtiger Arbeiter in einer richtigen Kantine bei einem richtigen Arbeiterkantinenessen dabei sein durfte. Zur Feier des Tages gönnte ich mir eine Flasche Coca-Cola, 0,2 l, aus dem Automaten.

Nachmittags wieder „Püngelei“, Schlepperei. Säcke hierhin, Fässer dorthin. Ich weiß gar nicht, ob ich abends noch ins Bett gegangen oder am Esstisch schon eingeschlafen bin.

Am nächsten Morgen, wieder die 25-kg-Säcke geschleppt. Die „richtigen“ Arbeiter führen die Paletten oder Fässer mit dem Gabelstapler durch die Räume. Ich sagte kess, dies ginge doch viel einfacher. Prompt kam die Anweisung: „Na, dann setz Dich drauf, aber sei vorsichtig!“. „Äähhh, ja wo .. wie ...?“ „Hier, Schlüssel rum, denk dran, der lenkt hinten, geb nich soviel Gas.“ Gemeint war zwar Strom, aber halt Geschwindigkeit. „Und die Gabel immer schön grade halten bei Einstecken und nach dem Anheben das Gestell nach hinten kippen. Da, dieser Hebel!“. – Gabelstaplerführerschein im Jahre 1962: Fertig in 3 Minuten.

Schon saß ich auf dem „Bock“, alles ging gut. Am dritten Tag musst man mich vom Gabelstapler zerren, sonst hätte ich denen die ganze Bude einfach so mal total umgesetzt, mit solch Vergnügen und Eifer kurvte ich auf dem dicken, schweren, schmutzigen, bulligen Hebegefährt durch die Hallen und über den Hof. Tja, Schutz und Schonung für Jugendliche ist manchmal das größte Übel, was man ihnen antun kann. Herausforderungen und Vertrauen, diese Kombination macht aus Kindern eher mutige und umsichtige Erwachsene.

Schön waren auch die Auslieferfahrten. Manchmal durfte ich mit einem Spediteur bis nach Düsseldorf oder Ohligs oder Gräfrath fahren; freilich auch nur deshalb, um dort wieder Säcke auf dem Buckel in düstere Fabriken zu schleppen.

Einmal musste mein Vater selbst eine sehr eilige Lieferung ins Oberbergische bringen. Mit dem firmeneigenen VW-Pritschenwagen. Vollgeladen führen wir die kurvigen, bei weitem nicht wie heute ausgebauten Landstraßen gen Gummersbach. Ich durfte schalten; der VW

Bulli hatte eine total hakelige Gangschaltung, ein dünner Eisenstab mit rundem Griffknopf. Mein Vater kuppelte aus, ich schaltete, er kuppelte wieder ein – manchmal war sogar Zwischengas notwendig. So lernte ich „fahren“. Bei wenig Verkehr durfte ich dann auch mal vom Beifahrersitz ans Lenkrad ranrücken (es war ja eine Bank, keine Sitze) und lenken. Man darf dabei aus heutiger Sicht nicht vergessen, auf den Landstraßen war man ziemlich alleine unterwegs, der Verkehr war überschaubar.

Weil es eine Eilnotlieferung war, musste der Wagen mit fast dem doppelten des zulässigen Gewichts beladen werden. Die Räder standen schon ein wenig x-beinig ab. Prompt kamen wir in eine Verkehrskontrolle und der Mann in Grün wollte wissen, ob der Wagen nicht überladen sei, so wie er das sähe. Da mein Vater dem Polizisten klar machen konnte, es seien nur 25-kg-Säcke (es waren aber natürlich 50-kg-Säcke) zog der seine Rechenkünste zu Rate: 1, 2, 3 ... mmhhh ... so-und-soviel Säcke mal 25 kg, ja, jaaaaa, also, ja, – aber fahren Sie vorsichtig!“ Klar, auch damals war kein Polizist dümmer als die Polizei erlaubte, aber die Polizisten von damals waren in erster Linie Bürger in Uniform und weniger Apparatschiks, so wie sie es heute oft zu ihrem eigenen Leidwesen sei müssen.

Vier Wochen Ferienarbeit, ein für mich damals beeindruckend hübsches Sümmchen kam zusammen, nämlich über 100 Mark. Und so hatte ich zusammen mit dem bereits Ersparten die 175 Mark zusammen, um mir eine wirklich gute Spiegelreflexkamera zu kaufen. Freilich erst mit nur einem (Normal-) Objektiv. Es gab ja noch andere Ferien, in denen man arbeiten könnte, für's Tele-Objektiv beispielsweise. ¶

GENERATION SOLEI

Und für 20 Pfennig Glück

Lag es an unserer Armut oder ganz generell daran, dass man früher in Gaststätten nur im Ausnahmefall aß – an Festtagen, bei Feiern, vor allem auch bei Ausflügen? Aber „nur so“ in einer Wirtschaft essen, einfach weil man nicht kochen wollte – das war vielleicht höchstens jenen Schichten der Bevölkerung zugänglich, bei denen Geld keine primäre Rolle der Einschränkung spielte. Und so bin ich mit Soleiern und Salzgurken aus dem Glas, Kartoffelsalat mit Würstchen, höchstens Russenei an besonderen Tagen groß geworden. Der erste Luxus, den ich mir selbst gönnte und aus eigener Tasche finanziert, war – eine Tasse frisch gebrühter Kaffee.

Der Graf-Wilhelm-Platz, korintenkackerisch betrachtet im allgemeinen Sprachgebrauch nicht ganz korrekt als „Dreieck“ bezeichnet², war schon immer ein Umsteige-Knotenpunkt der Busse. Oft musste man länger warten, denn abgestimmte Taktzeiten gab es noch nicht so wie heute. Vielleicht deshalb boomte hier in den 60er Jahren und später – bis heute – ein für damalige Zeiten völlig neues Geschäftskonzept. Heute heißt es „Coffe to go“, damals sagte man „Ech dreng m'r bei Tchibo en Köppken Koffie“.

Für 20 Pfennig bekam man eine Tasse frisch aufgebriihten Kaffee. Wie viele meinten, viel besser als zu Hause. Klar, hier hatte

² Das ist wieder mal typisch Solingen: Dreieck ist eigentlich die Zusammenfügung von abknickender Kölner Straße und Ufergarten: früher wie ein Dreieck, heute ein Kreisel. Und der Graf-Wilhelm-Platz ist gar kein Platz, sondern lediglich der Beginn der an dieser Stelle nach Norden abknickenden Kölner Straße. Der Platz, an dem der nicht-Platz Graf-Wilhelm-Platz liegt, ist der Neumarkt. Aber so hieß und heißt nun einmal keine Haltestelle.

man Frische und Mahlgrad im Griff, an Bohnen wurde nicht gespart. Irgendwie war er heißer, kräftiger als man es von Zuhause kannte.

Ich habe es als einen – vielleicht sogar den wichtigsten – Punkt der Befreiung vom und aus dem Elternhaus empfunden, als ich eines Tages, der Anlass ist mir nicht mehr in Erinnerung, beschloss, meine damals wirklich erste selbstgekaufte und -bezahlte Tasse Kaffee mir zu gönnen. Für 20 Pfennig „ausgehen“, das war für mich ein Fest.

Was für heutige Verhältnisse wie Sozialromantik oder die total verkitschten Erinnerungen eines der Senilität zuzurechnenden Alten klingt, wirft ein bezeichnetes Bild auf die mentale Stimmungslage der 1960er Jahre. Die in der Rückschau tatsächlich als so etwas wie eine sanfte Revolution gelten dürfen, die mit den Unruhen von 1968 irgendwie folgerichtig-konsequent kumulierte.

Uns als damals jungen Menschen haben viele – teils gar nicht mal so viel ältere – gewissermaßen ihre eigenen Wunschträume mit auf den Weg gegeben. Die Mathematik einer nationalen Historie macht es deutlich:

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschte noch Kleinstaaterei – man spricht auch von „fürstlicher Territorialherrschaft“. Gleichzeitig überschlugen sich technische Entwicklungen, die Deutschland radikal von einem Bauern- in einen Industriestaat mit „Arbeiterheeren“ (gemeint ist mit Heer nicht Militär, sondern die Vielzahl der Menschen) verwandelten. Energie (erst Dampf, dann Elektrizität), Mobilität (Autos, Eisenbahn) machten aus den Deutschen, die schon immer einen Hang zu Erfindertum hatten (vor allem hier in Solingen, tatsächlich!), eine Eisen- und Stahl-Nation.

Meine Elterngeneration war geprägt von der Disziplin und Lebenswelt deren Eltern, also meiner Großeltern; die Ende des 19. Jahrhunderts geboren waren – und da herrschte in Deutschland das Kaiserreich preußischer Prägung mit seiner legendären Disziplin und Ordnungswut. Um nicht zu sagen mit Gleichmacherei, wobei parallel dazu seit spätestens 1848 der Gedanke von individueller Freiheit sich parallel entwickelte. Nicht von ungefähr entstanden in dieser Ära die

SPD und die Gewerkschaften, deren soziale Ideale in den 1960er Jahren, hundert Jahre nach Aufkommen, sich vollends Bahn brachen.

Die Kindheit und Jugend meiner Eltern und Schwiegereltern (und der Eltern aller mir Gleichaltrigen) war geprägt durch den Nationalsozialismus; eine Zeit der Unterdrückung und später der grässlichen Erlebnis eines mörderischen Krieges, der jeden massiv körperlich wie in allen Lebensumständen traf. Hunger, Frieren, bittere Armut, ausgebombt sein, Angehörige oder Partner verlieren, die Heimat verlassen müssen, Angst vor allem und jedem zu haben – das war das emotionale Erleben, das meine Elterngeneration bis zum Tode mitschleppte und individuell zu bewältigen hatte.

Diese Menschen waren von Angst geprägt, von Vorsicht, vom Erschrecken, wenn sie sich mal trauten, mutig zu sein. Wir – nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geboren – kannten die „schlimmen Zeiten“ (wie sie immer genannt wurden) nur aus dem Unterbewusstsein oder aus den oft, oft wiederholten Erzählungen (heute würde man es ‚Trauma-Kompensation‘ oder so ähnlich nennen). Gleichzeitig wuchs der Wohlstand in Form von höherem und vor allem ziemlich sicheren Einkommen (weil Arbeit genügend vorhanden war).

Wir als junge Menschen wollten raus aus den als beengt, vermieft, nach späterem Sprachgebrauch für spießbürgerlich anmutenden Verhältnissen – gleichwohl die Möglichkeiten auszubrechen, ganz anderes zu machen, eher gering bis kaum vorhanden waren. Wir würden sie uns jedoch später selbst schaffen. Aber Anfangs, in meinem „Teenager“-Alter (früher hieß es einfach „Flegel-Alter“) war die Tasse Kaffee, selbst gekauft, die Coca-Cola, entgegen dem Rat der Eltern, die Portion Pommes frites „rot-weiß“ (mit Ketchupsoße und Majonäse) – im Ruhrgebiet auch als „Pommes Schranke“ bekannt – das, was heute die Extasy-Pille oder sonst eine Droge für Heranwachsende ist: eine frivole Tat der Lösung vom Elternhaus.

Und die Krone setzte dann ein Besuch im Wienerwald auf, als man zum ersten Mal im Leben ein gebratenes Hähnchen am Tisch serviert bekam – und es mit den Fingern aß, mampfend. Unsere Eltern hielten Sodom und Gomorrha für wieder auferstanden.

Vollends geriet die Welt aus den Fugen, als wir ins Kino gingen. Was eigentlich ziemlich normal war („Fuzzy“-Filme, Dick und Doof, später Winnetou, ansonsten Immenhof-Filme, Der Gestiefelte Kater [Drehorte Burg a.d.W. und Gräfrath], „Ich denke oft an Piroschka“), nein diesmal war alles ganz, ganz anderes. Denn wir sahen: für 2 Sekunden eine nackte weibliche Brust.

Schauern und Entzücken legte sich übers Land. ♪

WASCHHAUS-KIND

Als die Siedlung gebaut wurde, galt sie in Deutschland als hervorragendes Beispiel des sozialen Wohnungsbaus: Der Weegerhof, neben den Solinger Siedlungsgebieten Kannenhof und Bereich Gabelsberger Straße seinerzeit eine kleine Stadt in der Stadt. Der Weegerhof hatte einen eigenen Konsum, eine Gaststätte, hinter jedem Haus für jede Wohnung einen eigenen Kleingarten, einen ziemlich großen Kinderspielplatz, Parkflächen – und das Waschhaus. Ein Unikum, welches zu recht heute ein Museum ist (und Dank all denen, die es ermöglicht haben, dass es eins wurde).

WASCHTAGE WAREN DIE GROSSEN EREIGNISSE

Einerseits für einen selbst. Denn wer im Weegerhof wohnte, der genoß zur Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg richtigen Luxus und in den Nachkriegsjahren das Privileg einer für „Arbeiterverhältnisse“ recht komfortablen Wohnung.

Unter anderem auch, weil es schon Eisschränke gab, bevor die Kühlschränke in den Küchen Einzug hielten. In der Tat, man füllte Eis (der von einem Pferdefuhrwerk aus geliefert und verkauft wurde) in einen Kasten, so entstand ein ziemlich großes Fach mit kalter Luft, in der Speisen frischgehalten werden konnte.

Der persönlichen Frische diente das in der Wohnung eingebundene Badezimmer. Nicht wie bis dato üblich „auf der halben Etage“ im Treppenhaus oder gar „hengen eröm innen Jaaden tom Driethüsken“, zum stinkenden Abort mit rauem Holzstuh und Zeitungspapier zum Nachwischen: das berühmte Häuschen mit dem Herzchen in der Tür (wer war eigentlich vor Jahrhunderten auf diese kuriose Idee gekommen?).

Nein, Weegerhof-Wohnungen hatten ein Badezimmer mit großer Badewanne, in der man richtig liegen konnte, und Gas-Boiler für heißes Wasser. Eisernes Gesetz im Weegerhof war aber auch, es musste gespart werden. Erstens am Wasser, zweitens am Strom (oder Gas). Und so wurde warmes Wasser nur gezapft, wenn es notwendig war; und Wasser nur so wenig verbraucht, wie es irgendwie ging. Man musste ja nicht nach jedem Pippi gleich abspülen. Oder jeden Tag baden. Einmal in der Woche war durchaus normal, so wie auch schon früher zu Zeiten der Zinkbadewannen, für die extra auf den Kohleherden ein Einkochkessel Wasser warm gemacht wurde.

Die Reihenfolge der Badewasser-Nutzung war Familientradition, ähnlich so streng und zugleich allgemein wie individuell wie das jährliche Heiligabendessen. Die einen Fisch, die anderen Würstchen mit Kartoffelsalat, nie aber so etwas opulentes wie Gans oder Festtagsbraten. So auch beim freitäglichen Bad: Da wage keiner, die Tradition zu brechen!

Ob Zink- oder Einbau-Wanne wie im Weegerhof, Wasser musste gespart werden. Und so kamen der Reihenfolge je nach Familientradition erst der Vater in die Wanne, dann die Mutter, dann die Kinder. Oder eben erst mal die Kinder und dann die Großen. Als besonderer Luxus wurde für jeden Benutzer ein wenig Warmwasser nachgefüllt. Unter Hygiene verstand man eben damals etwas anderes als heute.

Ich hatte das familiäre Privileg, als schon etwas größerer Knabe eine Frischwasser-Füllung durchsetzen zu können, und dies sogar mit der Einwilligung, im Warmwasser zu verweilen, bis selbst dessen Lauheit langsam meinen Körper auskühlte. bis heute fühle ich mich im Warmwasser pudelwohl, weshalb Thermalbäder meine Favoriten sind. Von Kind an drauf geprägt!

Die Zwischendurchreinigung, etwa nach einem Fußballspiel, das eher einer Schlamm Schlacht glich, bestand aus einer flotten „Abdusche“, Strahl über den Körper, nassmachen. Wasser abstellen, einseifen, schrubben, mit klarem Wasser abspülen. Und anschließend den Fußboden des Bades trockenwischen, denn Duschvorhänge waren

noch unbekannt und jedes Loch, das in die Wand gebohrt werden sollte, bedurfte fast der Genehmigung durch den Spar- und Bauverein. Deshalb konnte man nicht einfach eine Stange für den Duschvorhang anbringen – ja, wo kämen wir denn hin, wenn das jeder täte?! Dennoch, Waschen war Weegerhofs wahre Wonne.

BOLLERWAGEN UND HEISSMANGEL

Waschtag war der große Tag. Diesmal geht es um die allgemeine Wäsche. Die Bett- und Tischwäsche, die Hemden, Schlüpfer, Kleider, Kittel, Schürzen, Kissenbezüge und zuweilen auch Gardinen (ohne Röllchen und Ringe, versteht sich).

Alle 5 oder 6 Wochen war jeder Wohnung im Weegerhof der Waschtag zugeteilt. Frauen, die arbeiten gingen, nahmen sich dafür zumindest einen halben Tag frei, sogar Urlaub. Und Kinder waren als Washknechte nicht selten zu sehen.

Am Vorabend ging es los, nach Ende des regulären Waschbetriebs im Waschhaus. Man ging – nein, fuhr! – von zu Hause los. Ein Sternmarsch zum Waschhaus. Fast jede Familie hatte einen Bollerwagen, meist Marke Eigenbau. Ein Brett oder Bretterschlag, vier Räder, Vorderachse sogar lenkbar, Deichsel mit einem Querholz, an dem man das Gefährt zog. Darauf wurden ein, zwei Mang (Körbe) oder Büten (Wannen) mit schmutziger Wäsche gestellt. Und als sei man das Lastpferd, trabten dann meist die Kinder (zumindest ich) den Karren ziehend, von der Westseite des Karl-Schurz-Weges gen Hermann-Meyer-Straße und dann die leichte Anhöhe bis zum Waschhaus hinauf.

Dort angekommen, hatte man zwei Dinge unbedingt zu tun. Erstens zu warten, zweitens zu wiegen. Im Waschhaus herrschte ein Reglement, das jeder Kaserne oder Zuchthaus gut zu Gesicht gestanden hätte. Der Waschmeister war Herrscher aller Reußen, Regent von Spar- und Bauvereins Gnaden, also zu jeder Willkür befugt. Was er jeden, der sich nicht an die kleinlichen Regeln und Vorschriften hielt, auch deutlich spüren und Erfahrung machen ließ.

Man wartete brav, bis der Mann geruhte, zur für uns Kinder riesig erscheinenden Waage zu kommen. Dort hatte man die Wäsche

aufzulegen und in einer dicken Kladde wurde fast grammgenau notiert, wieviel Wäsche man zu waschen gedachte. Es war nur eine Höchstgrenze gestattet; genau erinnere ich mich nicht daran, aber es war wenig genug, so dass man wie heutzutage beim Flugübergepäck bei zuviel Wäsche nachzuzahlen hatte. Nicht viel, aber immerhin. Erziehung fängt halt bei allem an. Ganz streng verboten war, etwas zu waschen, was nicht im persönlich-familiären Besitz war. So konnte es vorkommen, dass man dem Waschmeister fast schon an Eides statt zu erklären hatte, dass alle Teile im Wäschekorb auch Eigentum war.

Sodann wurde eine Kabine zugeteilt. Vier Gänge, an der einen Seite so genannte Waschkabinen, auf der anderen die Industrie-Waschmaschinen ziemlicher Dimension und mit viel Dampfentwicklung. In der Kabine zwei große Bottiche nebeneinander. Man ließ warmes Wasser einlaufen und tat Kernseife dazu – Waschpulver heutiger Art war noch nicht Usus. Danach roch es immer muffig-seifig, eine milchig-trübe Brühe schwappte in den beiden Becken. In eins kam die bunte, ins andere die weiße Wäsche – zum Einweichen über Nacht. Ein paar mal die Klamotten mit der Hand hin und her verrührt – dann war für heute die Arbeit getan.

Am nächsten Morgen frühes Aufstehen. Schon gegen halb sieben war man im Waschhaus, wenn man die „1. Schicht“ hatte. Wasser ablassen, die eingeweichte Wäsche nachspülen (kurioserweise war zwar die Wäschemenge, aber nicht der Wasserverbrauch reguliert, aber man hatte ja auch einen eigenen Tiefbrunnen auf der Bleiche zwischen Karl-Schurz-Weg und Waschhaus.

Nun musste dem Waschmeister Bescheid gesagt werden. Nur der war befugt, Wasser in die Waschmaschinen zu lassen und den Dampf zum Wärmen anzustellen. Überall im Haus die eindringlichen Verbotsschilder „Unbefugten ist das ... untersagt“, das Bedienen, das Betreten, dieses und jenes. Erst, wenn eine Hausfrau über Jahre ihre Zuverlässigkeit nachgewiesen hatte, durfte sie mit stillschweigender Einwilligung des Zucht-, pardon, Waschmeisters die Handgriffe selbst erledigen.

Das Waschen nahm so gegen zwei Stunden in Anspruch. Die klatschnasse Wäsche wurde aus der riesigen Trommel gehievt, es platschte das Wasser nur so runter, man selbst war nicht selten „sөipennaat“, total nass. Auswringen der Wäsche und rein in die Mang, den Korb also.

Danach schieden sich die Wege der Wäsche. Die einen Stücke kamen zum Aufhängen auf die Leine, die anderen waren fürs Mangeln vorgesehen. Trocknen war Saisonsache; an schön warmen Sonnentagen draußen auf der Leine, die über die ehemalige Bleiche gespannt waren (man konnte die Wäsche auch einfach auf den Rasen legen, so wie ganz früher). Oder in wuchtig-großen Schieber auf langen Leinen im Trockenraum. Der wurde vom hauseigenen Heizwerk mit Warmluft versorgt. Lange Schränke – wie überdimensionale „Apothekerschranke“, Auszüge in Einbauküchen – zog man quietschend und mit ziemlichem Kraftaufwand raus. Als Kind sah ich sie immer als Schwebbahn an, denn sie waren oben an einer Stange mit einem Laufrad aufgehängt, welches sei Anbeginn an wohl nie wieder geölt worden war – daher das entsetzliche Quietschen. Aber immerhin, schon nach rund anderthalb Stunden waren die Stücke trocken (oft sogar wie ein Brett, Weichspüler war ein noch unbekanntes Wort) und es begann das mühsame Abnehmen. Denn jedes Teil wurde jetzt, größere Teile zu zweit, gezogen und gestreckt, damit es auch glatt gefaltet werden konnte, bevor es zu Hause wieder in den Schrank kam. Nicht glatt zu mangeln oder gewaschene Wäsche noch mit Knittern in den Korb zu legen war eine weitaus größere Schande seinerzeit als uneheliche Kinder.

Höhepunkt des Waschtages war das Mangeln. An riesigen Walzen konnte man Stücke bis zu rund drei Meter Breite einlegen, also genug Platz für Tischdecken oder Bettwäsche. Bei der man übrigens die Knöpfe abzunehmen hatte, damit die Mangel keinen Schaden nahm. Die Kunst war, die Stücke – auch zu zweit – so anzulegen, dass sie gerade und knitterfrei von den stoffbezogenen Walzen in das Halbrund der Kupferwanne gezogen wurden, wo der Druck der Walzen im Verbund mit ordentlich dampferzeugter Wärme fürs Bügeln, also Mangeln sorgte. Hatte man beim Anlegen Knitter und Falten gelassen,

kamen die nach einer halben Umdrehung der Trommel in eben diesen Falten fest gebügelt wieder raus.

Man legte die großen Teile an, ließ sie einziehen. Und dann galt es, schnell um die Mangel herum zu laufen, um sie auf der anderen Seite wieder abzunehmen. Oder – je nach Wissen, Erfahrung und Geschick – sie ein zweites Mal in die Mangelrunde zu schicken. Der Filzbelag hatte die Stücke geradezu wie magnetisch angezogen. Mit Geschick konnte man noch ein paar unerwünschte Falten korrigieren.

Ober man bediente – zum Beispiel für kleine Teile wie Handtücher, die Mangel zu zweit: Einer legte ein, der andere nahm auf der andern Seite ab. Schnell wurde die Wäsche auf einen hinter einem stehenden Tisch abgelegt, gefaltet natürlich.

Das dauerte rund eine halbe bis dreiviertel Stunde. Trockenwäsche aus dem Schieber, alles in zwei Körbe gelegt – und man konnte mit dem Bollerwagen wieder nach Hause (t)rollen.

Danach war Mutter stets „fix und fertig“, im Sommer wegen der Hitze mit hochrotem Kopf und wie selbstverständlich gab es dann erst einmal ein „jod Köppken Koffie“. Und für mich als Kind und Helfer? Die Erlaubnis, jetzt spielen gehen zu dürfen, denn schließlich hatte ich durch mannigfache Hilfe bewiesen, dass ich ein wahrer Held bin.

Washtag im Weegerhof – so etwas vergisst man das ganze Leben lang nicht mehr. ¶

LEBEN OHNE INTERNET –

- wie ging das eigentlich?

Mein Beruf brachte es mit sich, von der Jugendzeit der Token-Ring-Netzwerkarchitektur mit Paketvermittlung, der Markup-Language-Struktur im Content-Design-Documents-Schemas und der Hyperlink-Technologie samt WYSIWYG-UIs intensiv vertraut zu sein. Falls Sie jetzt nicht wissen, wovon ich rede, nennen Sie es einfach „Internet“ und es stimmt. Das Dilemma war, ich habe seit seinem Entstehen hundertfach darüber in Fachzeitschriften publiziert; kaum einer wollte glauben, was da als funktionale Zukunft der Telekommunikation auf uns alle zukam. Heute kann man in der Rückschau nicht mehr glauben, wie wir es in den 60er, 70er Jahren geschafft haben, ohne Handy und WhatsApp auszukommen, ohne FaceBook und Cloud-Speicher. Aber es ging. Ganz einfach sogar.

Mein erstes Büro lag exakt 470 Meter von meinem Zuhause entfernt, war außen gelb angestrichen und knapp 1 Quadratmeter groß. Darin befand sich ein großer eiserner Kasten, der mit Groschen (für jüngere: so hießen zu Mark-Zeiten die Zehn-Pfennig-Stücke) gefüttert werden wollte. Also eine Telefonzelle.

Kaum einer hatte damals in einer Privatwohnung ein Telefon. Und die, die eins hatten, wurden so ähnlich ehrfürchtig bewundert, wie wohl dereinst das gemeine Volk den Adel bewundert oder heimlich beäugt hatte. Wenn ich telefonieren wollte, musste ich vom Karl-Schurz-Weg die Hermann-Meyer-Straße hinauftraben bis zur Obushaltestelle Weegerhof. Neben dem Geschäft von Ernst Walsken, dem berühmten Maler, der Tapeten verkaufte, war jene Telefonzelle, von der aus ich meine Arrangements machte. Drei Minuten für 20 Pfennig, später kosteten Ortsgespräche irgendeinen Einheitspreis.

Irgendwann bekam dann eine ältere Dame, die bei uns im Haus wohnte, eine „begüterte“, also mit guter Pension versorgte, ein Telefon und ich musste bei ihr höflich und adrett anfragen, ob ich denn mal telefonieren durfte. Natürlich ließ man artig seine zwei Groschen neben dem Telefon liegen. Ferngespräche, die ja teurer waren, wagte man in Ermanglung nicht möglicher genauer Abrechnung erst gar nicht zu führen. Da musste man eben mit vielen Groschen im Beutel zur Telefonzelle traben.

Und dennoch erinnere ich mich kaum daran, jemals irgendein Ereignis, damals noch nicht Event oder Act genannt, in der Stadt verpasst zu haben, dass einem des Hingehens wert war.

Erstens wurde in der Schule das gemacht, was wir heute Facebook nennen: Jeder informierte jeden. Zweitens WhatsAppten wir körperlich. Man ging einfach zu den „angesagten“ Clubs, Kneipen, ins Haus der Jugend. Ob im Jazzkeller Saarstraße und Ritterstraße, im besagten Gebäude an der Dorper Straße, ob bei ‚Jugend tanzt‘ im Konzertsaal, ob bei der Fahrt im Bus, bei der man immer jemanden traf, überall war Weitersagen total üblich. Weil jeder auf eine jede Information von jedem angewiesen war, war es eine Selbstverständlichkeit, andere zu informieren.

Gleichwohl, natürlich gab es auch geschlossene Gruppen; nicht alles verriet man wirklich jedem. Insidertum war eben der Reiz des Besonderen und Cliquenbildung das völlig normale. Wenn irgendwo eine Band spielte, kam sowieso immer das gleiche Publikum – also deren Fans – zusammen; nach einer Stunde wusste „der ganze Saal bescheid“, wo als nächstes etwas los sein würde.

Und es gab noch eine Sitte, die längst vergessen ist. Man ging einfach irgendwo hin. Wenn man jemanden be- und aufsuchen wollte, war das Telefonat und erst recht die Email oder sonstige Nachricht ja nicht möglich. Also, hinfahren und unter Umständen „auf den Pinn laufen“. Ein Ausdruck, der aus alter Zeit stammt, als man noch einfach einen Besten vor oder neben die Haustür stellte, um zu signalisieren, dass niemand zuhause sei. In heutigen Zeiten der Angst vor Einbrüchen völlig unvorstellbar. Aber eigentlich auch wieder nicht. Denn was

ein echter Solinger ist, der macht noch heute das Licht aus, wenn man aus dem Haus geht und die ganz Verknöcherten lassen auch die Rollläden runter oder, im alten Jargon, machen die Schlagläden zu. Damit jeder sieht, wir sind nicht da.

Einfach jemanden zu besuchen war also üblich, auch zur Mittagszeit. Da wurde dann halt die Suppe noch ein wenig verlängert, ein Stich guter Butter rettete den Geschmack. Oder wo zwei Rolladen für drei Esser gebraten waren, da wurden auch fünf Personen satt, weil eben noch ein paar Kartoffeln flugs geschält und mitgekocht wurden. Sauce war eh reichlich da, Salat meistens auch. Wenn Milch im Haus war, wurde flugs ein Pudding gekocht. Also: Wozu Internet, wozu Email, wozu Telefon? Ohne ging das Leben auch seinen Gang und kaum verpasste man etwas.

Vielleicht sogar im Gegenteil. Es war eben nicht dieses dauernd und immer und überall etwas zugange sein und buchstäblich auf zig Hochzeiten zugleich tanzen. Man konzentrierte sich auf eher wenig (was wir freilich damals auch zuweilen langweilig nannten und es als solches empfanden); da es keine Informationsflut gab, konnte man auch nicht an ihr verzweifeln.

Ach, schön war das damals. Wirklich schön. Und wirkungsvoll zugleich. Auch heute, moderne Medien intensiv gewohnt, weiß ich manchmal kaum, ob sie wirklich einen Fortschritt gebracht haben. Weil eben auch ohne sie nichts schief lief. ¶

KOPFSACHEN

Andere gehen mit dem Kopf durch die Wand. Ich durch den Zaun. Die Welt sehen – das war schon mit 5 Jahren mein Ziel. Damals war es üblich, dass man sonn- und feiertags wanderte; sprichwörtlich mit Kind und Kegel. So lernten wir als Kinder recht früh die Heimat kennen. Ein Umstand, der mir zu pass zu kommen schien und der meine Mutter an den Rand einer Ohnmacht brachte. Schuld war eigentlich mein neuer Tretroller. Aber erst einmal:

NICHT HINTER, SONDERN ZWISCHEN GITTERN

Wir wohnten auf der Teufelsinsel. So heißt die Spar- und Bauvereins-Siedlung Goethe-, Herder-, Raabe- und Wielandstraße zwischen Kat-tenberger Straße, Kirschbaumer Hof und Nacker Bach-Tal.

Von dort aus ging ich zum Kindergarten in Höhscheid, Lindenhof. Das sind immerhin zweieinhalb Kilometer bergauf, bergab. Mit kurzen Beinen ganz schön viel. Sommers und winters, bei Regen, in der Dunkelheit, an der Hand meiner Mutter. Die „lieferte mich ab“ im Kindergarten und ging fast den ganzen Weg zurück zur Arbeit.

Der Lindenhof, ein Gebäude aus der Jahrhundertwende 1900, hatte einen Hof, auf dem man recht oft spielen durfte. Zur Straßenseite gab es einen dieser damals üblichen Gitterstäbe-Zäune, der Abstand der Stäbe mochte um die 15 cm betragen. Eines Tages fand ich es gut, dort meinen Kopf nach vorne durchzustecken, so dass ich die Straße beobachten konnte. Hei, welch eine Freude – wenn ab und zu mal ein Auto kam.

Nun hatte ich die Rechnung aber ohne meine Ohren gemacht. Während die sich beim Vorwärts-durch-den-Zaun an den Kopf schmiegt, so stellen sie sich beim Zurückziehen zu Quersegeln auf, die mir den Rückzug des Kopfes unmöglich machten. Nach Panik und

Angst folgte das wohl verständliche Geplärre, welches eine Kindergärtnerin (so hießen die damals, keiner fand da etwas schlimmes dran; das heutige ‚Erzieherin‘ erinnert mich immer an Zucht und Zuchthaus) herbei eilen ließ. Ich kann mich vor inzwischen eingetretener Totalpanik nicht mehr daran erinnern, ob es ihr selbst oder mit Hilfe des Hausmeisters bzw. einer Kollegin gelang, die Gitterstäbe ein wenig zu biegen, so dass mein Kopf wieder den Weg in die Freiheit fand.

Ich erinnere mich nur, dass meine Eltern mir in der Rückschau dieser Episode erzählten, ich hätte ein tagelanges Hof-Spielverbot gehabt. Nie mehr habe ich meinen Kopf durch irgendwelche dubiosen Öffnungen gesteckt. Aus Erfahrung wird man eben doch klug – dazu bedarf es keiner Erzieherin.

Noch heute bin ich davon überzeugt, Kinder, denen es verboten ist, Dummheiten zu machen, bleiben neurotisch, lebensuntüchtig oder zumindest schreckliche Menschen.

AUSFLUG IN DIE SANDBERGE LEICHLINGEN

Die Herderstraße auf der ‚Teufelsinsel‘, knapp 200 Meter lang, hatte eine steile obere Hälfte und eine an die 80 Meter lange Auslaufläche. Autos fuhren hier nur äußerst selten her. Und wenn, eher langsam, es standen auch keine bis kaum welche geparkt am Straßenrand. Was also konnte schöner sein zum Rollerfahren als diese Rampe mit Schwung heruntersausen. Im Winter, selbstredend, war dies die ideale Rodelpiste, direkt vor der Haustüre. Spiegelglatt. – Und kurios, damals fand es kein Autofahrer unnormal, dass man bei Schnee und Glatteis eine bergige Straße einfach nicht befahren kann. Es wurde auch nicht nach dem Streuwagen gerufen. Zum Glück war die Herderstraße für den Autoverkehr so unbedeutend, dass sie tagelang unbestreut und damit ideale Eisrutsche blieb. Zuweilen halfen mit mit ein paar angeschleppten Eimern Wasser nach, ideale Rutschbedingungen zu schaffen. Einfach auf glatten Schuhsohlen 20, 30 oder gar mehr Meter „rongerlitschen“. Knochenbrüche gab’s nie, blaue Flecken (vor allem am Hintern) waren das normalste der Welt, keiner Rede wert.

Im Sommer also: Roller den Berg raufgeschoben, sich oben daraufgestellt (möglichst noch Schwung gegeben) und dann runterge-saust. Die Schuster freute es seinerzeit, dass wir Kinder ein effektives Bremssystem hatten, nämlich die Schuhsohlen.

Das war immer eine Gaudi, wurde aber dennoch auf Dauer irgendwie langweilig. Also rollten wir immer mal wieder ein Stück auf den schmalen, grobgeteerten Wegen ins langgezogene Tal des Nacker Baches hinein. Eine viertel, eine halbe, eine Stunde. Und dann wieder retour zur Teufelsinsel.

Das wurde natürlich auf Dauer auch langweilig. Und so leuchtet es ein, dass der Vorschlag eines älteren Jungen, man könnte doch einmal bis in die Leichlinger Sandberge fahren, auf mein reges Interesse stieß. Zumal er angab, den Weg zu kennen – was sich später (zum Glück) als wahrhaftig herausstellte. Es muss Nachmittags gegen ein, halb zwei Uhr gewesen sein, das Wetter war gut, warm, die Sonne schien. Also dann mal los.

Entlang der schmalen Fahrstraße parallel zum Nacker Bach, dann über Feld- und Waldwege, bis nach Brücke, von dort weiter Richtung Haasenmühle, über die Ortschaft Wippe nach Ruppelrath, schon bald waren dann die Leichlinger Sandberge erreicht.

Die Dauer der Hinfahrt hatte das Gefühl aufkommen lassen, lange könne man sich hier nicht aufhalten, um im überdimensionalen Sandkasten der Baggergrube zu spielen (was erstens sowieso verboten war und zweitens saugefährlich). Also strampelten wir bald heimwärts gleichen Weges. Nur leider jetzt eher tendenziell bergauf anstatt wie auf hin zu in der Summe leicht abschüssig. Also zog sich der Weg immer länger, zumal ja auch die Kraft allmählich nachließ.

Dass es ungefähr 10 Kilometer Weges war, war keinem bewusst. Kein Wunder, dass es nun anfang zu dämmern, denn wer hatte als Kind schon eine Uhr. Bei Dämmerung, das war strikte Anweisung, hatte ich nach Hause zu kommen. Kleine Kinder gehören abends eben nicht alleine auf die Straße, basta.

Als ich nicht an Land kam, benutzte mein Mutter die Vor-Elektronik-SMS: Man öffnete das Fenster und rief laut, durch die Stra-

ße hallend, den Namen. Einmal, mehrmals, bis sich die Nachbarn un-
aufgeregt, aber Ausschau haltend an der Suche beteiligten.

Von mir keine Spur. Aber irgendwie haben wir dann doch mit
dem letzten Restlicht – Straßenlampen gab es damals wenige oder sie
waren mehr Funzel denn Leuchte – wieder geschafft, in die Herder-
straße einzubiegen und mit Schwung die letzten Meter zu nehmen.
Völlig außer Atem, mit extrem geröteter, weil gut durchbluteter und
sauerstoffdurchfluteten Wangen rief ich stolz „Rate mal, wo wir
waren?“ meiner Mutter entgegen, die auf dem Absatz der Haustreppe
immer aufgeregter nach mir Ausschau gehalten hatte? Und wartete erst
gar nicht die Antwort ab, sprudelte hervor „In den Sandbergen!“.

Nun erwartete ich ein großes Lob und eine allseitige Bewun-
derung. Stattdessen fing ich mir, wie man so sagt, bevor ich es über-
haupt merkte, zwei saftige Ohrfeigen ein, dass mir die Tränen liefen.
Die erste große Enttäuschung meines Lebens! Ich, der Held, werde für
mein Heldentum bestraft. So viel Ungerechtigkeit hatte die Welt noch
nie gesehen, da war ich mir damals absolut sicher.

Ich konnte partout nicht verstehen, warum meine Mutter nicht
in Freudentaumel ausbrach. Ich wusste ja auch bis dahin noch nicht so
genau, was 10 Kilometer sind, hin und retour also 20, und dass diese
Entfernung nicht die typische Distanz für einen kleinen Kindertretrol-
ler und einen jungen Burschen von 5 Jahren ist, der die Strecke nicht
einmal im Ansatz kannte und nur auf gut Glück seinem Kumpel gefolgt
war.

Dennoch hat die Geschichte ein Happy End. Zeit meines Le-
bens habe ich mich mit dem Auto so gut wie nie verfahren und wusste
immer genau, ob in fremder Stadt oder im fremden Land, wie man
abends wieder gut in die warme Stube oder ein kräftigendes Abendese-
ssen findet. Auch ohne dafür Ohrfeigen zu bekommen. ¶

KREDITKARTE, GUTE BUTTER UND DIE BOTENDIENSTE

Wir – Arbeiterfamilie – zahlten schon in den 1950er Jahren mit Kreditkarte, hatten Botendienste als Lieferanten und leisteten uns, am Wochenende, nur gutes. Gute Butter beispielsweise.

Wir hatten Kredit. Fast jeder hatte Kredit, den ich in der Nachbarschaft kannte. Die Kreditkarten wurde zentral geführt: Es war die dicke Kladde im Lebensmittelgeschäft. Damals kannte man noch nicht den später einmal abschätzig gemeinten Begriff des Tante-Emma-Ladens. Denn damals war Tante Emma die wichtige, unverzichtbare Nahversorgung. Schon in Ermanglung eines Autos – was aber nichts ausmachte, da es sowieso keinen heute so allgegenwärtigen Supermarkt gab.

Der Botendienst, nun – das war ich. Fehlte etwas in der Küche, beim Kochen, wurde ich losgeschickt. „Geh mal eben zu Staats.“ Staats war ein Lebensmittelgeschäft, keine 100 Meter von der Wohnung entfernt. Da holte man Mehl, Salz, Zucker „in Tüten“, als lose Ware in braunen Standard-Tüten verpackt. Oder Maggi, einen Kopf Salat, „Büchsenmilch“ (sprich Kondensmilch, vornehm: Kaffeesahne) – und eben freitags „Gute Butter“. Lose. Von einem dicken Klumpen mit einem Holzschaber abgestochen und dann in „Fettpapier“ (Pergamentpapier) eingeschlagen. Zu Hause kam die Butter in einen Tontopf und schwamm darin in Wasser. So hielt sie sich. Obwohl, das bißchen Butter, das man sich als Familie leistete, kam selten übers Wochenende hinaus.

Es wurde angeschrieben. Kein Mensch kam auf die Idee, zu jedem Einkauf gleich Geld mitzunehmen. Man kannte sich doch, das

war Kreditwürdigkeit genug; und „Schufa“ ging automatisch. Wer nicht zahlte, war schnell in der Siedlung bekannt.

Bezahlt wurde freitags oder samstags, nachdem Vater mit der Lohntüte zu Hause war. Damit man über Sonntag keine Schulden hatte. Niemand hat jemals die Richtigkeit des Kladdeneintrages angezweifelt, Kontrollbons gab es nicht. Aber auch kein Kaufmann hätte es gewagt, seine Stamm-Kundschaft zu übervorteilen.

LOHNTÜTENBALL

Es gab für Arbeiter Wochenlohn. Nur Angestellte bekamen ein Monatsgehalt – und Beamte. Freitags ging in den meisten Betrieben der Chef durch die Werkstatt oder Halle und teilte den Lohn in kleinen Tüten aus; darin das Geld auf den Pfennig abgezählt und der Lohnstreifen, die handschriftliche Ausrechnung des Wochenlohnes. Manchmal ging auch das Fräulein vom Lohnbüro rund; meist (warum auch immer!) etwas ältliche, streng aussehende Unverheiratete mit Hang zum Stechschritt.

Für manche Familien begann dann das Drama. Denn mit dem Geld in der Tasche wuchs bei den Arbeitern schlagartig die kaum zu bändigende Lust, es sofort wieder auszugeben. In der Kneipe gegenüber dem jeweiligen Werktor, oder eben an der Eckkneipe – den Eckkneipen, nacheinander – auf dem Heimweg. Weswegen es durchaus üblich war, dass sich am Freitag gegen 5 Uhr am Nachmittag die Ehefrauen und damit Haushälterinnen und Geldverwalterinnen am Werktor einfanden, die ihre Männer beim Verlassen von Werkstatt und Fabrik abpassten, die Lohntüte in Empfang nahmen – oder Teile daraus. Je nach Gepflogenheit.

Die Männer hatten dann immer noch so viel in der Tasche, dass es für einen anständigen Rausch langte, selbst wenn sie von ihrer Frau knapp gehalten wurden.

Mit dem Geld aus der Lohntüte mussten die angeschriebenen Wocheneinkäufe bezahlt werden. Und die Strümpfe gekauft, die Raten für die Schuhe, die per Post bestellt waren, getilgt werden. Einiges kam in die „Mute“ oder „in et Mängken“, die heimische Spardose, denn

schließlich war ja mal wieder eine Anschaffung oder das Tapezieren des Zimmers nötig, und da mussten einige Taler bereit liegen, um es wirklich zu können.

Gerechnet wurde mit dem Pfennig, buchstäblich. Die Monatslöhne lagen in den 1950er Jahren zwischen 125 und knapp 200 Mark, also ca. 40 Mark je Woche. Davon musste auch noch die Miete bezahlt werden, das Wasser- und Stromgeld, die Kinder brauchten Bücher oder mussten hin und wieder zum Friseur (Mutter wollte auch dahin) – oder eben: Friseur war zu teuer, man erledigte es zu Hause. Das war so üblich, nicht nur in einzelnen Familien, sondern sozusagen in allen, wenn man nicht eben zu den Fabrikanten und „Schwerreichen“ gehörte.

1955 war ein Monatsverdienst von 180 Mark statistischer Durchschnitt. Ein Kilo Butter kostete ca. 7 Mark. 45 Mark Wochenbudget – logisch, dass man sich kaum mehr als 150 bis 250 Gramm Butter leisten konnte – wenn überhaupt. Ein Brot kostete 70 Pfennige, mithin war die Butter auf der Scheibe Brot das gut zehnfache wert! Kein Wunder, wenn mich meine Oma schalt („Dich hätt wall dr Ohse gestoten!“), wenn ich die Butter mehr als nur aufs Brot kratzte. Da ein halber Liter Bier ca. 65 Pfennige kostete, brauchte die Männer, die Arbeiter, kaputt von der Woche mit Schufterei, so um die drei Mark, um sich die Welt wieder schönzutrinken.

NACHBARSCHAFTSLÄDEN

Läden in der Nachbarschaft gab es in Solingen wie in andern Städten und Dörfern auch zu Hauf. Sie waren Nachrichtenzentrale (live-Facebook sozusagen, Twitter und WhatsApp in einem), Ratgeber, Einkaufsquelle. Ihr Sortiment bestimmte weitgehend den Küchenzettel und die Familien-Speisekarte im Verbund mit dem nächstgelegenen Bäcker und dem Angebot auf Märkten, auf die man je nach Wohnlage und Gewohnheit regelmäßig oder gelegentlich ging.

Die Läden hatten Kautabak und Gummilitzen, Strumpfhalter, waren Annahmestelle für Laufmaschennähen, hier kaufte man die gelegentliche Flasche Moselwein, mal ein Likörchen, wenn eine Feier an-

stand. Es gab Nudeln und Erbsen, letzte lose, Saisongemüse, Schuhwichse, Essig zum Abfüllen in die mitgebrachte Flasche – und Rahmbonbons. Mit einem Wort: Vollversorgung. Preiskämpfe und Rabattschlachten mussten sich die vielen Läden überhaupt nicht machen. Höhere Preise als die Mehrheit der Bevölkerung bezahlen konnte, waren ja nicht möglich. Mithin ist die Mär von der Krämerseele kein bloßes Hirngespinnst, denn mancher Einzelhändler musste ebenso wie seine Kunden mit dem Pfennig rechnen. Und Schwund, Verlust, durfte man sich nicht erlauben. Deshalb lag auch für ihn im Einkauf (der richtigen Bevorratungsmenge) der Segen.

Bis in die 70er Jahre gab es diese Läden noch. Als ich dann geheiratet habe, war gegenüber unserer ersten Wohnung ein solcher Laden, auf der Morgenstraße in Höhscheid. Morgens kurz nach sechs lieferte ein Bäcker einen Korb Brötchen an, der im rückwärtigen Hausflug abgestellt wurde. Das wusste jeder Stammkunde und man war frei, dort hineinzugehen, sich die gewünschte Anzahl Brötchen zu nehmen (Tüten lagen bereit) und dies in einer Liste anzuschreiben. Am Wochenende wurden dann abgerechnet. Ich glaube nicht, dass jemals einer auch nur ein einziges Brötchen „Schmu gemacht“ hat. Vertrauen war etwas Heiliges, das zu missbrauchen einem Schimpf und Schande gebracht hätte. Solch ein Einkaufen – bargeldlos – war wunderbar; warum sollte man sich dauernd mit dieser Krabbelei im Portemonnaie aufhalten?

Anders im Konsum im Weegerhof, wo man erst noch von weißge kittelten Damen bedient wurde, bevor das Geschäft als sensationelle Neuerung auf Selbstbedienung umgestellt wurde. Für Butter-Eier-Käse musste man sich separat anstellen, das war eine andere Abteilung. Zum Metzger lief man eine gute Viertelstunde, zum Bäcker etwas länger. Einkaufen in der Fleischerei war für die Kinder immer etwas Besonderes, weil man über die Theke eine Scheibe Fleischwurst gereicht bekam, die man dann zutschelte. Wie beim Rauschgifthandel: Der erste Joint oder Schuss ist frei, damit man schön abhängig wird. Kinder wurden so auf Wurstkonsum konditioniert. Wir kauften über-

wiegend bei Meuser, Ecke Neuenhofer-/Fritz-Reuter-Straße, heute noch unter dem (angeheirateten) Namen Kempen existent.

Sonntags, vor allem wenn unerwartet Besuch kam, wurde ich zur Bäckerei Möller nahe der Erfer Straße geschickt, Sahne- und/oder „Pröffkuchen“ (fester Kuchen) zu holen, ein Schüsselchen Sahne inklusive. Die Glasschüssel dafür nahm man mit, Plastik-Einweg-Gebinde waren noch nicht erfunden. Allenfalls gab es die Sahne, brachte man kein Gefäß mit, auf ein Kuchen-Papptablett gespritzt – aus der spuckenden Sahnemaschine.

Ins angeschlossene Café wurde selten gegangen, das war ja teurer als ein Stück Kuchen im Laden; nur bei solch traurigen Anlässen wie Beerdigungsfeiern sah man es von innen. Nachdem man im Regen die gut zwei Kilometer vom Friedhof Höhscheid bis dorthin getippelt war. Und das alles für ein Stück Bienenstich, süß, fettig, zwischen den Zähnen kleben bleibend. Als Entschädigung gab's auf den Kakao eine nicht kleine Sahnehaube, in die man so schön die Nase stippen konnte.

Wenn ausnahmsweise sonntags für den Nachtsch Eis geplant war, vielleicht weil wir Gäste über Mittag hatten, wurde ich zum hastenden Boten. Man schickte mich vom Weegerhof aus zu Kummer in die Stadt, am Neumarkt gelegen. Das waren immerhin zweieinhalb Kilometer. Dieser Weg musste nun im Laufschrift zurückgelegt werden, wenn man die mitgebrachte Glasschüssel sich hatte mit Eis füllen lassen. Die Versuchung war übergroß, den durch diese Anstrengung überhitzten Körper verdientermaßen mit dem nach Hause zu schleppenden Eis vorsorglich abzukühlen. Was sich schon alleine deshalb empfahl, weil das Eis auch bei redlich bemüht hohem Schritt- oder Lauftempo nach der Ankunft auf die Hälfte geschmolzen und sich in klebrige Zuckerbrühe verwandelt hatte.

Schuhgeschäft, Laufmaschinen-Annahmestelle, Lebensmittel, Drogerie, Möbel, Bäcker, Metzger, Milch, Getränke – alles war in Laufweite zu bekommen, man kannte sich, und die „lokalen“ Geschäfte zu unterstützen war nicht nur Ehrensache. Denn kaufte man woanders, sprach sich das blitzschnell rum und spätestens beim nächsten Waschtage (das Weegerhofer Waschhaus als das, was später die Facebook-

Communities sind) musste man dann der Nachbarschaft eine Erklärung geben, warum.

Der Friseur – wir gingen zu Rudi Dickhaus – war auch in Laufweite, er kannte einen von klein auf und nach dem Haarschnitt wurde sowieso nicht gefragt, er kannte und konnte ja nur einen: Fasson-Schnitt mit der dicken, brummenden Maschine. Ging schnell, sah scheußlich aus, an eine Alternative dachte niemand. Dafür kostete es anfangs auch nur 80 Pfennige, so weit ich mich erinnere. Für den Rest bis zur ganzen Mark durfte ich mir Bonbons kaufen, im nahebei gelegenen Kiosk. Ich bevorzugte die kegelförmigen Zuckerbrocken, an deren Plastikstil Flugzeuge gegossen waren, die man sammelte. So kam im Laufe der Zeit ein ganzes Arsenal an fliegenden Geräten zusammen, die einem an Regentagen als „Indoor“-Spielzeug dienten. ¶

GEMEINSAMKEITEN

Im heutigen Zeitalter der egozentrischen Egoisten ist kaum noch vorstellbar, wie uniform-gemeinsam das Normal- und Zivilleben damals ablief. Natürlich könnte man es heroisch als kulturelle und soziale Leistung eines ganzen Volkes darstellen – es hatte aber weit banalere und unkompliziertere Gründe: Die Entfernungen und die Beschränkung auf ein einziges Schwarzweiß-Fernseh- und drei, allenfalls sieben oder acht Radioprogramme.

ZU FUSS, ZU BUS.

Grundsätzlich wurden in meiner Kindheit alle Wege zu Fuß gemacht. Ein Auto hatten wir keins (wer als Normalbürger, Arbeiterfamilie, hatte schon eins?), Obus- oder damals auch noch Straßenbahnfahren war teuer und allenfalls Entfernungen über mehr als drei Kilometern vorbehalten.

Auch nicht immer, denn gegen Abend, gar nachts, auch am Wochenenden, waren die Fahrpläne arg ausgedünnt oder der Fahrbetrieb beizeiten eingestellt. Wer war auch schon gegen Mitternacht noch unterwegs, am nächsten Tag musste man ja um fünf oder sechs Uhr aufstehen, um pünktlich bei der Arbeit zu sein. Und anständige Menschen waren in jedem Fall vor Mitternacht zuhause. Da kaum Autoverkehr herrschte, war es im Weegerhof nachts mucksmäuschenstill. Ein Nachteil für spät heimkehrende Zecher, wenn es derer mehr als einer war. Ihre Unterhaltung, durch den Alkohol in der Lautstärke beflügelt, schallte durch die ganze Straße und unfreiwillig hörten so die Anwohner mit, was den lustigen Gesellen anderntags nicht selten ziemlich peinlich war. Das Frauen nachts durch die Straßen torkelten – kaum. Und wenn, sprach der ganze Weegerhof noch lange Zeit darüber.

Zum Schwimmen in der Badeanstalt Birker Straße durfte ich immer vom Weegerhof aus mit der Straßenbahn von der Birkerstraße zurück bis Brühl fahren. Von dort aus ging es einen gefühlten knappen Kilometer bis zum Karl-Schurz-Weg 16. Dieser Komfort des Fahrens wurde auch nur gewährt, damit ich mich nach dem Baden – noch halbnass – bei dem üblichen Solinger Schmuddelwetter nicht erkältete. Mit anderen Worten: an warmen Sommertagen hatte man gefälligst zu Fuß zu gehen. Über die sich lang ziehende Lüneschloßstraße, Zweigstraße, und im Weegerhof um ein paar Ecken.

Ansonsten hatte, wer den letzten Bus verpasst hatte (und das war so gegen 22 Uhr regelmäßig der Fall) das Vergnügen, auch die weiteste Strecke bei mäßig nützlicher Straßenbeleuchtung (ja, es gab noch die Gaslaternen, ursprünglich vom „Löüte-Pie“, dem Laternenanzünder in Gang gesetzt; später „Selbstzünder“) per pedes zu absolvieren. Das konnte dann auch schon mal von Ohligs Unterland bis eben nach Höhscheid/Weegerhof sein. Irgendwie eineinviertel Stunde, meine ich mich zu erinnern. Stets bergauf, aber das hat damals keiner so empfunden. In Solingen ging's ja immer bergauf; Gefällestrecken waren absolut keine Freude, weil man wusste, wo's runtergeht, geht's auch wieder rauf.

Das Leben spielten sich also in einem gut fußläufigen Zirkel um die Wohnung ab. Was logisch einschloss, dass die unmittelbare Nachbarschaft den gleichen Lebens- und Aktionszirkel hatte. Man traf sich zwangsläufig immer und immer wieder, ging in die gleichen Läden, kannte sich wie in einem überschaubaren Dorf. Und auch wenn Ver- und Bekannte ein wenig weiter weg wohnten, so doch alle irgendwie in Solingen (womit gemeint ist, vom Weegerhof ausgesehen nicht in fremden Städten wie Gräfrath, Wald, Ohligs) und man ging „in die Stadt“ zum Einkaufen, wo man sich traf oder eben jeder fast jedes Geschäft kannte. So ergaben sich eben Gemeinsamkeiten, denen man nicht entfliehen konnte – etwas, was man heute mit Facebook, Twitter, WhatsApp in digitaler Form wiederzubeleben oder aufrecht zu erhalten sucht.

Damals hatten Innen-/Einkaufsstädte, „die City“, eine ganz andere soziale Bedeutung, nicht nur eine funktionale, die der reinen Versorgung. Die Stadt war, was zuvor der (Dorf-)Brunnen war, anerkannter und gut genutzter kommunikativer Mittelpunkt. Heute würde man in verschwurbelter akademischer Verblödungssprache von „sozialer Teilhabe“ und „Aufenthaltsqualität“ sprechen. Damals sagte man einfach, man hätte den Schmitz Reinhardt mit dem Friedchen getroffen und sich bei Kummer ein Eis gegönnt, nachdem man op'm Maat einkaufen war.

Heutzutage schwärmt der eine für Borussia Dortmund, der andere für Bayern München, ein dritter für Eintracht Frankfurt. Damals – abgesehen davon, dass die Bundesliga bei weitem nicht der Krawall- und Kommerz-Rummel war, wie es heute der Fall ist – existierten solche Vorlieben nicht, denn wie hätte man deren Spiele sehen können. In Solingen ging man zur Britannia oder zum Postkicker-Klub, zum Sportring Höhscheid oder allenfalls mal bis zum Wasserturm. Die meisten Leute Fuß natürlich, was die Zahl der unterstützten Vereine und Sportarten beschränkte – für alle. Und so ergab sie sich wie von selbst die Gemeinsamkeit, denn um einen herum waren nur Leute, die zu den gleichen Sportereignissen oder Veranstaltungen gingen. Dazu gehörten dann als sensationelle Ausnahmen auch einmal Boxkämpfe auf Schulhöfen, sonntags wurden dort Ringe aufgestellt, auf denen sich Lokalmatadoren in die Fresse klopten und zum Gaudi des Publikums durchaus echtes Blut strömte. 1 Mark Eintritt; Rom lässt grüßen: Brot und Spiele. Auf dem Rückweg (die Boxkämpfe waren morgens) ging Vater dann noch einen trinken, in der nächstbesten Kneipe, wo sich alle Männer nach dem Boxkampf trafen; für die Kinder fiel das obligatorische Glas süßer Limo ab, die in Wirklichkeit eine gepanschter Apfelsinensaft war. Cola war tabu und nichts für Kinder.

In der Woche gingen die einen zu Fuß zur Arbeit; durchaus auch kurz nach fünf am Morgen losmarschierend, weil die Schicht um sechs Uhr begann. Die anderen hatten um sieben in der Fabrik zu sein; nur die „Besseren“ im Büro konnten halb acht oder gar acht Uhr anfangen. Und das bei Regen, Hagel, Wind und Schnee. Entschuldigung-

gen für's zu spät kommen gab es keine, denn jeder wusste, wann Winter war. Damals waren die Menschen noch so intelligent und ihnen war klar, dass es im Winter schneit – und dass man bei Schneefalls früher los musste, um pünktlich zu sein. Wenn nicht, wurde ab fünf Minuten Fehlzeit eine Viertelstunde vom Lohn abgezogen. Heute ruft man nach der Polizei, wenn eine Schneeflocke auf die Straße fällt.

Andere hatten es weiter, als es zu Fuß zu bewältigen gewesen wäre und die kauften eine Wochenkarte (oder gar Monatskarte) für den Bus. Das waren briefmarken-ähnliche Klebmarken, die auf die Kartonkarte gepappt wurden. Doch vertrackter Weise galt die Wochenkarte eben nicht sonntags, so dass man hätte Ausflüge machen können; Sonntag ist ja kein Wochentag. Nur der Samstag zählte zu den Werktagen, nicht jeder hatte wie selbstverständlich dann arbeitsfrei; für viele ging die Schicht mindestens bis mittags.

Und man konnte auch nicht – wie heute – beliebig in einem Tarifgebiet fahren. Auf der Wochenkarte war die Strecke vermerkt, für die sie galt. Als ich die Lehre in Ohligs begann und noch im Weegerhof wohnte, konnte ich vom Weegerhof mit der Linie 2 (von Höhscheid kommend) bis Graf-Wilhelm-Platz („Dreieck“) fahren, musste dort in die 1 (von Hästen kommend) steigen und durfte NUR über Merscheid nach Ohligs fahren. „Hintenherum“ über Central und Wald, also in der Linie 2 bleibend, war verboten. Und es wurde durchaus kontrolliert. So streng waren die Sitten – und so eingeschränkt die Mobilitätsmöglichkeiten. Denn schon jeher waren für einen echten Solinger drei Dinge viel zu teuer und eins völlig undenkbar: Erstens wurde an Strom gespart, indem man die Birnen – sie einem höheren Verschleiß unterwerfend (was man aber nicht wusste) – an-, aber sehr schnell wieder ausschaltete. Zweitens war Wassersparen heiligste Pflicht, am liebsten hätte man das tägliche große Geschäft noch mit dem aufgesparten Badewasser vom Freitag runtergespült. Drittens: Gebe nie Geld für einen Fahrschein aus, wenn man das Ziel in einem Fußweg von ein, andert-halb Stunden erreichen kann. Das völlige Tabu: Taxi fahren! „O Heer o Heer!“, hätte meine Oma flehend gejammert, hätte sie vom Schmitz Friedchen, die am Katternberg wohnte, den Heimweg zum Weegerhof

nicht mit ihren schrankeligen Beinen antreten können, sondern sich hätte kutschieren lassen müssen – gegen Geld: „o Heer o Heecer!!!“. Für Bayern übersetzt: „Jesses, Maria und Josefff, jo Teifi Sakrament no amol!“

Eine andere Gemeinsamkeit, die sowohl in der Nachbarschaft wie Verwandtschaft und Freundeskreis, aber auch sehr intensiv am Arbeitsplatz intensiv gepflegt wurde, war der diskussionsreiche Meinungsaustausch über das jeweilige Fernsehprogramm am Wochenende, vornehmlich das vom Samstagabend. Richtig gehört, nicht unbedingt an jedem Tag vom jeweiligen Vorabend. Denn wer von der Arbeit nach Hause kam, der hatte anderes zu tun als Fernsehen zu gucken. Holz hacken, Kohlen aus dem Keller holen, Bohnen einkochen, die Wäsche fürs Waschhaus fertig machen; vor allem aber für den nächsten Tag und den „Kostmüter“ (gemeint ist der Henkelmann, das Aluminium oder emaillierte Kochgeschirr zum Essentransport) zu kochen. Oder es war zu reparieren, im Garten musste der Salat gegossen werden, die Zeitung wollte auch noch gelesen sein.

Tagesschau um 8, das war dann für viele so etwas wie Tages-schicht-Ende, bis dahin waren die Kinder gefüttert und ins Bett gebracht. Vereinzelt schaute man sich dann noch die nachfolgende Sendung an, aber spätestens dann halb zehn am Abend „ab ins Bett“, denn früh um fünf ging’s ja wieder von vorne los.

Also blieben die Samstagabende (Sonntag war wieder früh-ins-Bett-Tag, wegen montäglichem Arbeitsbeginn), später auch die Freitagssendungen – aber freitags war man eher im Kegel- oder Gesangsverein unterwegs respektive es war der Tag, an dem sich nicht wenige ziemlich regelmäßig „die Kante gaben“. Nicht zu vergessen: Freitags wurde gebadet. Nur ausnahmsweise auch mal samstags. Aber nie sonntags, und schon gar nicht in der Woche; es sei denn, man hätte „in der Motsche gekroost“ (im Dreck gespielt) oder es wäre ein bitterkalter Winter- und Rodeltag gewesen.

Samstag Abend kamen Lou van Burg oder Durbridge-Krimis, Joachim Kulenkampff begeisterte mit seinem unverschämt plumpen Charme die Damen und nahm Männer bei den seichten Bühnenspiel-

chen gerne auf den Arm (seine Macho-Sprüche, die heute zu Staatskrisen führen würden, wurden damals von den Damen als galante Verbalerotik gedeutet).

Regelrechte feiertags-gleiche Höhepunkte des Jahres waren aber die Übertragungen aus dem Ohnesorg-Theater in Hamburg und die deftigen Schwanks des Millowitsch-Theaters. Heidi Kabel und Henry Vahl waren die absoluten Top-Stars der Hansestadt. Über wunderbar einfältige und von Plattheiten (nicht nur Platt als Sprache) durchzogene Verwechslungs- und Missverständnis-Szenen und -Dialoge galten als Gipfel volkstümlicher Unterhaltung. Willy Millowitsch, ein gnadenlos untalentierte Schauspieler, mauserte sich zur Kultfigur, weil er fertig brachte, was bis dahin eher die Ausnahme war: Statt eine Rolle zu verkörpern, spielte jede seiner Bühnenfiguren in der Haut des waschechten Kölners, dem derber Scherz das Angeborene war. Ganze Familien sammelten sich um den (Schwarzweiß-) Fernseher, oder Freundeskreise, man schaute zusammen fern, so wie man auch sonst vielleicht zusammen ins Kino oder Theater ging.

Dieses Zusammenrücken geschah vielleicht gar nicht mal so sehr freiwillig. Eher deshalb, weil nicht jeder einen Fernseher hatte, man also auf die Gastfreundschaft der Besitzenden angewiesen war. Und andererseits auch, man war es doch auch gar nicht anders gewöhnt. Bei solchen Treffen kam dann gerne mal die Bowle auf den Tisch, die man so herrlich verlängern konnte, sollten unerwartet noch ein paar Gäste hinzustoßen. Bowle bestand vor allem immer aus den Inhalten Ananas oder Erdbeeren, manchmal auch Waldmeister. Ohne Früchte hieß das Sekt-Wein- (und eventuell Sprudelwasser-) Gemisch „Kalte Ente“. Es wurde in dicken Kugeln, Vasen nicht unähnlich, auf den Tisch gestellt und mit einer gläsernen Schöpfkelle in ebenfalls kugelbäuchige Trinkgläser umgefüllt. Dabei wurde peinlich genau darauf geachtet, dass jeder die gleiche Anzahl Fruchtstückchen bekam. Was manchmal – bei viel Bowle und wenig Obst – eine knifflige mathematische Herausforderung war. Für das standesgemäße Verzehren der Früchte gab es Picker – sogar auch welche aus Glas, Zahnstocher taten’s allerdings auch. Und clever, wie Deutsche nun mal sind, haben sie

natürlich ein Mittel gegen das Verwecheln der Gläser gefunden. Kleine Glasfigürchen, an einer kurzen zarten Kette befestigt, an deren anderem Ende ein Mini-S-Haken war, wurden an den Glasrand gehängt. Jetzt musste man sich nur noch merken, welches sein an diesem Abend zugedachte Figur war und man hatte sein „eigenes“ Bowlenglas. So ausgestattet fühlte man sich echt „vornehm“.

Am Schluss des Abendprogramm wurde im Fernsehen die Nationalhymne gespielt, der richtige Zeitpunkt zum Ausschalten. Wenn dann die Runde partout nicht aufstehen und nach Hause gehen wollte, mussten die Gastgeber schweren Herzens noch die halbe Flasche Dujardin, Bruchhauser Korn oder Doppelwacholder spendieren, die so sorgsam im Wohnzimmerschrank gehütet wurde. Danach half nur noch kräftiges Gähnen der Gastgeber, um unmissverständlich klar zu machen, dass nun die Veranstaltung beendet sei. Meist wurde dies mit den geschickten Worten „Ach ja, ihr habt ja jetzt auch noch einen langen / steilen / schweren / dunklen Heimweg“ kaschiert. Oder das Deckenlicht wurde ausgemacht, denn Licht kostet ja Geld und beim schummrigen Schein der in die Ecke gequetschten Stehlampe war jedem klar, dass nun die tiefe Nacht hereingebrochen war.

Und auch an diesem Punkt war man sich einig: Nächte sind zum Schlafen da und nicht zum Herumtreiben. Das gehört sich nicht. Gemeinsamkeit halt auf allen Ebenen. ¶

WAS DAMALS ALS MODERN GALT

Geboren 1948 sind meine frühen Erinnerungen Mitte der 1950er Jahre angesiedelt. Die 1960er samt Beatles-Ära habe ich dann als Jugendlicher bewusst erlebt und lokal auch durchaus mitgestaltet. Als dann 1969 der erste Zöpkesmarkt – ein Riesen-Straßenrödel – gegründet wurde, konnte ich also schon etwas mit dem Begriff „von/wie früher“ anfangen. Doch anfangs empfand man diesen Trödelmarkt keineswegs als nostalgisch und das angebotene Sammelsurium keineswegs nur als liebens- oder sammelenswert. Sondern als Kitsch, Schrott, Abfall gar. Dinge, auf die man einst so stolz war und für die man sich alsbald schämte, weil sie irgendwie als spießig und kleinbürgerlich galten. Wer wollten schon den Plunder kaufen, den er ja selbst erst vor kurzem aus der Wohnung geräumt hatte.

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, also um 1950 herum, standen als Werkstoffe für Gegenstände des täglichen Lebens eigentlich nur uralte zur Verfügung: Metalle, ob Kupfer oder Eisen/Stahl, Bronze, vieles auch in Form von Blech – gebogen, gestanzt, verformt, verziert –, und natürlich Holz, Glas, Porzellan/Ton, Emaille-Oberflächen. Dann begann die große Revolution: Plastik, Kunststoff. Mit einem Schlag galten sie als der Gipfel des Modernen. Schließlich konnten sie auch in Formen und Farben gegossen werden, wie man sie bis dato nicht kannte oder die nicht möglich waren. Leicht von Gesicht, leicht zu reinigen – und vor allem billig. Das waren Argumente, die den langkettigen Molekülen (Polymere) zum Durchbruch verhelfen. Dass sie Weichmacher enthalten, einst die Meere verschmutzen würden, ihre Dämpfe giftig sind – wer wusste es schon und wen hätte es auch wirklich interessiert?!

Manches Unmögliche wurde nun Wirklichkeit. Käse-Igel beispielsweise; Halbkugeln mit Löchern. In die kamen Zahnstocher, auf

denen ein kleiner Käsewürfel, gerne dann eine Weintraube oder ein Stück Ananas, aufgespießt waren, manchmal auch kleine Gurkenscheiben oder halbe Cornichons; in andern Varianten wiederum auch Schinkenwürfel, manchmal das eine mit dem andern kombiniert und in der Luxus-Version mit einer Olive verziert. Die in die Löcher gesteckten Spießlein bildeten dann eine üppig ausschauende Halbkugel und jeder, der zur Feier kam, war gezwungen, dies genügend zu bewundern. Gleichwohl, man hielt noch nicht auf Linie, der Inhalt dann doch in gut einer halben Stunde und weniger ohne Nachfüllgarantie weggeputzt war. Im Nachhinein betrachtet: Es ist ja geradezu peinlich, an welch banalen Dingen wir damals unsere Freude hatten. Doch sehr weit überwiegt der Umkehrschluss: Wir konnten uns an einfachen Dingen erfreuen. Wer hat noch heute wirklich Freude, vor allem über Banales ???

Ein anderes Plastikgehäuse mit Bezug zu Solingen war der putzleichte Krups 3Mix, der in keiner modernen Küche fehlen durfte. Zwiebelschneider aus Kunststoff, sogar erste Saft- oder Kaffeebecher, Gemüsehobel, Tortenheber, Salatbestecke, Schüsseln, Puddingförmchen und zig Dinge mehr. Kaum erfunden, sofort mit Eifer gekauft und mit Stolz auf Tischen präsentiert, landeten die eigentlich oft ziemlich unbrauchbaren Dinge dann auf den Tischen der Zöppkesmarkt-Trödler – so rasch man sie kaufte, so leid war man sie wieder. Seltsam eigentlich, aber vielleicht sind die Haptik (das Fachwort für „Anfassgefühl“) und Optik doch ein entscheidender Faktor für unbewusste Sympathien. Dinge aus Holz oder Ton, Eisen und Stein erscheinen ganz einfach wertvoller als schnell splitterndes Plastikgedöns.

Ich erinnere mich noch genau, dass es solch modernen Kunststoff-Kram im Haushalt meiner Oma nicht gab. Und zurecht gekommen ist sie über Jahrzehnte auch, plastikfrei. Was im Nachhinein die nicht nur rhetorische Frage aufwirft: Welchen Fortschritt haben wir uns mit diese langkettigen Polymeren eigentlich eingehandelt? Ist der Softgrip an Kugelschreibern wirklich ein Fortschritt? Füllfederhalter aus Bakelit hätten es doch auch getan. Und Lichtschalter waren früher aus Porzellan. Heute zahlt man für solche Replikat bei einschlägigen

Händlern ein Vermögen. Damals waren wir davon überzeugt, den Gipfel menschlicher Zivilisation zu erleben, als solche Aufputz-Schalter und elektrischen Steckdosen gegen Kunststoff-Unterputzteile getauscht wurden. Ist die Welt besser, friedlicher, unkomplizierter geworden damit? Nee, gar nicht.

Stereotruhen waren modern. Auf Schrägbeine gesetzte Holz-möbel diverser Farben mit Matt- oder Hochglanz-Lack, denen ein Röhrenradio in Kombination mit einem Plattenspieler eingebaut waren. Sie hatten zwei Lautsprecher, einen links, einen rechts. Man nannte es Stereo. Um das volle Hörerleben zu haben, setzte man sich in drei Meter Entfernung mittig vor die Truhe. Wenn dann die Trompete links, die Trommel recht, die Sängerin in der Mitte erschalle – boooohhhh! Die Möbel hatten schmale Fächer, in die die wenigen Langspielplatten, die man besaß, senkrecht stehend geschoben wurden. Schön in halbrunder papierener Schutzhülle und in einer viereckigen Halbkartonkonstruktion, damals noch nicht Cover, sondern Hülle genannt. Die Schallplattensammlung war neben den uniformen Bücherrücken der Bertelsmann-Buchclub-Reihe der ganze Stolz des Normal- und Arbeiter-Haushaltes. Alle Konsalik-Bände im Schrank vorweisen zu können zeugte vom Aufstieg in die intellektuelle Oberklasse.

Noch wilder und Ausdruck unendlicher Freiheit waren Radios und Plattenspieler zum Mitnehmen, mit Batterie betrieben. Angeblich konnte man das geringe Gewicht nur mit Kunststoff erreichen. Was ziemlicher Tinnel ist, da auch dünnes gebogenes Blech nicht mehr gegeben hätte.

Schlimmer aber noch, dass plötzlich die Menschen begannen, sich in purem Kunststoff zu kleiden. Nyltesthemden für die Herren, angeblich knitter- und bügelfrei. Was auch stimmte, nur dass die Kunststofffasergemisch luftundurchlässig waren, hatte einem keiner vorher gesagt. Nicht nur beim Tanzen, da aber besonders, klebten die Dinger am Körper wie eine Wurstpelle. Die Gerüche, die sich in den Achselhöhlen entwickelten, sind auch im Nachhinein unbeschreiblich, Ekel erregend. Nyltest ist ein Material, aus dem man die Abbauprodukte der von Schweißdrüsen am menschlichen Körper ausgestoßenen Fette,

Eiweißstoffe und Steroide nicht mehr auswaschen lassen. Je länger man das Hemd trug, um so stinkiger war es.

Frauen zwangen sich in braune Schläuche, anfangs mit Naht, dann ohne, über ihre üppigen Beine nebst Problemzone Oberschenkel und mussten die Nylonstrümpfe dann an Strumpfbändern festmachen, zu deren Halt wiederum ein Hüfthalter zu tragen war – oder Hemdchen mit Haken untenrum. Das malte sich dann vor allem bei den Frauen, deren die durch inzwischen bezahlbar gute Lebensweise fast unvermeidliche Gewichtszunahme mit der Ansicht kollidierte, die Röcke von vor zehn Jahren wären noch gut und müssten aufgetragen werden, die also in viel zu engen Klamotten rumliefen, zu regelrechten Kontur-Irritationen: An den peinlichsten, auch in die Intimzone gehörenden Körperteilen waren dann Knubbel zu sehen, die vom Vorhandensein solcher Verkettungs- und Verschnürungs-Konstrukte Zeugnis gaben. Was erfahrene Männer davon abhielt, einen Flirt zu beginnen, denn im Fall der Fälle wäre die halbe Nacht herum gewesen, bis das Wesen der Begierde von all den Fesselungen befreit gewesen wäre.

Kunststoff auch im Auto, statt Leder gab es nun abwaschbare Sitze, Socken waren plötzlich aus Kunststoff (das Geruchsproblem potenzierte sich), Campingtische und Stühle, Frühstücksbrettchen. – Die Welt erfand erstens die Vielfalt und zweitens Dinge, von denen weit mehr als die Hälfte schlichtweg überflüssig, nutzlos waren. Aber auch schön bunt, später dann durchaus auch unzerbrechlich, manche bis 230 Grad erhitzbar und mit feuchtem Lappen zu reinigen. Womit klar ist, was echten Trödel auf dem echten Zöppkesmarkt von echtem Schrott unterschied und bis heute unterscheidet. Obwohl, langsam wird dieser Kunststoff-Wahn zumindest als Deko-Artikel langsam wieder Kult.

Wenn damals jemand (schon) ein Auto hatte, dann war es wahrscheinlich ein VW-Käfer. Der hatte, no logo doch, ein Kunststoff-Lenkrad. Und die Luxus-Variante hatte eine mittels Klemmfeder am Armaturenbrett zu befestigende schlankbauchige, nach oben hin als Tulpe geschwungene Vase, in die man Blumen stecken konnte. Bedarf

es der Bestätigung, dass diese Blumen natürlich – aus Kunststoff waren!?!

Man könnte ja meinen, der größte Fortschritt fände vielleicht in jenem flatterhaften Wesen namens Mode statt. Damals, wie vielleicht heute auch noch. Aber weit gefehlt. Na klar, weiterer Kunststoff hielt Einzug, als Zierde, Bänder, Dekorationen. Doch die eigentliche Hinwendung zum Schlimmen fand beim Essen, bei den Lebensmitteln statt. Ohne dass je einer großartig drüber vor-, quer- und nachgedacht hätte, hielten plötzlich Geschmacksverstärker und Konservierungsmittel, Farbstoffe und Emulgatoren Einzug ins tägliche Essen. Die bis dahin üblichen Därme, in die Wurst gefüllt war, wurden durch Kunststofffolien abgelöst und irgendwann kam statt Einkaufstasche aus geflochtenem Bast oder Leinenbeutel die Kunststofftüte in Mode, die man nun allmählich wieder abzuschaffen trachtet.

Wie stolz war man, Puddingpulver nur noch in Milch einrühren zu müssen, statt ihn mühsam mit Anbrenngefahr in der Milch selbst aufkochen zu müssen – dass damit Chemie (also Kunst-Stoff) en vogue wurde, war kaum einem klar.

Es begann die Verpackungsflut. Kaufte man einst Zucker, Mehl, Erbsen, Gurken und vieles mehr „lose“ – es wurde in braune Papiertüten umgeschüttet oder in Zeitungspapier eingeschlagen –, galt fortan als viel hygienischer, dass jede Gewichts- und Verkaufseinheit in eine separate Verpackung gesteckt wurde. Selbst die aus scheinbarem Karton waren innen oder außen mit Kunststoff und Metallfolien kombiniert oder verziert. Bonbons gab es nicht mehr mit der Schaufel aus dem großen Glas geholt und Kindern in die Hand gedrückt, sondern einzeln in Stanniol verpackt. Dabei habe ich nie gehört, dass zuvor Kinder daran gestorben wären, weil sie die Klümpchen in der (schmutzigen) Hand gehalten hätten. Aber zugegeben, zum Verschenken sahen die Einzeldinger schöner aus. Weswegen – und das ist der wahre Grund – sie auch um ein zigfaches teurer zu verkaufen waren.

Und dann kam, 1962, der endgültige und wahre Durchbruch zur Moderne. Die Beatles-Frisur, der endgültige Aufstand der Jugend,

der zum Ende der Hippie-Zeit, symbolisiert im Musical Hair, kulminierte. Aber das ist ein Kapitel für sich. ¶

DAS STIGMA

Biegt man, von der Kuller Straße kommend, in die Schweizer Straße ein, um zur Unteren Wernerstraße zu gelangen, fährt man einen kurzen, aber ziemlich steilen Weg. Direkt auf ein Haus zu, das eine Mischung aus Bürgerhaus der 1930er Jahre mit Fachwerk-Reminiszenzen im oberen Teil, nahe dem Dachstuhl, ziemlich gewöhnlich für Solingen wirkt.

Im Nachhinein lesen sich die nächsten Sätze wie erdichtet und bloße Mär. Soll ich deswegen die Wahrheit verleugnen? Diese Straße bin ich oft gefahren, sie war der kürzeste Weg von unserem damals seit 5 Jahren bezogenen Haus im Gebiet Hasseldelle zum westlichen Teil der Unteren Wernerstraße, wo meine Schwiegereltern wohnten. Jedesmal, wenn ich diese Schweizer Straße hinabfuhr, hatte ich eine Ahnung, ein Gefühl, eine Vision: Hier wird eines Tages etwas schreckliches passieren. Jedes Mal dieses mulmige Gefühl.

Und das nicht grundlos, denn ich malte mir aus, wenn es hier einmal zu einem plötzlichen Glatteis käme und ein größere Wagen führe hinunter, er hätte keine Chance zu bremsen und würde „volles Karacho“ (Solinger Slang) ins Haus krachen. Dieses Bild hatte ich immer vor Augen. Dass die Katastrophe das Gegenteil war – Feuer statt Eis – ahnte weder ich noch jemand anderes.

In der Umgebung der Brandstelle war mir des öfteren – ich fuhr dort quasi täglich her – ein junger, stämmiger Mann aufgefallen, der mit Springerstiefeln und „Wehrmachtskleidung“, wie unsere Elterngeneration solch Zeugs immer nannte – herumlief. Aber bitte, heute mehr denn damals (man versorgte sich seinerzeit in „Nato-Shops“ mit den Klamotten) gilt „Camouflage“ – also Tarnung, entwickelt für Militäreinsätze – als angesagter Modestyle und es ist in den biedersten Läden zu bekommen. Dass es der spätere Haupttäter gewesen sein

muss, erschließt sich für mich aus der Tatsache, dass ich ihn vor dem Brand oft, danach nie mehr sah.

Pfingsten 1993, wir hatten „das Haus voll Besuch“, Übernachtungsgäste. Es war schönes Wetter, man war guter Laune. Ich stand samstags früh auf, um Brötchen zum Frühstück zu holen, im damaligen Gropa-Einkaufsmarkt am nahe zur Unteren Wernerstraße gelegenen Elisabethweg. Im Autoradio hörte ich Nachrichten, die ich nicht glauben wollte – ein Großbrand mit fünf Toten und zahlreichen (auch schwer) Verwundeten praktisch neben der Wohnung meiner Schwiegereltern. Ich stellte den Wagen auf dem Supermarkt-Parkplatz ab und lief zu Fuß, drei Minuten, zur Unteren Wernerstraße. Allerdings am anderen Ende, nicht da, wo das Brandhaus und seine nunmehrige Ruine stand. Kurios, aus den rund 200 Metern Entfernung konnte ich nur einen kleinen Einsatzwagen der Feuerwehr sehen, ansonsten waren vor dem Haus keine Menschen; die Nachricht, die ich gehört hatte, schien mir geradezu unwirklich.

Meine Schwiegereltern – ich polterte geradezu in die Wohnung, sie mit Fragen bestürmend – hatten ruhig geschlafen. Und nichts, aber auch gar nichts gehört! Immer wieder stellte ich ihnen die Frage, sie müssten doch vom Sirenengeheul und den Motoren der Einsatzfahrzeuge wach geworden sein. 200 Meter sind für ein Martinshorn doch keine Unhörbarkeits-Entfernung. Nein, gleichwohl das Feuer wie ein Inferno gewütet und die Feuerwehr massiv präsent war, sie hatten ruhig durchgeschlafen, ungestört. Abermalige Fassungslosigkeit bei mir.

Ich fuhr über die Kullerstraße nach Hause. Mit einem Blick in die Schweizer Straße – sie war zu dieser Uhrzeit noch fast menschenleer – stellte ich dann einen Übertragungswagen mit der typischen Parabolantenne von RTL fest, der ziemlich oben und damit „übersichtlich“ geparkt war. Später kam einer vom WDR dazu, in den darauffolgenden Stunden und Tagen waren unüberschbar viele Fernsehteams mit ihren Fahrzeugen in der Stadt.

Was wie eine Marginalie angesichts der familiären Tragödie erscheinen mag, ist aber vielleicht für die geistig-gesellschaftliche, mediokratische Entwicklung von Bedeutung. Es war eigentlich das erste Mal, dass ein Ü-Wagen extrem schnell bei einem Katastrophen-Ereignis vor Ort war. Köln, Residenz von RTL, ist eben nur eine halbe bis dreiviertel Fahrstunde entfernt. Ich erinnere mich noch genau, wie verwundert ich war, einen RTL-Wagen dort zu sehen. Ja, es waren noch die Baby-Jahre des Sensationsjournalismus, auch wenn der BILD-Zeitung extrem Makabres anhing; nämlich die Lästerei „BILD sprach als erster mit der Leiche“. Nun war RTL vor Ort – und kurze Zeit später der WDR. Was heute als „Live-Schalte“ Standard ist, schaukelte sich hier zum Phänomen auf. Immer mehr Sendewagen und Kamera-Teams waren plötzlich vor Ort.

Ich persönlich bin mir sehr sicher, dass dieser sich gegenseitig überbietende Medienhype zur dann folgenden Hysterie wesentlich beigetragen hat. Es ist selbstverständlich, dass ein solches Ereignis der Presse/den Medien große Aufmerksamkeit wert sein muss. Doch hier in Solingen geschah etwas, was es vorher in dieser Form in Deutschland noch nicht gegeben hat: Teile der Presse wandelten sich vom Beobachter und Berichterstatter mit Mittäter der dann folgenden Proteste. Und die Proteste, die die Stadt in einen Ausnahmezustand versetzten – das Wort Bürgerkriegs-Atmosphäre ist wahrlich nicht übertrieben –, schaukelten sich deshalb so hoch, weil die Medien daran ein Interesse hatten.

Ich habe mehrere Menschen getroffen, die unabhängig voneinander gesehen hatten, dass vor allem RTL-Kameraleute protestierende Türken anstachelten, auf der Kreuzung Schlagbaum ein Feuer anzuzünden. Es war auch die Rede davon, dass dafür Geld geboten wurde. Für möglich halte ich es.

Der Stern, den ich bis dato für ein seriöses Blatt gehalten hatte, kam mit einer platten Bildlüge raus: Man zeigte angeblich in Solingen protestierende Menschen – das Bild ist aber aus Berlin. Gemeinsamer Betrug einer Presse, die sich für seriös ausgeben will. Trump, den ich verabscheue, hat an dieser Stelle ein gar nicht mal so falsches Wort

zur Hand, wenn er von Fake-News spricht. Die täglichen „scripted reality“-Sendungen (so heißen diese offiziell, bei denen getan wird, als spielten Laien ihre eigene Geschichte in Form dramatisierter Soap Operas) sind ja eine solche Lüge, genau wie früher lange Jahre die angeblichen Gerichtssendungen. Naive Menschen fallen auf diesen Hokusfokus rein, es ist Demagogik pur. Also Aufhetzung.

Die Zeit nach dem Pfingsttattentat war Kriegszustand, so fühlen wir es damals. Überall in der Stadt mit Brettern vernagelte Schau- fenster, permanent die Sirenen der Einsatzfahrzeuge. Es ist schon seltsam, wenn man das Fernsehen einschaltet und eine Live-Übertragung von Krawallen sieht, die von unserm Wohnhaus ein wenig mehr als nur einem Kilometer Luftlinie entfernt stattfanden.

Dass die Wunden nicht verheilt sind (wie sollten sie auch) und der Wunsch nach Integration immer noch ein Wunsch ist, habe ich in einem Text dargelegt, der vor kurzem entstand. Ich gebe ihn hier im Wortlaut wieder und weiter. Es ist meine persönliche Analyse über diesen fundamentalen Solinger Themenkomplex, eben über „mein Solingen“. Andere mögen das anders sehen, das ist das Wesen einer pluralistischen Gesellschaft.

=== === ===

Integration. Gescheit, aber gescheitert

Rund ein Drittel der Solinger Bevölkerung ist „nicht-deutsch“ und so nur allzu oft für manchen noch gefühlt „fremd“. Die größte nationale Gruppe sind Türken. Sie haben inzwischen selbst ein an ein Ghetto erinnerndes Cluster errichtet, links und rechts des Rathauses, das nun in türkische Geschäftszeilen eingeschlossen ist.

Hier ist eine Zwischenbemerkung unbedingt erforderlich: Die einzige Solinger innenstädtische Straße, auf der es eine mütige Weihnachtsbeleuchtung gibt (errichtet auf Betreiben des Geschäftsführers von Expert Schultes, Ralf Kohns) ist genau in diesem Teil, wo ansonsten nur noch Geschäfte türkischer In-

haberschaft, Mentalität und Warenangebote liegen. Ironischer kanns nicht mehr kommen. Ist halt Solingen ... !

Solingen bemüht sich ernsthaft, intensiv, ehrlich, vielfältig um Integration. Das hängt auch mit dem zum Symbol gewordenen Brandanschlag 1993 auf das Wohnhaus an der Unteren Wernerstraße zusammen. Wenn man einer Stadt keinen Vorwurf macht, sich bis an die Grenzen des zur Finanzierung Möglichen anzustrengen, dann Solingen; dies wird in Deutschland meiner Beobachtung nach so auch anerkannt.

Allein, viele der Türken (deutlich gesagt: Wahrlich nicht alle) scheinen dies weder zu wollen noch einen Sinn darin zu sehen. Pikanterweise ist eine der extremsten Moscheen Deutschlands, die nachweislich „Brutstätte“ für IS-Kämpfer war (inzwischen mit ziemlich viel Polizei und massivem politischen Druck wohl ‚stillgelegt‘), in unmittelbarer Nachbarschaft, symbolisch gesehen in Sichtweite des Rathauses und des Integrationsbüros.

Die türkischen Gaststätten sind gut besucht. Ich habe jedoch, in all den Jahren, in diesen Gaststätten keine „Einheimisch-Deutsche“ gesehen oder Afrikaner, Asiaten, noch nie Italiener. Darf man fragen: Türken wollen Deutsche oder andere Nationalitäten nicht integrieren, oder? Offen wird darüber gesprochen und berichtet, welcher Riss durch die türkische, in Solingen wohnende Bevölkerung geht, seit Despot Erdogan das Land in die Diktatur geführt hat. Innertürkische Gesinnungskämpfe „unter der Decke“ – abgeschirmt von der deutschen Öffentlichkeit. Da sind diejenigen unter den türkisch-stämmigen, oft mit doppelter Staatsbürgerschaft („auch-deutsch“) oder solo-deutschen Kultur- und Religions-Türken, hoch zu loben, die ein gern akzeptierter Teil der Solinger Stadtrealität geworden sind. Vor allem eine Reihe von Läden sind auch für urbergische Kunden attraktiv. Wie es hinter den Kulissen aussieht, fragt ja doch keiner, weil man sicher ist, es niemals zu erfahren. Insofern ja, könnte man dies Integration nennen. Aber besonders hoch aufhängen muss man es eigentlich nicht, denn so etwas gab es zu allen Zeiten in allen Ländern und heute weltweit in unzähligen Städten als völlig normales Alltagsgeschehen. Also, so etwas besonderes ist es nicht, eher etwas unaufgeregt völlig norma-

les, wenn in einer Stadt sich „die Völker mischen“, oder die Religionen, Kulturen, Sitten und Gebräuche.

Nochmals, diese Stadt Solingen, Rat und seine Gremien wie auch die Verwaltung, kümmern sich intensiv um Integration. Nur bewirkt gewollte und „verordnete“ Integration eher wenig, vielleicht sogar in der Summe „nichts“. Diejenigen Menschen, die sich in Solingen integriert haben, nachdem sie aus anderen Ländern hier ansässig wurden, haben dies zu einem überwiegend großen Teil auch außerhalb dieser Aktivitäten, in der Regel vollkommen aus eigenem Antrieb getan. Solingen hat derzeit weder ein „Ausländer-“ noch ein „Türken-Problem“. Viele Menschen vieler Nationen sind inzwischen so selbstverständlich Solinger und Teil des Solinger Lebens, dass es derzeit null Diskussionen darüber gibt.

Was aber nicht im Gegensatz dazu steht, dass es auch eine durchaus beachtliche Gruppe von Menschen gibt, die nicht integrationswillig oder integrationsfähig sind. Mit diesem Widerspruch muss man fertig werden. New York wird es ja auch, unzählige andere Städte weltweit sowieso – warum also nicht auch Solingen?

Wir können nicht erwarten, dass viele der Migranten, die hier leben, auch ein Interesse daran haben, den Einzelhandel in der Innenstadt zu beleben – es sei denn, die von ihnen gegründeten und geleiteten bzw. betriebenen Läden leben von geringer Miete. Diese „Bazar-Mentalität“, die man im Urlaub doch so liebt, wird in dieser Stadt als Bedrohung angesehen. Eine pure Schizophrenie. Da fahren Deutsche, auch die Solinger, irgendwohin in Urlaub, wo es möglichst billig ist und kaufen dort, wissend, dass es Plagiate sind, die billigen nachgemachten Klamotten mit den geklauten Designs und Labels internationaler Marken. Man rast in die Supermärkte, um das Sonderangebot zu erhaschen.

Wenn aber dann in der Stadt statt hochpreisigem Einzelhandel die 1-Euro-Shops, die billigen Türkenfriseur, die nervigen Handy-Läden, die Discount-serve-Yourself-Bäckereien, die Tand- und Trödel-Läden mehr werden, dann setzt das große Klagen ein. In der Presse, der Politik, der Bevölkerung.

1/5 der Solinger (Kinder eingeschlossen) gelten als arm. „Wohlhabend“ mag ein Drittel der Bevölkerung sein. Woher, bitte, soll denn das Geld kommen, wo, bitte, sollen denn die Kunden sein, die hier jeden Tag und unentwegt in hochwertigen Boutiquen Klamotten und Allerlei kaufen? Wo ist in Solingen das Klientel, welches eine Innenstadt mit illustren Läden in großer Zahl „ernähren“ könnte? Wo????

Wieso schwafeln dann Politiker immer wieder und immer noch von einer Reanimierung der Innenstadt mit einer Geschäftsstruktur, für die es gar keine Bewohner, keine Bevölkerungs-Infrastruktur in Solingen gibt? Sind die blind? Weiß einer eine andere Antwort als „ja“??? Mich erschreckt es, wenn vor allem idealistischen Parteien zugehörige Gerneschwätzer Sprüche kloppen, die mit der erkennbaren oder schnell ermittelbaren Realität kaum bis nichts mehr zu tun haben. Aber ich gebe denen nicht die (alleinige) „Schuld“. Schuld sind wir, die Normal- und Durchschnittsbevölkerung, weil wir zu faul und zu arrogant sind, uns selbst die Mühe zu machen, politische Posten zu besetzen, damit sie nicht von den von uns verachteten politischen Nullnummern besetzt werden. Nicht die sind das Problem; das Schweigen und die Teilnahmslosigkeit der so genannten Bürgerlichen Gesellschaft ist das Kernproblem.

Politologen und Historiker sind sich einig, diese Konstellation von Wegschauen und Gleichgültigkeit hat, salopp gesagt, „Hitler ermöglicht“, sprich die Nationalsozialisten ungehindert an die Macht kommen lassen. Mir schwant, es könnte auch eine nächste dramatische Umwälzung in diesem Land verursachen. Früher oder später.

== = == = == =



AN TALENTEN IST MAN NICHT SCHULD. AN IHREM AUSLEBEN SCHON.

Warum kann man gut tanzen? Was befähigt einen zum Malen? Wieso fällt einem Mathematik leicht? Warum hat man ein gutes musikalisches Gehör? Oder auch: Wieso mag man eigentlich Worte – und Organisieren? Da hilft vielleicht das dem Wortbegriff Talent adäquate Wort „Begabung“ weiter: Es ist einem gegeben, sozusagen mitgegeben auf den Lebensweg. Wofür man Begabung hat, kann man ignorieren oder entdecken, gering schätzen oder sich dessen bewusst sein, ungebraucht lassen oder fördern, üben, verbessern, ausbauen. Letzteres war mir zeitlebens logisch. Warum, weiß ich auch nicht.

Mit ziemlich genau 14 Jahren begann ich, Gedichte zu mögen. Bis zum heutigen Tag betrachte ich sie als eine geniale Möglichkeit, mit Gedanken zu jonglieren. Es fasziniert mich, wie man mit letztendlich nur zwei Dutzend Buchstaben die ganze Welt und alles, was Menschen denken, fühlen, tun, beschreiben kann. So wie man aus einem Dutzend Tönen und einer Reihe von Regeln unendlich viele Musikstücke komponieren kann, so lassen sich mit Worten ebenso unendlich viele Szenarien oder Erinnerungen, Visionen und Fakten, Empfindungen und abstrakte mentale Konstruktionen beschreiben. Genau so, wie Zeichner/Maler/Grafiker aus nur wenigen Grundfarben so viel Bilder malen könnten, wie es Sterne im Universum gibt.

Zu den Worten, geschrieben, gesetzt, festgehalten und damit zumindest von gewisser Dauer, gesellen sich die Worte, die für den Augenblick sind, also gesprochen, deklamiert, mit mehr oder weniger Theatralik und Inszenierung präsentiert. Literatur (im weitesten Sinne)

und das gesprochene Wort. Vor allem bei letzterem ist es wie bei gutem Jazz: aus einem Thema wird Improvisation, aus der Improvisation entsteht ein Motiv, aus Motiven Phantasiegebilde, die wiederum andere zu kreativem Tun anregen. An Wort-Jonglage entdeckte ich zu jener Zeit in und bei mir ein gewisses Talent und fortan suchte ich, es durch Üben zu nutzen und zu verbessern.

Was wunder, wenn man im Rückblick gleichermaßen mit Schmunzeln und einer gewissen Genugtuung sagt, man wäre mit Leidenschaft Rampensau – sucht also Kontakt mit einem Publikum. Wenn es sein muss, auch bloß zu einem imaginären. Meine Frau weiß bis heute nicht immer genau, wann bin ich „Schauspieler“, wann ist mein Reden und Handeln echt und „ganz ich“. Weiß sie denn, ob ich es weiß?

Und keiner vermag zu sagen – ich eingeschlossen – ob ich mich in dem, was ich jeweils gerade tue, in einem organisatorischen Perfektionswahn befinde, aus Vorsicht oder warum auch immer maßlos übertreibe oder nur das umsetze, was ich Zeit meines Berufslebens aufs Allerintensivste gelernt habe: Bereite dich mental wie auch durch entsprechend aktive materielle und vor allem organisatorische Vorsorgen auf alle Eventualitäten vor, die dir kluger Voraussicht nach begegnen könnten, damit Du, treten sie ein, gewappnet bist. Anders ausgedrückt: Übe, auf den Zufall vorbereitet zu sein.

Klingt nach Perfektionist, hat aber eher mit Fußballspiel und Feuerwehr zu tun. Um ein guter Fußballer zu sein, muss man viele Dutzend „Standardsituationen“ in zigfachen Varianten trainieren, immer wieder neue Eventualitäten erproben. Das alles muss man in einem mentalen Werkzeugkasten innerlich parat haben, damit im Moment des Geschehens der Körper im Reflex reagiert und nicht durch komplexe Gedankengebilde blockiert ist. Kein Ballspielsportler weiß, in welche Situationen er wie in welcher Sekunde gerät, aber für alles, was möglich ist, sollte er schon vorher eine Lösung geübt und damit aus dem Inneren abrufbar parat haben. Kommt der Ball geflogen, ist eine Überlegungskette „ääääh, was mach ich denn jetzt damit?“ Fehl am Platze und zum Schluss vielleicht die Ursache für jenen Spielfehler, der zur Niederlage führt. – Oder die Feuerwehr: „Huch, Leute, es brennt. Jetzt

mal alle zusammenkommen, was meint Ihr denn, was sollen wir jetzt tun?“ – Schlecht wär’s, wär’s wirklich so! Gefahr erkannt, Gefahr gebannt – durch vorher eintrainierte Abläufe, bei denen – so nicht nur das Geflügelte Wort – jeder Handgriff sitzen muss.

Das (mir „gnädige“) Schicksal, die Kette der Umstände und Zufälle wollte es, dass ich beides, das Wortwörtliche (also den Umgang mit Sprache) wie auch das Organisatorische schon in recht jungen Jahren extrem-intensiv erproben und weiterentwickeln konnte; unter anderem dadurch, dass ich als junger Spund für nicht geringe Aufgaben die volle Verantwortung hatte.

Angefangen hat alles in Solingen in drei verschiedenen Projekten, die sich perfekt ergänzten und zu einem sehr individuellem Ganzen wurden.

Das vielleicht scheinbar unspektakulärste, aber wichtigste: Eine gründliche und hochintensive Schreibmaschinen-Ausbildung. So konnte ich zeitlebens sehr schnell und unablässig viel schreiben, vielfältigen, festhalten und eben auch „dichten“. Egal, in welcher Form, mit welchem Inhalt, zu welchem Zweck.

Und Fronarbeit leisten, die Vorteile brachte. Es war in den späteren 1960er Jahren die Zeit, in der eine Fotokopie noch ein technisches Wunder war, für Normalbürger ziemlich unerreichbar. Wer also Texte vervielfältigen wollte, dem blieben nur zwei Wege:

Erstens so genannte Umdrucke (der Firmenname Ormig wurde dafür zur Marke), bei der man die Texte oder Zeichnungen in Matrizen eindrücken musste (Text mit Schreibmaschine) und mit einem entsetzlichen Gestank wurden diese Matrizen dann mit einer Handdruckmaschine (mit Kurbel) vervielfältigt, in Einheits-Blau. Das war aber unter Normalumständen nur im Schulsekretariat oder bei großen Firmen verfügbar, für den Normalfall also nicht geeignet.

Blieb, alles abzutippen. Mit zwei, drei, vier Durchschlägen (ab dem fünften war es kaum zu lesen oder wolkig-verschwommen). Mit so genanntem Kohlepapier, das sorgfältig und knitterfrei zwischen die Papierblätter zu legen war. Jeder Tippfehler war eine Katastrophe und deshalb war mein Schreibmaschinenkurs Gold wert. Vor allem, man

war in einer halben Stunde fertig, mit dem sich andere über Stunden rumquälten.

Es ermöglichte mir, auch als freier Redakteur zu arbeiten. Für einen „Lohn“ (das Wort war schon damals arg übertrieben) von zehn, später 15 Pfennig pro Zeile.

Der Umgang mit Worten musste ja zwangsläufig auch mal zur so genannten darstellenden Kunst führen – damals (wie heute) „Laienspiel“ genannt. Was aber eine ziemlich blöde Bezeichnung ist, denn es qualifiziert pauschal die nicht als Schauspieler ausgebildeten Personen ab. So gesehen haben wir bis heute Laien-Politiker und Laien-Musiker (die schwer- und erfolgreichsten Bands der Welt wären demnach minderwertig), Laien-Hausfrauen (wer hat schon Hauswirtschaft studiert?), Laien-Mütter und -Väter, ... – also irrsinnig, solch ein Wort.

Meine Einstiegsrolle war der Dorfrichter Adam im zerbrochenen Krug von Heinrich von Kleist, in einer – da haben wir’s wieder – Laienspiel-Fassung. Eher müsste es Laienzuhörer-Fassung heißen, denn die komplexen Texte musste nicht jeder der Eltern, die sich das gewissermaßen zwangsweise anzusehen und anzuhören hatten, auch verstehen. Die Rolle durfte ich unter der Regie von Wilhelm Bramann wie im Volkstheater und seinen Schwänken üblich überpointiert anlegen, was man unter Berufsschauspielern auch gern „dem Affen Zucker geben“ nennt.

Es folgten noch einige andere Stückchen und irgendwie entstand daraus ein Wunsch, ein eigenes Kabarett zu gründen – Wort-Jonglage als Talent, Trieb, Theaterleidenschaft. Zusammen mit Petra Wypior, Renate Holzapfel, Karl-Heinz Böse und Hans-Peter Sorgnitt begannen wir, überwiegend von mir geschriebene Texte im Stil des damaligen „literarischen Kabarett“ zu proben. Stets ein Balanceakt, eine Gratwanderung zwischen Sketch und deklamatorischem Vortrag, Klamauk und Ironie, Philosophie und bloßer karnevalistischer Spaß an der Veralberung.

Unsere „Homebase“ war das Haus der Jugend an der Dorper Straße; und da damals die Stadt sogar noch Geld hatte, wurde vom Jugendamt ein Schauspieler engagiert, der mit uns Sprachtraining mach-

te – noch bis heute könnte ich jeden Text mit rollendem R deklamieren, erforderlich für die damals noch geltende „Bühnen-Hochsprache“. Mit dabei waren übrigens die gegenüber uns um einiges älteren Spieler des lokalen Solinger Kabarett der katholischen Kirche, die „Kratzbürste“. Sie hatten ihren Papst und die Pfarrer, die Gemeinden und Kirchenriten, wir Politik und Prominente, die Gesellschaft als Ganzes und die Attitüden der Bevölkerung.

Fast unausweichlich folgte dann ein Auftritt bei „Jugend tanzt“, damals als Conférencier moderiert von Max Waluga, stets mit weißem Einstecktüchlein und Hände schön an die Hosennaht. Es spielten richtige Tanzorchester, Klaus König oder Ernie Henkels beispielsweise – nix Disco, nix Alleinunterhalter. Alles echte Livemusik.

Am Ende des Auftritts stellte Walter Rex, Jugendpfleger der Stadt Solingen, der Jugend tanzt organisierte und verantwortete die für meine spätere Entwicklung so schicksalhafte Frage, ob ich ab sofort die Conférence übernehmen wollte – Max Waluga war es leid oder wollten seinen eigenen Tanzschulen-Tanztee machen. Und so war ich plötzlich der „Macher“ dieser bei Solinger Jugendlichen so beliebten Veranstaltung – heute würde man es einen Dating-Event nennen.

Warum, weiß ich nicht, vielleicht haben es mir meine Eltern eingebläut, ich war eigentlich schon immer und damals in der Sturm- und Drang-Zeit sehr davon überzeugt, wenn man etwas macht, dann soll man es „richtig machen“, was so viel heißt, so gut es einem möglich ist. Mit anderen Worten: Man muss sich verdammt noch mal anstrengen; Schludern war feige und herabwürdigend. Also begann ich, „Jugend tanzt“ durchzuorganisieren, „generalstabsmäßig“, wie es in der damaligen Umgangssprache hieß. Im Laufe der Zeit rekrutierte ich mit Hilfe von Walter Rex noch einigen andere Helfer, so konnten wir ohne Kosten mehr und effektvollere Beleuchtung machen, viele Spielchen organisieren und auf der Bühne lief das Programm wie am Schnürchen.

Zweimal machten wir eine Wahlparty, holten Politiker auf die Bühne – Minuten nach der Wahl – und waren mit einem wochenlang ausgeklügelten System dank Funkgeräten vom DRK und THW und vielen Helfern wesentlich schneller als die Auszählung im Rathaus,

weswegen die Politiker alle zu uns kamen. Der Trick: In jedem Wahllokal war ein Helfer, der uns das Ergebnis zufunkte, auf Folien mit Projektor (es gab noch keinen Beamer) wurden die Ergebnisse live dargestellt und berechnet. Wenn ich es heute betrachte: Auch heute ist das Fernsehen nicht schneller, als wir es damals waren.

Jugend tanzt habe ich viele Jahre moderiert, die bald darauf folgenden „shows“ (Talentwettbewerbe) auch. Die Erfahrungen, die ich dabei machte, haben mir im späteren „ernsten“ Berufsleben ungemein geholfen, vor allem auch dort Großveranstaltungen zu organisieren und mir – in aller Bescheidenheit rückschauend beurteilt – einen „Namen zu machen“ als Moderator und Redner. Ich hatte den Riesenvorteil, aus dem Kabarett, aus den zahlreichen öffentlichen Großveranstaltungen jede Menge Tricks und Kniffe auf Lager zu haben, eine Bühnenpräsentation interessant zu machen, Fehler für das Publikum unmerklich zu überspielen und mit immer das Publikum verblüffenden Idee den Spannungsbogen auch über Stunden aufrecht zu halten. Vor allem aber: Wer denken will, braucht Sauerstoff fürs Gehirn. Und nichts fördert die Sauerstoffzufuhr effizienter als herzhaftes Lachen. Also muss man, um eine ernsthafte, dazu noch komplex-komplizierte Materie Mengen nahezubringen, sie vor allem zum Lachen bringen, sie in ihrer Aufmerksamkeit konzentriert zu halten, indem man ihnen mentale Verschnaufpausen verschafft.

Die ganzen drögen und völlig untalentierten, weil auch untrainierten „Fachleute“ konnten dies zu 99% absolut nicht – weshalb ich Ihnen nach Lust und Laune auf der Bühne die Butter vom Brot nehmen konnte. Manchmal war mir das regelrecht peinlich. Man kam sich vor wie ein Zauberer, der irgendwelche einkaufte und eintrainierten Tricks und Täuschungen auf Lager hat, der weiß, wie simpel eigentlich der Trick ist und sich seinen Spaß daraus macht, dass selbst die klügsten Zuschauer nicht im Ansatz erahnen, welche verblüffend einfache Erklärung das scheinbar Unerklärliche hat. Der eine jongliert eben mit Illusionen, der andere mit Worten. ¶

SPORTLICH MIT TEMPO 420

Natürlich habe ich sportliche Wettkämpfe betrieben – und selbstverständlich war ich Meister. Der Wettkampf fand auf dem Stuhl sitzend statt und die Meisterschaft gelang mit 1966, als ich Rheinischer Jugendmeister im Schreibmaschinenschreiben wurde. Dass ich nur drei weitere Konkurrenten hatte, schmälert die Großtat kaum. – Denn schließlich war das damals für Jungens eine sensationelle Befreiungstat gegen Geschlechterrollen, wenn man bei Mally Jansen als ganz und gar nicht weichgespülter Teenie Steno und Schreibmaschine übte. Oder im Stenoverein an Leistungs-Wettschreiben teilnahm.

Der Stenoverein war so etwas wie der Hort für Streber – aber keineswegs im negativen Sinne gemeint, sondern ganz positiv für solche, die nach Perfektion ihres Könnens strebten.

Stenografie war zur damaligen Zeit ein ungeheurer Vorteil beim Lernen, im Beruf. Weil man vieles wortwörtlich und/oder umfänglich mitschreiben konnte. Um es aber zu schaffen, den normalen Redefluss mitzuschreiben – und damit oft wörtliche Zitate – musste man zur höheren Stufe übergehen, der so genannten Eilschrift. Eine Notierungsform, die die Basis-Stenografie noch einmal deutlich verkürzte. Die Stufe darüber – ohne ganz hartes Training nicht erreichbar – war Parlamentsschrift.

Während Stenografie für Normalmensen so um 120, 140 Silben pro Minute, spätestens aber bei 160 seine Grenzen hatte (nur mit äußerster Mühe kam man gelegentlich auf 180), war Eilschrift in Bereich über 200 Silben pro Minute – immerhin mehr als 3 pro Sekunde – gut machbar. Nach oben gab es weit ausgedehnte Grenzen, eben: Üben, üben, üben, üben.

Gleiches galt für das (fehlerfreie!) Schreibmaschinenschreiben. Erst noch auf hackenden, lauten, hakeligen, ungemein viel Kraft in den Fingern erfordernden mechanischen Schreibmaschinen. Nach 10 Minuten Schnellschreiben (eine normale Trainingseinheit), sank man erschöpft zusammen, es kostete neben der Höchstkonzentration eben pure Muskelkraft, ein hohes Tempo durchzuhalten. Später ging das bei den elektrischen Maschinen (ich sage nur IGM-Kugelkopf!) besser, dennoch schmerzten einem nach ein oder zwei Übungsstunden durchaus die Arme und Schultern.

Doch es galt eben, auf Tempo zu machen, weil dies in vielerlei Hinsicht Spaß machte. Mit der Schreibmaschine und ihrer perfekten Beherrschung hatte man privat wie bei manchen Dingen im Hobby oder Verein, im Beruf sowieso die Freiheit der Publikation, Vervielfältigung, man konnte sich eben schneller und besser mitteilen.

Und wer schnell Steno schrieb, musste ja auch längere und umfanglichere Texte wieder rückübersetzen, auch dazu gehörte, vor größeren Textmengen keine Angst zu haben und sie „schnell mal eben abzutippen“.

Und so waren im Stenoverein eben Menschen versammelt, die man heutzutage Nerds nennen würde. Ein Völkchen für sich, gewissermaßen. Treu deutsch wurde dies natürlich im Verein ausgelebt.

Weil ich bereits andere Veranstaltungen in Solingen organisierte, lag es nahe, dass ich auch die tradierten Stenobälle irgendwann ausrichten und moderieren durfte; oder auch die jährlichen Ausflüge, die einfach zu einem Verein dazugehör(t)en.

Die Stenobälle fanden bei Meis in Widdert (Anbau, Tanzsaal, „Gartenrestaurant“) statt. Kein DJ legte auf, sondern richtige Tanzkapellen spielten, Combos, kleine Big Band. Klaus König oder Ernie Henkels beispielsweise, später aber auch die Lonestars und logischerweise ein paar Gewinner aus den Solinger „shows“.

An Trude Herr erinnere ich mich noch ganz genau, die tatsächlich als Ulknudel in Tüllkostüm auftrat und die man für eine durchaus überschaubare Summe engagieren konnte. Oder an Peter Beil, Trompeter und Sänger, der schon eine durchaus in Deutschland beachtete Künst-

lerpersönlichkeit war. Damals hieß das immer „bekannt aus Funk, Fernsehen und von der Schallplatte“.

Zu diesen Veranstaltungen kam man festlich gekleidet, die Männer nie ohne Krawatte. Die Mädels und Damen mit hohen Hacken und mit Taft-Haarspray fixierter Hochfrisur. Und Petticoat!

Wenn man heute Bilder aus dieser Zeit betrachtet und die Mädels von damals heute als ältere, na ja, deutlich gesagt, als alte Frauen sieht, dann hat man den optischen Eindruck, damals seien sie (abgesehen vom faltenfreien Gesicht) alt gewesen und heute sähen sie eher jünger aus.

Zum Tanzen angesagt war alles, was man brav in der Tanzschule Waluga gelernt hatte: Foxtrott und Walzer, Tango und Rumba. Aber auch Jive oder ein wilder Letkiss, später sowieso das Beat-Gezappel und selbstredend auch wilder Rock'n-Roll. Die Herren hatten „Darf ich bitten?“ zu fragen, die Damen wurden von der Tanzfläche zurück zum Tisch geführt und man verabschiedete sich mit einer dezenten Verbeugung. Jedenfalls, solange man erst beim ersten Bier oder Wein und die heimlich mitgebrachte Schnapsulle noch nicht unterm Tisch geöffnet war.

Die jährlichen Fahrten waren noch richtige kleine Urlaube, auf die man sich monatelang freute und von denen man noch lange sprach.

Eines Tages, es war wohl 1967, kam ich auf die Idee, zum Weihnachtsmarkt nach Brüssel zu fahren. Der war damals europaweit berühmt und einer der wenigen, die es seinerzeit gab. Üblicherweise mieteten wir einen einzigen Bus für eine Jahrestour, gelegentlich zwei.

Irgendwie hatte wohl meine Idee ins Schwarze getroffen. Schon nach wenigen Tagen war die Kapazität von zwei Bussen ausverkauft vorangemeldet und täglich prasselten weitere Anmeldungen rein. Alles wollten nach Brüssel!

Da man damals noch kein Handy besass und auch private Telefonanschlüsse keine Selbstverständlichkeit waren, musste ich alles von meiner Lehrstelle (bei Wilh. Müller jr. auf der Sauerbreystraße in Solingen-Ohligs) organisieren – der Chef behielt pro Telefonat 30 Pfennige vom Lohn ein. Schließlich hatten wir 7 Busse gechartert; über das Au-

tobusunternehmen Schmitz in Solingen, damals eine Institution. Wir mussten heftig telefonieren, um die sieben Busse zusammenzubekommen.

Es gab seinerzeit nicht nur kaum Telefone, sondern vor allem auch nicht das Internet. Sonst wäre mir vielleicht aufgefallen, dass an diesem letzten Sonntag im November in Brüssel gar kein Weihnachtsmarkt war – sondern der erst eine Woche später anfang. Aber als wir losfuhrten in Solingen, wusste ich das noch nicht.

Ich saß neben dem Fahrer im ersten Bus der Kolonne. Auf der Autobahn hinter Aachen, schon im Belgien, fragte ich ihn beiläufig, er kenne sich ja wohl aus in Brüssel und wisse, wo der Grote Markt sei, wo in meinem Glauben der Weihnachtsmarkt stattfindet. Er guckte mich leicht irritiert an. „Nee, ich dachte, Sie wüssten es?“ Nun war das irritiert Gucken an mir.

Doch gemeinsam sind wir dann, sicherlich über Umwege, auf dem Großen Markt gelandet – auf dem sich gährende Leere ausbreitete. Sieben Busse mal rund 40 Personen, also knapp 300, und ich stand da und musste erklären, äääähhh, offensichtlich, also, ich wisse auch nicht wieso und warum, aber - - - der Markt findet erst nächste Woche statt. Vielleicht auch deshalb erfand man das Internet ...

Unglaublich: Keiner hat es mir übel genommen. Einmal in Brüssel angekommen und mit rund 6 Stunden Zeit wussten alle auf ihre Art und Weise Brüssel zu entdecken. Keiner der Mitreisenden war jemals da gewesen, also für alle eine aufregende Weltreise. Aber eins wussten wir alle, die Belgier sollten unheimlich viele und kuriose Biersorten haben. Und so bestand die Besichtigung von Brüssel und dem gedachten Weihnachtsmarkt vor allem aus Kneipenbesuchen, bei denen Weihnachten keine Rolle spielte, aber das Bier in beeindruckendem Maße gekostet wurde.

An die Rückfahrt, muss ich gestehen, kann ich mich nicht mehr so gut erinnern. Aber ich weiß, dass mich der Fahrer kurz vor Solingen wieder geweckt hat. ¶

WANDERTAG

Es geht auch einfach. Ja klar, man könnte meinen, da sitzt ein seniler Greis vor den zerbröckelnden Erinnerungen seines Lebens, versteht die heutige Welt nicht mehr und hält das, was früher war, für besser, gescheiter, sympathischer. Typische Zeichen beginnender Realitätsferne ...

Nein, ich sage nur: Es geht auch einfacher. Und dieser Gedanke kommt mir heutzutage wirklich oft, wenn ich das Brimbamborium um und mit Veranstaltungen sehe. Einst nahm jemand seine Klampfe, schlug die Saiten an, sang – und man sang möglicherweise mit oder hatte am Zuhören Spaß.

Heute: Da schleppen gestresste, genervte vornehmlich jüngere oder kurzatmig ältere zig-Wassereimer-schwere Boxen und Kabeltrommel heran. Drei Stunden dauert der Aufbau, dann der Soundcheck. – Und von wegen hier spinnt des Autoren Hirn. Im Jahre 2018 auf einem Solinger Stadtfest: Die Band, ältere Herren, brauchen zwei Stunden für den Aufbau und als sie längst Dreiviertelstunde über den vereinbarten Auftrittstermin hinaus sind (eigentlich schon wieder fertig sein sollten) behaupten sie, nun müssten sie eine halbe Stunde Soundcheck machen.

Wer heute Gitarre spielt, hat hinter seinem genormten Line-Ausgang (wer spielt noch Akustik-Klumpfe???) drei, vier, gerne auch mehr Effektgeräte, möglichst einen eigenen Mischer und dann geht das ganze auf eine stets übersteuerte Box, von der dann wieder der eh schon kaputte Ton von einem sündhaft teuren Mikrofon abgenommen wird und in ein digitales Mischpult wandert, das keiner bedienen kann, am allerwenigsten die Aushilfs-Jungspundkraft, die hilflos an Knöpfen fummelt, auf das aus den völlig überdimensionierten PA-Boxen-Arrays (früher sagten wir Lautsprecher dafür) nur noch eine schmerzhaft

Schallsuppe kommt, die nach Definition der UN-Menschenrechtskommission offiziell als akustische Folter zu gelten hat.

Es geht auch einfacher. Ob bei Jugend tanzt oder den shows oder beim Open-Air-Wandertag auf den Wiesen am Dorperhof oder in Gräfrath: 1 Mikrofon (in Worten: ein), zwei mittelpträgige Universalboxen (für einigermaßen Informierte: Mitteltöner plus ein kleiner Hochtöner, noch nicht mal wirklich Hörner – – und nix mit „fetter Bass“!!!).

Da wurde auch kein Line-up auf der Bühne gemacht, der Act hieß noch Auftritt und es war eher eine Frage von Spaß und Ehre, dort dabei zu sein, als dafür Geld zu bekommen. Wenn ich mich zurück erinnere, welche „Budgets“ ich zur Verfügung hatte, um komplette Nachmittage oder Ganztage auf der Bühne ein Unterhaltungsprogramm zu gestalten: Na, da bekomme ich heute noch Hochachtung vor mir. 200 D-Mark, 300 vielleicht. Das war's dann aber auch. Mein Honorar dagegen war meist sehr üppig: 50 Mark für einen Tag Arbeit, acht Tage Vorbereitung und das Stellen anständiger Kleidung samt neuer Krawatte. Manchmal gab es auch 75 Mark. Boh.

Und eben: Es gab nur 1 Mikrofon, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass jemals etwas nicht geklappt hat oder dass die Leute keinen Spaß hatten. Auf und vor der Bühne. Beim Wandertag des Solinger Tageblatts ging es zu wie in einem Feriencamp. Auf einer Wiese nahe der Radrennbahn am Dorperhof wurde eine grob gezimmerte Bühne aufgestellt (dicke Pfosten und ein paar Bretter drauf, darüber eine Zeltplane wie bei einem Marktstand; fertig), ein Tisch mit einem wackeligen Campingstuhl kam an den Rand der Wiese. Das war Start und Ziel. Hier holte man sich seine Stempelkarte, denn von hier an konnte man 10, 20 oder 30 km auf einer festgelegten Route wandern, sich unterwegs Stempel abholen und am Schluss gab es dann einen Blechorden am Bande in „Gold“, „Silber“, „Bronze“ (schön, dass die Galvanik das farblich hinbekommt, ohne dass es die Edelmetalle sein müssen).

Ich saß dann in einem VW-Bus daneben, auf dem Dach ein Megafon und so hatte ich von morgens 6 bis gegen Mittag, dann waren

die letzten gestartet, die Aufgabe, über dieses Brüllinstrument den Einpeitscher zu geben. Stadionsprecher und Plaudertasche in einem, sozusagen. Ab Mittag, da kamen die ersten dann zurück und gierten nach einer Portion Erbsensuppe aus der Gulaschkanone, ging dann bis in den frühen Abend das Programm auf der Bühne weiter. Ein paar Klampfen, ein paar Sänger, ein paar neckische Spielchen, bemühte Witze, aufmunternde Sprüche, Verkündigung von Ergebnissen, Reklame für die nächsten Veranstaltungen.

Ich weiß auch nicht warum, aber was in Solingen erstaunlich ist, keinen einzigen Wandertag habe ich als verregnet in Erinnerung. Was auch schon deshalb gut ist, weil das Mikrofon Regen nicht ausgehalten hätte.

Die ganze Veranstaltung konnte man übrigens mit einem halben Dutzend Personen und einem Dutzend Helfern stemmen. Es beteiligten sich bis zu 5.000 Wanderer daran – ich glaube, heute würde man dafür eine Event-Agentur brauchen.

Wie gesagt, es geht auch einfacher. Und es war Solingen pur: Von einer Solinger Zeitung für die Solinger Bevölkerung als Wanderung durch die herrlichen Wupperberge – und nur Solinger auf der Bühne.

Die Wege wurden übrigens von Herbert Weber ausgesucht, der erstens als Archivar beim Solinger Tageblatt arbeitete und zweitens eine in ganz Solingen bekannte Wanderkoryphäe war. Er marschierte die Routen ab und vermaß sie und musste dabei dafür sorgen, dass die Stempelstellen auch dort eingerichtet werden konnten, wo keiner als eine Abkürzung auf der 10-km-Route sich den 30-km-Triumphstempel abholen konnte. Und dass sich jemand mit dem Auto in die Nähe der Stempelstellen fahren ließ, ist uns zumindest nicht zu Ohren gekommen. ¶

WAS KANN ICH EIGENTLICH NICHT?

Das muss ja wohl noch erlaubt sein zu fragen. Denn ich bin ja beileibe (wenn auch beleibt) kein Wunderkind (gleichwohl ich schon als Kind so manchen verwunderte).

Der Mankos habe ich etliche. Ich kann nicht backen (kochen dagegen, hört man sagen, leidlich gut, bescheiden ausgedrückt), kegeln, Kopfstände machen, segeln, häkeln, mauern oder Holz bearbeiten, Judo, Schafskopf, singen (!!! das vor allem nicht !!!), malen und zeichnen (dagegen durchaus typografisch gestalten), beim Rumpfbeugen mit den Fingerspitzen den Boden berühren (und hoffe auch, nicht so viel abnehmen zu müssen, damit das wieder klappt, so wie früher), in den Alpen Berg A von B unterscheiden, Glühwein saufen, Skifahren (meine Rekordstrecke: 1 x 5 Meter), stricken, russisch sprechen oder chinesisch, Flugzeuge fliegen, Autos reparieren. Ich kann nicht von Mallorca berichten. Je mehr Leute auf mich einredeten, da sei es aber schön, desto weniger leuchtete mir ein, warum ich der Schönheit wegen auf eine kleine Insel fliegen soll, wo doch die ganze Welt schön ist. Warum beschränkt sein auf winziges, wenn das Große und Viele genau so nahe liegt? Gefallen und Interesse kann ich auch überhaupt nicht daran finden, ob nun Bleiern München oder Schallkopf og oder der VHS an dritter, neunter oder welcher Stelle in überhaupt welcher Liga seine Manipulationen mit und um den Ball treiben. Fußball, Tortur dö Froncks, Olümpi-aaaahhh!, – ich guck mir doch auch keine Familienfeiern der Mafia an, warum soll ich Doping und Geldwäsche gucken? – Also, ich kann, ich will vieles nicht.

Es hat mich noch nie gestört und gehindert. Im Gegenteil, gescheitert bin ich mehrfach – krachend – an der Unfähigkeit der anderen. Ein ewiges Problem, in aller Ernsthaftigkeit habe ich dies mit den erfolgreichsten Werbe-, Design-, Marketing-Agenturen dieser Welt

gemeinsam. Es lässt sich auf einen einfachen, ganz traurigen Nenner bringen: Meine Fähigkeiten wurden nicht genutzt, weil sich keiner vorstellen konnte, was zu leisten ich imstande bin oder wäre.

Einstein, sagt man, soll einmal gesagt haben, wir nutzten nur 10 Prozent unseres Gehirns (nun ja, der Mann war halt Optimist). Für alles, was mit Medien-/Marketing-/Werbe-Consulting und -Dienstleistung zu tun hat, gilt dies auch – allerdings in einer entscheidenden Abwandlung und Variante: Kunden nutzen maximal 10% der Möglichkeiten ihres engagierten Dienstleisters. Oder überfordern diesen zu 100 Prozent, weil sie – die Auftraggeber – keinen blassen Schimmer davon haben, was machbar und möglich ist und objektiv gesehen Unmögliches verlangen.

Nur ein Beispiel, aber eins, das mich in jungen Berufsjahren schier in den Wahnsinn getrieben hat (ich hoffe, ich bin ihm entkommen, man weiß ja nie). Als Berater sollte ich für den Verband der Druckindustrie Buchhalterinnen der Mitgliedsfirmen computerbasierte, also „EDV-Buchhaltung“ beibringen (übrigens, damals habe ich nur einen einzigen männlichen Buchhalter getroffen; der Sklavensjob Buchhaltung wurde standesgemäß an Sklavinnen vergeben). Frauen und EDV (oder überhaupt Technik): Wohl an die Tausend Mal habe ich darüber laut und vernehmlich gestöhnt „Eine ganz unglückliche Kombination!“. Ich erntete viele böse Blicke, blieb aber von körperlichen Attacken verschont. „Frau Mayer, tippen Sie jetzt fünf Komma drei neun ein und dann Enter“. – „Was? Ente?“ – „Enter!“ – „Wo ...“ – „Hier, diese dicke Taste rechts, steht E-n-t drauf, heißt Enter, Eingabe.“ – „Aber ich weiß doch nicht, was das ist!“ – „Eingabe!“ – „Und was heißt das?“ – „Na, dass Sie dann die Zahl im Computer haben.“ – „Und wenn ich was kaputt mache?“ – „Sie können nichts kaputt machen, drücken Sie einfach ‚Enter‘!“ – „Ja, aber ich weiß doch gar nicht, ob ich das ...“ – „Frau Mayer, ich sage es Ihnen doch gerade, tippen Sie jetzt mal den Betrag ein und dann ‚Enter‘“ – „Und der Computer weiß das dann, was ich getippt habe?“ – „Ja!“

„Also jetzt erst die Enten und dann, welche Zahl dann?“ Ich habe noch die Schreie im Ohr, mit denen ich dann an die frische Luft

gerannt bin und in Baumrinden gebissen habe. Traurig daran ist nur, dass das, was ich hier schildere, keine Fiktion, sondern – ey, ischwür Bruda – traurige reale Erinnerung ist. Um so schöner war die Zeit, da ich eine Sekretärin hatte, die nicht nur keine Angst vor Computern hatte, sondern im Detail damit umgehen konnte. Petra Kremser noch heute herzlichen Dank dafür.

Das Scheitern musste ich noch oft im Leben erleben. Und nicht nur bei computerungeeigneten Frauen, sondern in manchen Situationen und Disziplinen. Es ist für mich ein Rätsel gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben, warum Menschen Angst vor Phantasie und keinen Mut haben, Mut zu haben. – Also noch etwas, was ich nicht kann: Mit phantasie- und mutlosen Personen zurechtkommen.

Phantasie, die Kraft der Vision, meinetwegen auch „Hirngespinnste“ und „Albernheiten im Kopf“ sind ein Reichtum, der jegliche materielle oder pekuniäre Besitztümer um Dimensionen übersteigt. Zeit meines Lebens bin ich nie „reich“ gewesen, wenn man mal die traurigen Zahlen betrachtet, die ans Finanzamt gemeldet werden mussten. Ich habe viele, sehr viele finanziell Reiche oder Menschen mit sonstigen beträchtlichen Besitztümern, also Vermögende, kennengelernt, zig Multimillionäre. Doch so oft habe ich zu meiner Frau gesagt: „Wenn ich den zehnten Reichen kennengelernt habe, der fröhlich ist und den sein Reichtum von Pflicht, Ängsten, Sorgen, Abhängigkeiten befreit – dann will ich nach viel Geld streben.“ Nie kam ich in die Breddouille, ich müsse mein Versprechen einlösen.

Wem ein wenig Verstand gegeben und geblieben ist, wer sich die kindliche Phantasie, eigene Welten zu kreieren, wer sich der Neugier, dem Wissensdurst verschreibt, wer zu wagen wagt, auch wissend, dass man ein ums andere Mal scheitern wird – der muss sich nicht von dem behindern lassen, wozu er nicht in der Lage ist.

Jedenfalls ist diese Einstellung und Tun in der Betrachtung meiner selbst der wesentliche Punkt, der mich bis heute fröhlich und zufrieden sein lässt. – Gleichwohl, das muss man objektiv so sehen, das körperliche Alter Grenzen setzt. Solange man nicht im Gehirn humpelt, ist alles gut. ¶

STUDIUM

Fast könnte man sagen, ich habe in Solingen studiert. Es war zwar in Wuppertal, aber dem ewigen Gedanken folgend, die drei bergischen Großstädte sollte sich doch als ein Konglomerat betrachten und eingedenk der Tatsache, dass der Bummel-Personenzug (für Eisenbahn-Fans: Waggonen waren die legendäre Silberlinge und gezogen wurden sie von einer V60) von Hauptbahnhof (dem alten noch, jetzt nur noch Event-Location und Lokal mit Biergarten) über Schaberg, Guldenerth, Remscheid Hbf, Lennep, Lüttringhausen, Oberbarmen, Barmen nach Unterbarmen durchfuhr, man also mit nur einmal Umsteigen von Höhscheid bis zur damals noch „Höheren Fachschule für das Graphische Gewerbe“ genannten Bildungsstätte kam, ist es doch wie Studium vor der Haustüre. Denn man musste nicht in eine andere Stadt ziehen.

Da ich später nach dem Studium einen Anfangsjob in Wuppertal-Varresbeck bekam, dann nach Düsseldorf wechselte, sodann mich selbständig machte und durch Deutschland, Europa, die Welt „düste“ – und man Bahnstecken sowie Flughäfen direkt vor der Nase hatte, die Autobahn sowieso – bin ich zeitlebens in Solingen wohnen geblieben. Meine Frau, auch Solingerin (na ja, nicht ganz, Ohligserin) arbeitete drei Jahrzehnte in Remscheid – also, Solingen war für uns immer ideal.

Im Nachhinein bewertet ist mir da so vieles ungewöhnliches im Berufsweg und -leben passiert, dass man es noch nicht mal als Idee für einen Kitschroman gebrauchen könnte. Erstes Emanzipationsopfer der Solinger Druckindustrie. Toll, im Ernst: Die Basis des Karriere-starts. Lehre bei einem Sadisten. Im Ernst: Das Gewerbe, den Job von der Pike auf gelernt, vom Pieksen auf, könnte man auch sagen. Kloputzen eingeschlossen. Nach der Lehre wollte ich die Firma wechseln, da ich ein Studium in Wuppertal ins Auge gefasst hatte. Der Chef der da-

maligen Druckerei Wilh. Müller jr. am oberen Ende der Sauerbreystraße ließ mich nicht gehen, im Tarifvertrag stand nämlich, dass Lehrlinge gewissermaßen als Wiedergutmachung der Kosten, die sie bei der Ausbildung verursacht hatten, mindestens ein halbes Jahr noch als Geselle mit Tariflohn im Lehrbetrieb zu verbleiben hätten. Exakt am Kalendertag, da das halbe Jahr um war, Schlag 12 Uhr mittags, verkündete mein Chef, ich sei nun entlassen. Da das Studium nun nur noch ein halbes Jahr entfernt war, dachte ich, es sei schwierig, eine neue Stelle zu bekommen. Doch zum Glück herrschte Facharbeitermangel. Nachmittags um drei hatte ich einen neuen Job. Bei der Druckerei Knoche in Wald.

Dort angekommen, ging das Unmögliche weiter, welches mir in allem zum Glück gereichte. Am ersten Tag, Montags um 8 Uhr, als erster Auftrag das Setzen des Plakates für das Theater- und Konzerthaus Solingen; DIN A 1 groß. Manuskript war ziemlich wüst, aber lesbar – „Ja, und wo ist der Entwurf?“, fragte ich (damals sagte man noch nicht Layout). „Gibt’s keinen, die wollen was neues haben, lass Dir was einfallen.“ – Toll gesagt, vor allem, wenn man weiß (oder nun liest), dass in einer jeden Setzerei/Druckerei (damals war alles noch Blei-Handsatz, also Einzelbuchstaben-Satz) die Schriften völlig haus-individuell gelagert sind. Man sich also erst einmal ein paar Tage lang nicht bis kaum auskennt. Nachmittags sollte jedoch gedruckt werden.

Und der Teufel lag im Detail: Die Ausrechnung des Manuskriptes (das machte man damals noch, Buchstaben zählen und so) war mit klar, dass ich von den größeren Schriftgraden – also den Titeln der anzukündigenden Stücke – einen ziemlichen Typenvorrat brauchte. Der war aber nirgends zu finden. Und dann die netten Kollegen: „Ja, weiß ich auch nicht, musste mal gucken.“

Was dann passierte, hat sich auf ewig in mir fest gebrannt als a) Chefs sind doof und b) Chefs haben zuviel Geld. Mir fehlten nämlich in der Tat bei den von mir gewählten Schriften drei, vier Großbuchstaben. Meine Anfrage im Büro, ob man wenigstens fürs nächste Mal ein so genanntes Minimum der Schrift bestellen könnte (womit eine kleine

Menge gemeint war), wurde abgelehnt. Warum? Ist in Solingen doch wohl klar: „Zu teuer“.

Also wurde die Druckform zweigeteilt, erst die obere Hälfte des Plakates gedruckt, dann die untere. Erstens war das der doppelte Druckaufwand, zweitens musste auch ich dafür Überstunden machen. Zusammengerechnet waren alleine bei diesem Start weit mehr Kosten entstanden, als jeder Schriftennachkauf je gekostet hätte. Nochmaliges Nachfragen beim Seniorchef, ob nicht doch - nee, zu teuer. So rechnet man halt in Solingen. Lieber das Geld sinnlos ausgeben als sinnvoll investieren. Ausnahmen bestätigen allenfalls die andere Regelmäßigkeit.

Und wieder Zweckentfremdung ohne Ende: „Sag mal, kannst du auch drucken?“. Ja. „Heute Abend bleibst du bis 10 Uhr und machst den Schnellschuss fertig.“ Schnellschüsse sind Aufträge, die in einer Zeitspanne gefertigt sein sollen, die rechnerisch eigentlich unmöglich ist. – Abendessen? Fehlanzeige.

Das passierte öfters, so nachmittags um drei, vier Uhr die Ansage, man möge bis in die Nacht rein weitermachen (von Höchstleistungsstunden pro Tag bei Maschinenbedienung wollen wir hier mal lieber erst gar nicht reden). Einmal kam gegen 8 am Abend der Chef vorbeigeschlichen und fragte, ob ich Hunger hätte, er würde mir dann ein Brötchen schmieren lassen. Selten habe ich mit knurrendem Magen so nonchalant eine Einladung zum Essen grinsend abgelehnt. Mein Überstundenzuschlag betrug 50%, aber der Chef fragt erst mal, ob ein Brötchen bei 6 Stunden unangekündigter Mehrarbeit wirklich nötig sei. So sind sie, die Chefs in Solingen. Damals waren sie jedenfalls so.

Dann endlich Studium in Wuppertal. Unter Umständen, die unglaublich klingen. Es gab in Deutschland vier Weiterbildungsstätten, die über den Meister (mit der Orientierung im wesentlichen auf das Handwerkliche) hinausgingen und so (damals) „moderne“ Fächer wie Betriebswirtschaft oder Arbeitsorganisation umfassten, Kalkulation und Materialkunde sowieso, aber auch wesentliche Grundlagen von Chemie, Physik, Mathematik für Konstruktion und Lehre der Mecha-

nik, auch Buchführung und Arbeitsrecht, praktische Übungen im Labor und Büffeln von Theorien der aufkommenden Elektronik.

Die Schule hieß „Höhere Fachschule des Grafischen Gewerbes“, weil sie genau das über Jahrzehnte war. Die Mehr-als-„nur“-Meister-Schule. Und nicht jeder, der eine Lehre hatte, wurde aufgenommen. Man hatte eine Aufnahmeprüfung zu machen. Kurios: Dabei war diesmal keine einzige Frau, es blieb ein reiner Männerjahrgang.

Doch kaum war die Prüfung bestanden, wurde die Prüfung abgeschafft, weil die Schule nun Teil der Hochschule Wuppertal wurde und als Abschluss den Titel ‚Ing. grad.‘ verlieh (graduierter Ingenieur). Das war 1968. Am Ende des ersten Semesters mussten wir eine Prüfung machen, ob wir in die Folgesemester übernommen würden. Kaum war die Prüfung gemacht, wurden die Prüfungen abgeschafft, weil sie nicht mehr Hochschul-konform waren. Ein guter Kumpel, mit dem und seiner Familie später noch sehr lange Freundschaft bestand – und der leider viel, viel zu früh verstorben ist – verbockte in Mathe und musste gehen. Zwei Monate später stellte sich heraus, dass dies eigentlich nicht rechtens war, aber da hatte er schon so viel Stoff versäumt, dass er auf den Rest verzichtete.

Nach drei Semestern des 6-semesterigen Regelstudiums eine Zwischenprüfung, die nach heutigen Maßstäben schon mal als Bachelor-Abschluss gelten dürften. Kaum war die Prüfung bestanden, wurde sie abgeschafft, denn da wurde die Hochschule zur Eingliederung in die Universität vorbereitet – schließlich schrieb man das Jahr 1968. Und was da politisch wie auch bildungspolitisch los war, wissen die, denen von damals der Name Rudi Dutschke oder K1 (für Kommune eins), Uschi Obermaier und die Proteste gegen den Schah in Berlin nicht nur vom Hörensagen bekannt sind.

Deutschland war 1968 auf Krawall gebürstet und an den Hochschulen und Universitäten garte es. Das alte, gewissermaßen professorale „Ich bin der Gott, Du bestehst die Prüfung nur aus meinen Gnaden“-System sollte weg; die Illusion von der Gleichheit für alle und Chancen für jeden geisterten so plastisch durch die Hirne, Diskussionen, Worte, Zukunftsideen und glühenden Ideale, dass wir sie zum

Greifen nahe glaubten. Auch an unserer Schule wurde gestreikt. Einen Tag, zig Tage, eine Woche, ein knapper Monat.

Wir zogen – inzwischen war ein Protestjahr ins Land gegangen, man schrieb 1969 – nach Düsseldorf, zum Protestieren. Und wo protestiert man? Standesgemäß natürlich auf der Königsallee. Sollten die Kapitalisten doch mitbekommen, wie die Geistesarbeiter um ihre Freiheitsrechte kämpfen ...

Mir schien nur im Protestzug mitzulaufen viel zu langweilig. Ich besorgte mir in Solingen, ausgeliehen vom DGB-Jugendsekretär Walter Grundmann, ein tragbares Tonbandgerät (Marke Uher, das legendäre Umhängegerät mit den 13cm-Spulen; dazu ein professionelles Reportagemikrofon) und als der Protestzug vor dem Haus des Ministerpräsidenten (Staatskanzlei) am Schwanenspiegel angekommen war, war da erst mal Schluss – ein Polizeikordon schützte das Haus (damals war man als Aufständischer noch so nett und informierte die Polizei, was man vorhat). Ich löste mich aus dem Haufen der Protestler, das Gerät umgeschmalt, das Mikrofon nach vorne gestreckt und interviewte einige Studenten; ging dann auf die Polizeikette zu und sagte, ich sei der Reporter vom Studentenfunk und müsse zur vom Ministerpräsidenten angekündigten Pressekonferenz (wir wussten, dass eine stattfinden würde).

Ja, es waren andere Zeiten. Ja. Der Polizist nickte verständig – und wies mir den Weg zum Eingang. Dort wieder „... murmel, murmel ... Studentenfunk ...“ und ein freundlicher Herr brachte mich zum Sitzungsraum. Lässig die Herren „Kollegen“ begrüßt, die vom WDR und Fernsehen, den wichtigen Zeitungen (übrigens: für eine Frau gehörte es sich noch nicht, Reporterin zu sein, das war Männersache, sozusagen Kampfsport zur Informationsgelangung). Hinsetzen, Kaffee trinken, warten (ja, Reporterleben ist vor allem warten und geduldig sein). Schließlich betrag Ministerpräsident Heinz Kühn mit etlichem Gefolge den Raum.

So, meine erste richtige Pressekonferenz als Journalist. Es folgten noch um die anderthalb Tausend in den Jahren bis zur Vergreisung ... :-) Übrigens die meisten davon nach genau diesem Ur-Muster:

Nicht warten, bis man gefragt oder gebeten wird, sondern von selbst aktiv werden und Informationen einfordern. Klappt eigentlich immer. Die Leute waren, sind und werden pressegeil sein.

Klar, dass ich ein exklusives Interview mit Heinz Kühn geführt habe. Worüber genau, ist mir nicht in Erinnerung geblieben, nur das, was sich auch auf den nachfolgenden anderthalb Tausend Pressekonferenzen wiederholen sollte: Ab sofort würde alles besser. Man müsse nur Geduld haben. Andere hatten die nicht, denn zurück an der Hochschule folgte die Ansage vom Rektorat: Liebe Studies, wenn Ihr jetzt auch nur noch einen Tag weiter streikt, streichen wir Euch das Semester komplett, weil ihr nicht die Mindestmenge Vorlesung / Unterricht / Praktika gehabt habt.

Das war nun ein geradezu schicksalhafte Weichenstellung. Ich studierte und hatte das wahnsinnig hohe Einkommen von irgendwie um die 70 D-Mark Bafög, also Zuschuss zu den Lebenshaltungskosten für Studenten aus nicht sehr begütertem Hause. Ca. 55 Mark kostete die Monatskarte für Bus und Bahn von der Wohnung zur Schule. Blieb noch 15 Mark für Leben. Inzwischen war ich (seit dem 18. März 1969) verheiratet, wir hatten ein Häuschen auf der Morgenstraße in Solingen-Höhscheid gemietet, mit befristetem Vertrag, der genau bis zum planmäßigen Ende des Studiums lief. Miete ca. 400 Mark. Und dieses Geld musste meine Frau verdienen, die als Kassenangestellte bei der IG Metall in Remscheid das Nötige verdiente.

Auch ich war in der Gewerkschaftsjugend als Referent und Gruppenleiter aktiv; soziale Gerechtigkeit war damals noch keine hohle Phrase, die heute der verbliebenen Rest-SPD wahrscheinlich noch einmal ganz die Existenz kosten wird. Nein, solche Ideale von Solidarität und vernünftiger Lastenverteilung waren uns nicht nur stets bewusst, sondern sogar „heilig“, wenn man das denn so sagen darf. Und ich sollte dann streiken, „mir einen schönen Tag machen“, wie man es in der Solinger Philosophie des alles-Faule-ist-des-Teufels genannt hätte, und meine Frau könnte sehen, wie sie das Geld anschleppt. Nee, das ging gegen die basissozialistische Grundlehre. Also war ich bereit, Streikbrecher zu sein und den Streik abubrechen. Als glühend-eifri-

ger Gewerkschafter! Größer hätte der Gewissenskonflikt nicht sein können, doch irgendwann lernt jeder im Leben, dass es zuweilen die Entscheidung zwischen Pest und Cholera gibt.

Genau sieben andere Kommilitonen hatten individuell ebenso fundiert belegbare Gründe, auch nicht das Semester zu verschenken, sondern so schnell wie möglich mit dem Studium fertig zu werden. Unter anderem, aus wegen familiärer Umstände, mein „Namenspate“ Detlef Horn, dem ich das „Schorsch“ verdanke. Und der kleine Indonesier namens Hing, der schnell wieder in die ferne Heimat wollte. Plus ein paar andere.

Am nächsten Morgen standen wir dann vor einer durchaus brenzlichen Situation. Wir wollten in das Gebäude der Schule am Haspel, davor ein Streikposten, der jeden daran zu hindern vorhatte, der das Gebäude betreten wollte. Aus Höflichkeit (auch Kampf um soziale Gerechtigkeit braucht gute Umgangsformen, oder der sogar erst recht, ließ man die Dozenten anstandslos rein; uns Studenten nicht. Eine wilde Diskussion entbrannte, man haute sich Grundrechte und Streikziele um die Ohren, das Argumentieren wurde heftig. Aber es blieb gewaltfrei. Schließlich zogen wir mit ein paar wenigen unter lauten Gepfeife und Gejohle, Fäusterecken und Flüche rufen in das Foyer der Schule, wo uns drei, vier Dozenten mit einem gewissen Grinsen empfing, das man sowohl als Ironie wie auch Bewunderung interpretieren darf. Und wir erklärten, als seien wir die Abordnung eines größeren Haufens, wir wären bereit, das Studium fortzusetzen.

Was danach folgte, ist aus heutiger Sicht (aber eigentlich auch schon damals) geradezu traumhaft. Das Semester bestand aus 8 jungen Männern; die Dozenten waren teilweise auch nicht so wesentlich älter als wir. Bei aller Wahrung von Distanz und weiterhin strenger, sogar noch strengere Disziplin hatten wir die folgenden dreieinhalb Semester ein Studium wie im heimischen Wohnzimmer. Keine Hörsaalatmosphäre. Man hockte sich auf Stühle oder an Tischen in U-Form oder im Kreis und der Dozent erzählte. Wir hatten Zeit, richtig Zeit, Zwischenfragen zu stellen. Jeder konnte „Stop, habe ich nicht verstanden, bitte noch einmal“ sagen – denn die Dozenten hatten ja erst einmal keine

anderen Semester mehr zu unterrichten und als die anderen später dann wieder das Studium aufnahmen, war unser Verhältnis zu den Dozenten so locker, dass wir – das habe ich zeitlebens behauptet und bin fest davon überzeugt – ein zigfaches mehr und intensiver gelernt haben als diejenigen, die mit Vorlesungen „abgespeist“ wurden.

Vor Augen hatten wir eine bestimmte formale Form der Abschlussprüfung. Kaum, dass wir uns darauf vorbereiteten, wurde sie abgeschafft und ein halbwegs universitärer Abschluss musste herbei, der die Umbenennung zum Dipl.-Ing. rechtfertigte. Wir waren die ersten, die dieses Experiment durchlaufen durften. Weniger Monte später erfuhren wir, dass wieder einmal alles geändert war. Wir jedenfalls wurden erst einmal als „Ing. (grad.)“ nach Hause geschickt, weil landesinterne Gesetze noch nicht so weit waren, den eigentlich erworbenen Titel verliehen zu bekommen. Nach einiger Zeit konnten wir nach Einzahlung von 50 Mark uns die verdiente und rechtmäßige Urkunde „Dipl.-Ing.“ erwerben – diese im Gegensatz zu den drei anderen vergleichbaren Studiengängen in Deutschland ohne den Zusatz „(FH)“. Noch heute liegt die Urkunde fein verwahrt im Banksafe. Denn interessiert hat’s später kaum jemanden; nicht der Titel zählte, sondern was man leistete. Aber eben ohne das Studium hätte ich niemals all das leisten können, was ich (mir) dann geleistet habe – und ohne den Ansporn, beruflich Solingen „hinter mir zu lassen“ mit Sicherheit auch nicht.

Entsetzt den Solinger Verhältnissen entflohen bin ich also glücklich geworden, hier wohnen geblieben und habe mich aufs Intensivste gegruselt, wenn ich von meinen Reisen in alle Welt wieder in die Klingensteinadt für ein paar Tage zurückkam. Dass von meinem Schreibtisch in Solingen so manche Idee ausgegangen ist, die durchaus in der turbulenten Phase der radikal-revolutionären Veränderung des einstigen Graphischen Gewerbes, dann Druckindustrie genannt, heute Print- und Medientechnik, von nicht unerheblicher Bedeutung war, ist weder jemanden in Solingen bekannt, geschweige denn bewusst. Und bis heute, stelle ich mit innerlicher Zurückhaltung fest, interessierte auch kein Schwein, wie es das Geflügelte Wort formuliert.

Dabei sind höchst interessante Anekdoten dabei. ¶

NEIN, HERR WENKE

Ich könnte sagen, ich berichte mit Schmunzeln und dem abgeklärten Geist des Älterwerdens über die Irrtümer, Denkfehler und Bretter vor den Köpfen der anderen, die mir begegneten. In Wirklichkeit ist es ein Blick zurück in Wehmut; denn meine Illusion, die Menschen sind eigentlich mehrheitlich frei von egozentrischen Interessen, ist eine lang, lang anhaltenden Tod gestorben. Aber nun auch endgültig begraben. Nun ja, sei's drum.

Schon immer waren zwei Dinge mein Verhängnis. Ich halte mich für einen „early adopter“, einen, den neue Technik im beruflichen Umfeld fasziniert. Und ich hatte das Vergnügen, beruflich bedingt, auf die Vielzahl jener Betonköpfe zu stoßen, die aus unternehmerischer Weitsicht technischen Fortschritt für überflüssig hielten. Wenn es auch nicht allgemein-populäre Irrtümer der jüngsten Technikgeschichte sind, die ich beisteuern kann, dann aber vielleicht solche, die zwischen amüsan und „geben zu denken“ pendeln.

NEIN, HERR WENKE, WENN SIE IHN HABEN, WOLLEN IHN ALLE

1971, nach Abschluss des Studiums der Druckereitechnik an der FH Wuppertal, fing ich bei der für damalige Verhältnisse Großdruckerei Sam. Lucas in Wuppertal an – als Betriebsabrechner. Meine Aufgabe war unter anderem die Erstellung von Betriebsabrechnungsbogen (BAB) zur Ermittlung der Selbstkostenstundensätze. Ein Unternehmen mit immerhin 180 Mitarbeitern, 44 Kostenstellen, etwa 120 Kostenarten. Die mussten alle auf einem Papierbogen geschrieben werden – das Werk war plakatgroß aus A₄-Seiten zusammengeklebt. Und jeder Wert, jede Zeile mussten händisch resp. im Kopf berechnet werden. Dazu stand mir ein Uralt-Modell zur Verfügung: eine Handkurbel-Rechenmaschine, voll Mechanisch, so wie man sie heute kaum noch auf

Flohmärkten, aber im Museum findet. Für die Berechnung des BABs brauchte ich drei Wochen, täglich 8 Stunden!!! Und, der Job wurde auch noch gut bezahlt. Kinder, was haben die Druckereien früher Geld verdient.

Eine „moderne“ Maschine mit Papierstreifen wurde mir anfangs abgelehnt, weil dann auch die anderen Abteilungen begierig geworden wären. Stimmt ja auch, von der Investitionssumme für 10, 15 weitere Maschinen konnte man mein Gehalt locker mindestens ein Jahr lang bezahlen. Also, nicht nur in Solingen gaben die Chefs lieber die Mark in hohen Summen aus, um ein paar Pfennige zu sparen, in Wuppertal war's nicht anders. Es klingt heute unglaublich: Da studiert jemand, um dann in einem der Top-Unternehmen der Branche (dazu gehörte die Druckerei durchaus) wochenlang uralte mechanische Handkurbelrechenmaschinen zu drehen. Nicht nur die Maschine drehte dabei durch, zuweilen ich auch.

**NEIN, HERR WENKE, EINEN ELEKTRONISCHEN TASCHEURECHNER
BRAUCHEN SIE NICHT**

1974 begann ich als Berater für Betriebswirtschaft beim damaligen Landesverband der Druckindustrie Nordrhein, Düsseldorf. Dessen Geschäftsführer, Klaus Mertens, lehnte mir die Bezahlung eines elektronischen Taschenrechners ab – „was wollen Sie denn damit ???“. Ich kaufte ihn privat, bei Quelle, für 70 DM. Viel Geld, damals. Und in alle fortschrittliche Druckereien, in die ich kam (es waren weit über 500 in den folgenden Jahren), wurde das Ding bestaunt ... vor einem halben Jahrhundert galten Displays, auf denen digitale Zahlen flimmerten, noch als äquivalent zur Mondfahrt. Eins jedoch ist mir positiv in Erinnerung geblieben: alles Menschen im Beruf konnten ausgezeichnet Kopfrechnen. Und das sogar fehlerfrei..

NEIN, HERR WENKE, WAS HAT DAS MIT DER DRUCKINDUSTRIE ZU TUN?

Es muss um 1984 gewesen sein, da spendete Apple allen Grundschulen in Kalifornien einen Apple II – jenen legendären Personal Computer, mit denen sie ihren bis heute währenden technologischen Vorsprung begannen. Damals schrieb ich als Fachjournalist unter anderem für die Unternehmer-Fachzeitschrift „Druckwelt“, die in der Schlüterschen Verlagsanstalt Hannover erschien und sich ganz in der Tradition des „Buchdruckers“ wähnte, deren Titel-Nachfolger sie war (erste Fachzeitschrift für Druckunternehmer in Deutschland überhaupt). Ich schlug dem Chefredakteur Peter Helms vor, über den Apple-Coup einen Kommentar zu schreiben. Denn Apple hatte erkennbar das Gerät als Einstiegsdroge in die DTP-Welt verschenkt – man wollte Setzen und Drucken strategisch popularisieren (auch wenn es technisch-digital noch in den Babyklamotten steckte). Doch der Chefredakteur lehnt ab – mich so anschauend, als sei ich soeben der geschlossenen Anstalt entflohen. Apple? ... Antwort: siehe oben.

Selbst als er in Rente ging, war er immer noch der Meinung, das mit Apple legt sich wieder. Die Revolution, die Apple mit seinen Möglichkeiten ausgelöst hat, haben die Drucker nie mehrheitlich begriffen. Ziemlich folgerichtig existieren rund 85 % der damaligen Druckereien in Deutschland nicht mehr; und wenn, dann so geschrumpft, dass man sie nicht wiederkennt. Andere, vor allem Online-Druckereien, sind dagegen groß und mächtig geworden. Weil sie – egal auf welcher Betriebssystem-Basis – die „Apple-Denke“ haben.

NEIN, HERR WENKE, DAS IST JA NUR EDV

In den 1980er Jahren schrieb ich regelmäßig als freier Mitarbeiter für den „Deutschen Drucker“, der damals führenden Branchenzeitschrift. Als die CeBIT auf der Hannover-Messe mit ihren IT- (damals noch „EDV“ genannten) Angeboten schier explodierte, zog es mich natürlich dahin. Ich schrieb einen Artikel, seinerzeitiges Zeilenhonorar 50 Pfennige. Ich fragte den Chefredakteur Theodor J. Anton, ob er mir wenigstens zusätzlich Reisespesen ersetzen könnte. Konnte er nicht, als Fachzeitschrift der Druckindustrie, denn siehe Headline – es ist

ja nur EDV, und was soll das die Druckindustrie interessieren. Übrigens, Internet war schon absehbar, doch das zu ahnen war in der Branche, in der ich mich tummelte – und die sich selbst zur Spitzengruppe des Fortschritts zurechnete – nur wenigen Menschen vergönnt.

NEIN, HERR WENKE, POSTSCRIPT HAT KEINE CHANCE

1993 ging der Setzmaschinenhersteller Bertold, dem alle tradierten Setzer und Druckerei-Unternehmen die blinde Treue geschworen hatten, jählings pleite, weil es technologisch völlig neben der Trendspar lag. 1990 auf der drupa hatte Heribert Morgott in einem an Selbstherrlichkeit nur noch von einem späteren Xerox-Europapäsidenten Pierre Danon übertroffenen Schau der Arroganz und Überheblichkeit auf der offenen Bühne einer Pressekonferenz behauptet, das überhaupt weltbeste Satzsystem zu haben, das keine Konkurrenz zu fürchten braucht. Weil Berthold bewusst keine PostScript-Belichter anbieten wollte (die damals sich als Standard weltweit etablierten), sondern bei eigenen Technologien durchsetzen wollte. Meine Nachfrage an Morgott, ob er PostScript denn nicht wenigstens als den führenden Standard anerkennen wollte, wurde eindeutig beantwortet, siehe oben. Tod durch eigene Dummheit, kann man da nur sagen. PostScript ist der Vorläufer des PDFs oder umgekehrt, PDF – das heute DER Weltstandard in der Dokumentenverarbeitung ist und lange noch bleiben wird – der Relaunch der Seitenbeschreibungssprache PostScript (einer Markup-Language, wie die Informatiker damals sagten). Und dass PostScript Standard wurde, verdankt die nicht nur druckende, sondern auch ganze Bürowelt einer Entscheidung des damaligen Setzmaschinenherstellers Linotype, Weltmarktführer über Jahrzehnte (Nachfolgefirma des Erfinders der Zeilensetzmaschine, die das Zeitungsmachen revolutionierte). Dass wiederum Linotype sich überhaupt für PostScript als technische Sprache der Datenübertragung für digitalisierte Druckseiten entschied, ist wesentlich mitbeeinflusst worden durch einen seinerzeitigen Fachartikel, der die Logik vor Augen führte, dass man sich diesem Trend der Digitalisierung gar nicht (mehr) entziehen kann.

Der Autor dieses Artikels, , - naja, ich will jetzt nicht so sehr auf den Putz hauen. Jedenfalls, ich weiß genau, dieser Artikel entstand an einem Schreibtisch, der in Solingen stand. Und wurde geschrieben auf einem PC der Marke Wang (die gab es nicht lange, gleichwohl hatte sie die damals beste Textverarbeitung der Welt).

NEIN, HERR WENKE, OFFSET WIRD ES NICHT MEHR LANGE GEBEN

(Benny Landa, Erfinder der Indigo-Digitaldruckmaschine, verkleidet als Gutenberg bei der Übergabe seines Unternehmens an Hewlett Packard)

Das umgekehrte kam auch vor, Blindheit der Modernisten und Häme bis Arroganz gegen das Tradiert. Im Hype von DTP und vor allem Digitaldruck haben die meisten Innovatoren die alten Techniken, vor allem Offset, binnen weniger Jahre auf dem Schrotthaufen und damit ausgestorben gesehen. In einem Interview sagte mir Benny Landa, legendäre Sagengestalt der Branche, Erfinder und Patentinhaber im Digitaldruckbereich bei der Einführung seines Babies Indigo 1993 auf der IPEX Birmingham voller Inbrunst der Überzeugung, nun sei die Druckindustrie tot. Nun, so genial der Mann ist, hier irrte nicht nur er. Verzeiht man Benny Landa, der Lichtgestalt, die die Branche kräftig durchgeschüttelt hat, noch seinen faux pas, so ist die Borniertheit, die ich beim so wichtigen und einflussreichen Bundesverband Druck praktisch über Jahrzehnte zu ertragen hatte, eine mentale Qual intensivster Art.

HEIN, HERR WENKE, TECHNISCHE NEBENENTWICKLUNGEN WIE DAS INTERNET BEHANDELN WIR IN DER SPARTE SATZ

Arroganz kommt ja wahrlich nicht selten vor, Blindheit vor dem Offensichtlichen auch nicht. Aber irgendwie schoss Horst Hügler, stv. Geschäftsführer des Bundesverbandes Druck in Wiesbaden, Leiter der Technik-Fakultät des Verbandes, den Vogel ab. Noch Ende der 1990er Jahre (ich glaube, es war 1998) hatte ich wieder einmal einen Disput mit ihm (ich war sein Lieblings-Gegner, glaube ich; er muss mich über Jahre für beknackt und bescheuert gehalten haben, über welche kesse

Themen ich immer redete und schrieb). Meine, wie ich meinte, logische Aufforderung war, der Bundesverband möge bitte die Realitäten anerkennen. Sich dem damals schon boomenden Produzieren über das Internet widmen und eine eigene Sparte dafür einrichten. Ich stieß auf taube Ohren, besser gesagt, ein völlig vernageltes Denken. Antwort: siehe oben. Als das Internet längst etabliert war, redete ein sich für wichtig haltender Funktionär der Druckbranche noch ein, das sei so eine Nebenerscheinung, die man nicht ernst nehmen muss. Mit zig Fachleuten haben wir auf ihn verbal eingewirkt, er möge zur Vernunft kommen. Vergebens.

Das schlimme daran: dieser Mann, Versager auf breiter Front, steht ja nicht alleine da. Meine Erfahrung ist, dass dies in Verbänden und Institutionen gar nicht so selten ist – von Normalfall zu sprechen wäre falsch, es würde viele kluge und aufrichtige Menschen beleidigen; die allerdings, auch das muss man so sehen, ebenfalls wenig Chancen hatten, haben, haben werden, die Betonköpfe vom Starrsinn zu befreien.

Wie absurd die Idiotie in Verbänden Realität ist, erlebte ich einmal, als ich nach einem Vortrag des Geschäftsführers des Landesverbandes Bayern im Bundesverband Druck, als nächster Redner, ihn massiv kritisierte. Seine Aussage damals – auch zu der Zeit, da das Internet begann, die Welt der publizierten Informationen allumfassend und irreversibel zu verändern – war, nun müssen nur die Papierpreise stabil bleiben und der gewinnträchtigen Zukunft der Druckereien stünde nichts mehr im Wege. Die Dimension der Blindheit – oder muss man sagen ‚Dummheit‘, denn erkennen können hätte es jeder, der bei klaren Sinnen war – lässt sich meines Erachtens nicht überbieten. Okay, vielleicht von Donald Trump, für den es ja keinen Klimawandel gibt sondern nur die Blödheit der Leute, sich nicht die richtige Klimaanlage zu kaufen.

Ich widersprach, und das nicht ohne Folgen. Zum genüsslichen Nichtglauben und Erstaunen: Im Jahre 199x (irgendwie um 95, 96) bekam ich von diesem Mann, strammes Mitglied und hochrangiger Bonze der CSU, ein – bitte festhalten – offizielles Auftrittsverbot in

Bayern. Nie mehr, so sein Verdikt, dürfe dieser Wenke in Bayern vor Druckereibesitzern und deren Mitarbeitern sprechen. Das war keine rhetorische Floskel, das war ernst. Über Jahre und Jahre hatte ich zusammen mit einem sehr rührigen technischen Berater des Bayerischen Verbandes Fachtagungen organisiert, die unter Cracks Kultcharakter hatten. Von Stund an war ich davon ausgeschlossen.

Ich bin sicher, selbst der Papst ist neidisch auf die Machtfülle der CSU-Bonzen.

NEIN, HERR WENKE, LAIEN WERDEN NIEMALS BILDER SCANNEN KÖNNEN

Es war noch die Zeit der richtig fetten Fotosatzsysteme und vor allem der Scanner, für deren Investitionsvolumen man auch ein komfortables Privatflugzeug hätte kaufen können, zumindest ein gebrauchtes. Doch schon zeichnete sich ab, dass kleine Flachbettscanner, an einen Mac oder PC angeschlossen, einen Großteil der reprografischen Arbeiten übernehmen können (wenn auch seinerzeit format- und leistungsbeschränkt, aber eben für „Alltagsarbeit“ voll tauglich). Ich war Mitglied des erlauchten Advisory-Boards des Vorstandes der Linotype-Hell AG (Eschborn) unter seinem Vorsitzenden Dr. Erwin Königs. Voller Visionen für eine immer miniaturisierte Zukunft hielt ich es für die große Chance des Spezialisten Linotype-Hell, sein Fachwissen in die Soft- und Hardware des Consumerbereiches zu transferieren und damit dem Desaster eines deutlich schrumpfenden B2B-Sektors Druckindustrie zu entgehen (an dem die Eschborner auch mit Pauken und Trompeten gescheitert sind und als Ramschware von der Heidelberger Druckmaschinen AG aufgekauft wurden, von keinem geringeren als dem damaligen Vorstandschef Hartmut Mehdorn, dem späteren Desaster der Deutschen Bahn und danach des BER, des wohl nie fertig werdenden neuen Berliner Airports in Schönefeld). Doch die Kombination Linotype-Hell und Geräte für „normale Menschen“, da muss es diesen Herren so gegraust haben wie dem frommen Pfaffen im Freudenhaus. Dr. Königs Antwort, eine der vielen vielen Fehlern von Führungskräften, die ich miterleben musste, siehe oben ...

Übrigens, eines Tages präsentierte Dr. Königs einen solchen „Laien-Scanner“. Meinen Kommentar „das habe ich doch schon vor Jahren gesagt“ beantwortete er gereizt-genervt mit „Ja, Sie haben ja schon immer alles gesagt.“ Ja, hatte ich ja auch.

NEIN, HERR WENKE, PAPIER WIRD NIEMALS KNAPP

Es gibt unter heutigen Futurologen nicht den geringsten Zweifel. Die nächsten Jahrzehnte werden zunehmend vom Kampf um Rohstoffe geprägt. Es wird globale Verteilungs- und Verteidigungskämpfe geben. Immer mehr Erdbewohner wollen immer „besser“ leben und brauchen deshalb dramatisch mehr Energien und Rohstoffe. Auch Papier! Es ist bereits denkbar, dass Papier ein knappes Gut und daher Drucken ein Luxus wird. Eine Katastrophe für einen Druckmaschinenhersteller, der vor allem in Länder liefert, die der „old economy“ zuzurechnen sind (und in Jungen Märkten schlichtweg zu teuer ist). Auf einer Bilanzpressekonzferenz fragte ich 2005 den Vorsitzenden der Heidelberger Druckmaschinen AG, Bernhard Schreier, vor der gesamten Wirtschaftspresse, ob er sich denn schon Strategien seines Unternehmens für die papierknappe Zeit ausgedacht hätte (Stichwort: Risk Management). Ich habe den ansonsten immer völlig ruhig wirkenden Mann noch nie so hektisch antworten hören. Mit unglaublicher Eile antwortete er mir ... siehe oben. Na, nichts wünsche ich mir mehr, ich und nicht er wäre im Irrtum; allein, das glaube ich nicht. Papier wird aus Holz hergestellt. Ich zitiere die „Welt“ aus dem Jahre 2013, die Situation hat sich inzwischen weiter zugespitzt: *„Zwischen 2000 und 2012 hat die Welt 2,3 Millionen Quadratkilometer Wald durch Abholzung und durch Naturereignisse wie Brände oder Stürme verloren. Zum Vergleich: Die Bundesrepublik hat eine Fläche von rund 357.000 Quadratkilometern. Hinzugekommen sind im selben Zeitraum weltweit nur 0,8 Millionen Quadratkilometer Wald. Umweltschützer bezeichnen dies als Verbrechen.“*

NEIN, HERR WENKE, SETZER WERDEN NIEMALS BILDER BEARBEITEN

Kurt K. Wolff, lange Zeit fester freier Mitarbeiter des Deutschen Druckers, hielt sich als Redakteur für die Allmacht-Instanz in Sachen Reproduktion. Vor allem in DTP-Zeiten, als sich die grafischen Produktionssysteme miniaturisierten und auf Normalcomputer wie den Mac „überschwappten“, sang er noch im Verein mit Herstellern und Verbänden das Hohelied der technologischen Dinosaurier der Reproduktionstechnik (gewaltige Scanner zu irrwitzig übersteuerten Preisen). Bei einem Symposium saßen wir wieder einmal in einer Panel-Diskussion auf der Bühne zusammen und beharkten uns, wie das immer der Fall war. In die Enge der Argumentation getrieben ließ er sich gelegentlich auch zu Sätzen wie „Herr Wenke, von Satz mögen Sie Ahnung haben, von Repro sollten Sie schweigen“ hinreißen und da war es kein Wunder, wenn er auch behauptete: ... siehe oben.

Später zog er durchs Land und rühmte sich, Erfinder des Begriffs „Desktop Repro“ zu sein (analog zu Desktop Publishing; dummerweise hatte ich den Begriff vorher schon benutzt – und damit „erfunden“) und verkündete allen, er hätte schon immer meine prognostischen Fähigkeiten erkannt und unterstützt. Jou, Kurt, weiter so ... ! – Nachtrag: Inzwischen ist er in Rente und schweigt. So wie ich auch :-)

NEIN, HERR WENKE, SEKRETÄRINNEN KÖNNEN NICHT SETZEN

Aber die Redakteure waren ja nicht alleine zugenagelt. Vor allem die Verbände waren es. Indem deren Funktionäre die Realität ignorierten und in ihrem Bewusstsein ausblendeten (wahrscheinlich tun sie das auch heute noch partiell). Ich erinnere mich vieler, sehr vieler Momente, Szenen, Diskussionen, Dispute, die sich zwischen 1984 und ca. 1990 immer um die gleiche Frage drehten: können dank DTP, Desktop Publishing, demnächst „Normalmenschen“ und funktional gesehen die Sekretärinnen oder Sachbearbeiter in den Büros setzen (Satz im drucktechnischen Sinne herstellen)? Da damals die Fotosatzsysteme und deren Editoren explizite Kenntnis teilweise komplizierter Befehlssprachen verlangten, meinten die Herren (es gab in dieser Branche bis dato schlichtweg keine einflussreiche Frau), die Blondheit der Sekretärin-

nen verbiete auf ewig so etwas männer-heiliges wie Setzen. Ich hatte seinerzeit das Glück, sehr oft in den USA und in den Labors der progressiven IT-Firmen und der aufkommenden digitalen Printbranche unterwegs zu sein und sah mit eigenen Augen, wie auf Populär-Computern lauffähige Programme und Funktionen im Entstehen waren. Ich machte dutzende von Interviews mit Firmenlenkern (Adobe, Apple, EFI, Xerox und andere), die alle nur eins im Sinn hatten: die Druckvorstufe zu „demokratisieren“. Weg von teuren dedizierten Systemen, hin zu „Volkscomputern“. Nur in Deutschland (aber auch in Österreich, dort vor allem, und in der Schweiz) behaupteten „Experten“ hartnäckig ... siehe oben.

Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass alles, was ich von „über‘m Teich“ berichtete, wahr sein sollte. Dass mir die Realität längst recht gegeben hat, sei nur nebenbei erwähnt. Wichtiger ist vielleicht, dass nicht alles im Detail so gekommen ist, wie von mir prognostiziert, sondern noch viel heftiger und revolutionärer !!!!

NEIN, HERR WENKE, WIR WERDEN NIEMALS MEHR ARBEITEN ALS 35 STUNDEN DIE WOCHE

Kinder, waren das Zeiten! Jedes Jahr zig Prozente mehr Lohn und Gehalt, in Spitzenjahren auch mal mehr als zehn Prozent mehr! Und immer weniger Arbeitszeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es noch 48 Wochenstunden, in den 60er Jahren wurde unter dem Motto „Samstags gehört Vati mir“ die 40-Stunden-Woche Norm. Und die immer schon linksradikale Gewerkschaft Druck+Papier (heute in ver.di verschmolzen) unter einem Chefideologen und kurzzeitigen Vorsitzenden Dr. Detlef Hensche, bekennender Kommunist, ein im übrigen extrem intelligenter Mensch, schaffte es, den Arbeitgeberverband „über den Tisch zu ziehen“ und die 35-Stunden-Woche zu erkämpfen (der Trick war immer der gleiche, ganz simpel: man packte die Drucker an ihrer empfindlichsten Stelle, der Tageszeitungsproduktion). In einer Diskussionsrunde fragte ich Dr. Hensche, was nach der 35-Stunden-Woche käme. Seine Antwort, wie aus der Pistole geschossen: „Die

32-Stunden-Woche“. Und er bekräftige mehrfach ... siehe oben.

Nun dann, lieber Herr Hensche, dann organisieren Sie mal meinen Arbeits-Alltag. Ich wäre Ihnen dankbar dafür.

NEIN, HERR WENKE, MEHR ALS 10 SCHRIFTFAMILIEN BRAUCHEN WIR NICHT. UND HANDSATZ HAT ZUKUNFT.

Meine Diplom-Arbeit am Ende des Studiums der Druckereitechnik in Wuppertal beschäftigte sich mit den zukünftigen Chancen des Handsatzes! Ja, auch ich irrte mehr als gewaltig. Eine meiner Thesen: Fotosatz wird sich zwar durchsetzen, aber für so einfache Dinge wie Visitenkarten und dergleichen wird sich nur der Handsatz lohnen. Au ba-cke.

Zentrum meiner Arbeit war eine Umfrage unter allen führenden deutschen Layoutsetzereien (das waren die, die mehr Schriften als andere hatten und für Verlage und Druckereien einzelne Headlines für ein Schweinegeld herstellten). Eins der Ergebnisse: man kommt mit wenigen Schriften aus. Lieber eine Schriftfamilie gut ausgebaut als eine verwirrende Vielfalt einzelner Schnitte. Heute bekommt man mit jedem Normal-Betriebssystem ohne Aufpreis mehr Schriften ausgeliefert, als professionelle Setzereien vor 30, 40 Jahren zur Verfügung hatten! Experten schätzen die Vielzahl der grundsätzlich verschiedenen Schrift-fonts auf weit über 5.000 in derzeit verfügbaren mehr als 50.000 Font-Dateien, mal teuer, mal billig, mal kostenlos, mal rudimentär, mal alle Buchstaben aller Sprachen der gesamten Welt umfassend.

Ich will, ganz bewusst, hier etwas zu meiner Entschuldigung für diesen Irrtum (der mir im übrigen trotzdem das Abschluss-Diplom an der Hochschule eingebracht hat) sagen: Ich selbst habe mich während meiner Zeit, da ich begann, Fachjournalist zu werden und es permanent mit Entwicklern, Entrepreneuren und Experten zu tun hatte, sehr über meinen recht rasch erkannten fundamentalen Irrtum geärgert – und gewundert. Daraus entstand etwas ungemein Positives, wie ich zeitlebens fand. Nämlich eine intensive Forschungsarbeit über die doch eigentlich so simple und dennoch so unendlich komplizierte Frage: „Wie denkt der Mensch?“. Darin eingeschlossen: Warum macht er Denkfeh-

ler. Nach 25 Jahren intensiver Beschäftigung mit diesem Phänomen meine ich die Lösung gefunden zu haben. Sie ist so einfach, dass sie von jedem gesehen, aber nicht erkannt wird. Was es ist, habe ich in etlichen Arbeiten (auch via Homepage zugreifbar) dargelegt. Das nur als Hinweis für die, die sich die Mühe machen, intensiv Texte zu lesen.

NEIN, HERR WENKE, MEHR ALS 80 MEGABYTE HARDDISK WERDEN SIE FÜR DEN REST DES LEBENS NICHT BRAUCHEN

Ich war schon immer als Anwender Computerfreak (Die pure Technik hat mich nie interessiert, sondern immer nur, was man damit bewirken kann). Und so habe ich zum Leidwesen meiner die Finanzen versuchsweise zusammenhaltenden Frau des öfteren neue Computer gekauft („Muss das denn wirklich sein?“ – „Ja, weil ...“, es folgten für sie unverständliche Ausführungen). Eines Kaufes wollte mir mein seinerzeitiger Computerhändler etwas sehr, sehr Gutes tun. Es war 1995 und er meinte, sein sündhaft teures Angebot begründend, siehe oben.

Vor kurzem, 13 Jahre später, habe ich mir in meinem neuen Mac Pro schlappe 4 Terabyte „für‘n Appel und ‘n Ei“ gegönnt. Mit der Annahme, in zwei Jahren werden wohl 8 oder 16 TB daraus ... !
 $4.000.000.000 : 80.000.000 = 50$ mal mehr Kapazität. Und ich fürchte, auch die werden bald zu wenig sein.

Und noch ein Update: Derzeit jongliere ich mit insgesamt 25 TB. Weil Nullen so schön sind, hier der Wahrheit ungeschönte Dimensionen:

Mein erstes Computerlaufwerk, das am Wang-Computer, dem wunderbaren, konnte 256 KB speichern. Sagen wir der Einfachheit halber 250 KiloByte (da ein Byte 8 Bit hat, sind das 2.000 KBit).

$250 \times 1.000 = 250$ MB (MegaByte)

$250 \times 1.000.000$ (eine Millionen) = 250 GB (GigaByte)

$250 \times 1.000.000.000$ (eine Milliarde) = 250 TB (TerraByte).

Also, im Klartext: Seit 1983 hat sich meine persönlich-private Speicherkapazität auf das Milliardenfache vergrößert.

Mein erster Computer kostete so viel wie ein gebrauchter, aber gut gepflegter VW-Käfer.

Mein neuester Computer, der als Rechenleistung auch ungefähr 10.000.000 mal schneller ist, kostet so viel wie 10 Tankfüllungen für diesen VW Käfer ...

Wer's versteht: Willkommen im Club.

Der positive Irrtum:

NEIN, HERR WENKE, DEN ERFOLG VON DTP HATTE ICH MIR SO NICHT VORGESTELLT

Der diesen Satz sprach, war kein Geringerer als der Erfinder des Desktop Publishing selbst, Paul Brainard.

Ich hatte die Ehre, die Laudatio zu halten, als Paul Brainard 1994 die Gutenberg-Medaille erhielt, kaum übertrieben als Nobelpreis der Druckindustrie zu werten. Da ich ihn von vielen Gesprächen bei Seybold-Konferenzen in San Francisco her kannte und einige Male interviewt hatte, fachsimpelten wir damals über das, was so urplötzlich geworden war und vor allem, was noch kommen wird. Nehmen Sie mir bitte die Versicherung ab, selbst unsere kühnsten Prognosen, die von den meisten seinerzeit als „pure Spinnerei“ abgetan wurden, sind übertroffen worden.

Aus der Computerwoche: «Der Begriff „Desktop Publishing“ wurde am 28. Januar 1985 von Paul Brainard, Gründer und Präsident der Softwarefirma Aldus, auf der jährlichen Aktionärsversammlung der Firma Apple geprägt. Noch im selben Jahr bot Aldus mit dem "Page-maker" das erste DTP-Programm an.»

In der Tat, die Kombination Apple Mac + PageMaker war eine historische Wende in der Druckindustrie – das Ende der Gutenberg-Ära! Schön, dass sich auch die Väter des Erfolges über ihre Werke irren können :-)

Man hat die Erfindung des Internets schon oft mit der historischen Tat von Gutenberg verglichen. Das ist wahr und nicht wahr, zumal von Gutenberg eigentlich immer die falsche Story erzählt wird.

Für die meisten gilt Gutenberg als der Erfinder des Druckens. Das ist, mit Verlaub, völliger Quatsch. Was Gutenberg erfunden hat, in

Europa, nicht wissend, dass es diese Erfindung in Asien (genau: Korea) schon gab, sind die so genannten beweglichen Lettern, die Typen. Die Asiaten fertigten sie aus Ton, Gutenberg, gelernter Goldschmied, als einer Blei-Legierung. Diese Einzelletter ermöglichten es, eine Seite in verglichen mit bisheriger Herstellung der Druckstöcke (nämlich geschnitzt aus Holz, oft Buchenholz, daher der Begriff Buchstabe, also schmales Stöckchen aus Buchenholz) sehr viel geringer Zeit herzustellen. Zugleich konnten mehr Abdrucke davon gemacht werden, weil Metall widerstandsfähiger ist als Holz. Die Druckpresse, die Gutenberg benutzte, gab es längst und war für jene Holz-Druckstock-Vervielfältigungen intensiv im Einsatz.

Und genau so haben auch die Internet-Erfinder überhaupt nicht das Internet erfunden. Das Internet wurde erfunden im PARC, Palo Alto Research Center der damaligen Firma Rank Xerox Comp. Dort dachte man sich ein Datentransfer-Protokoll aus (TCP), das dann nur noch um einige Funktion ergänzt wurde (TCP/IP, IP steht für Internet-Protocol). Die ersten Internet-Übertragungen waren nur Bits und Bytes, die sich empfangenseitig zu dickgepixelten klobigen Buchstaben, Ziffern und Zeichen zusammensetzten. Fern, sehr fern von Grafik.

Die Grafik wurde – ebenfalls bei Rank Xerox erfunden. Paul Brainard war eigentlich Redakteur und hat als erster erkannt, welche Sprengkraft in der Entwicklung der so genannten grafischen Oberfläche lag, die bei Rank Xerox erfunden worden war. So gründete er mutig eine Firma namens Aldus (das bezieht sich auf einen der bedeutendsten Schriftschöpfer der Renaissance, Aldus Manutius, aus Venedig stammend). Brainard fand bei Apple, namentlich Steve Jobs, die richtigen Leute, die ebenfalls die Brisanz der Erfindung erkannten. Während Rank Xerox diese eigene Erfindung buchstäblich ignorierte, um nicht zu sagen, mit Füßen trat. Die deutschen Setzmaschinenhersteller, wie zuvor geschildert, schiefen selig und unwissend. Aus Frust über die Schlafmützigkeit von Rank Xerox (oder in der Ahnung, einmal Milliardär zu werden), verließen die beiden RX-Angestellten John Warnock und Charles „Chuck“ Geschke den Konzern und gründeten

Adobe (so hieß der Bach, an dem sie ihre erste Firma hatten, Adobe Creek in Palo Alto). Sie forcierten PostScript, damit wurde HTML (die Grundlage, um Inhalte und Gestaltung datentechnisch zu trennen und wieder verbinden zu können) technischer Standard, das ermöglichte grafische Ausgabe auf Bildschirmen und (Betonung auf und) Setzmaschinen bzw. Bürodruckern – und damit war der Weg frei für die Übertragung von gestalteten Seiten, so wie wir es heute im www-Teil des Internets kennen. – Paul Brainard war also der eigentliche Promotor von DTP und (abermals Betonung auf und) des Internets.

Und so halte ich noch heute für die vielleicht ausgezeichnetste Stunde meiner beruflichen Laufbahn, für den Mann, den man mit Johannes Gensfleisch gen. zu Gutenberg vergleicht (US-Amerika hat Gutenberg zum „Mann des Jahrtausends“ erklärt), als er den höchsten Preis, den die Druckindustrie zu vergeben hat, die Gutenberg-Medaille bekam, die Laudatio halten zu dürfen. Nicht alle Tage trifft man und nicht jeder begegnet Menschen, die einem Mann des Jahrtausends adäquat sind.

Im übrigen, da ich all diese Pioniere – und noch viele mehr – aus ihren Anfängen und damit auch ihren Intentionen, Zielen, Visionen kenne, ist kaum etwas, was heute als Sensation neu auf den Markt der grafischen Kommunikation samt dazugehöriger Technik kommt, fremd. Es ist alles schon vor 25 und mehr Jahren prognostiziert worden. Keiner wollte es glauben. Daher meine Suche nach „Wie denkt der Mensch?“.

Habe ich eigentlich schon gesagt, was meine Lieblings-Antwort auf diese Frage ist? „Wie, denkt der Mensch?“

Man beachte das Komma und für Schwergroschenfallende setze ich hinzu, setzen Sie vor dem Fragezeichen noch ein „überhaupt“.

====

Falls es jemanden interessiert, hier ein Auszug aus meiner Kundenliste. Nicht zum Angeben, sondern als Beleg, dass so manche kesse Bemerkung und Bewertung in diesem Werk möglicherweise eine gewisse Berechtigung haben könnte:

A&F Computersysteme, CH; Agfa Grafische Systeme, D; AM Digital, CH; a:prico Digitaldruck, D; arcus Verlag, D; auf der scho:n, A; Baur Versand, D; Bayer AG, D; Birkhäuser Verlag, CH; Doro Bucur, D; Bundesverband Druck, D; Canon, D + A; Ceylon Direkthilfe, C+LK; Chateau le Claire, D; CLC Nord Computer, D; columnum Beratungssozietät, D; delatfuture, CH; Desktop Dialog Verlag, D; Deutscher Drucker Verlag, D; Deutscher Fachverlag / Horizont,D; Druckladen im Gutenberg-Museum, Mainz, D; Druckmarkt, D+CH; Druck & Medien, Haymarket, D; Druckspiegel Verlag, D; drupa, weltgrößte Fachmesse Drucktechnik, D; equal, CH; Fachschriften-Verlag, D; Feldegg AG, CH; Ferag, CH; Finanzverwaltung NRW, D; FOGRA Forschungsinstitut, D; Fujifilm Europa, D+GB; gawu international, D+CH; gesycom, D+europaweit; gibZürich Kaderschule, CH; Goeke Fachhandel, D; Gmund Papier, D; graphax, CH; Grafisches Forum Zurich, CH; Grafische Revue, A; Gronenberg Druck und Medien, D; gugler, A; Heidelberger Druckmaschinen, D + intern.; impresse e-procurement, USA+D; IRD Institut für rationale Unternehmensführung, D+A+CH; ISW Interessengemeinschaft Solinger Wirtschaft, D; JPT AG, CH; KBA Druckmaschinen, D; Keller Satztechnik D; Konica Deutschland, D; Kromer-Druck, CH; LithoTronic Handel, CH; Linotype-Hell, D+weltweit; Louisgang Druck, D; Lucas Druck+Verlag, D; MAN-Druckmaschinen, D; Messe Dusseldorf, D+weltweit; Meyle + Müller Repro, D; miro Messebau, D; Océ, D+CH; ökologischer Werkhof Opladen, D; Paul Albrechts Verlag, D; Polygraph-Verlag, D; printmedia.tv, D; Rapp Buchkunst, D; Scangraphic, D; Scherrer Druck Neue Medien, D; Scheufelen Papier, D; SCS Schwarz Systemhaus, D; Schweizer Bundesbahn SBB, CH; siggset print & media, D; SPD Sozialdemokratische Partei Deutschlands, D; Swico, CH; Swiss Publishing Week, CH; Typon, CH; Typophil, CH; UGRA Forschungsinstitut, CH; VBDM Verband Bayerischer Druck- und Medienindustrie, D; vdma, Verband Dt. Masch.- und Anlagenbauer, Fachgruppe Druck + Papierverarbeitung, D; Verband deutscher Buchbindereien für Verlag und Industrie, D; Verband der Druckindustrie Nordrhein e.V., D; Verband der Schweizer Druckindustrie VSD, CH; Verband Druck- und Medientechnik, A; Verlag Normann Rentrop, D; VSD, Verband Schweizer Druckunternehmen, CH; viscom, CH; Wassermann Communication, A; Westdeutsche Landesbank, D; WRH-Marketing, D; X-Art, CH; Xeikon, B+weltweit; (Rank) Xerox, A+CH+D+USA+weltweit; Zipcon, D – und zig mehr ... ¶

EIN GEWISSER HERR J. W. v. G.

Klar, die Welt ist pervers, das wissen wir ja alle. Aber sie ist wirklich pervers. Vor allem, wie man heute mit Wissen und Erfahrung umgeht. Dass „Nachwuchs“ von den Eltern lernen muss – und nicht nur ‚kann‘ oder ‚soll‘ – zeigt der Blick in die animalische Natur. Menschliche Gesellschaften („Völker“, „Kulturen“) der Vergangenheit haben es als undiskutiert selbstverständlich angesehen, die ‚Weisheit des Alters‘ als Geschenk von großem Nutzen zu sehen.

In diesem Sinne entwickelte sich auch – weltweit, wo immer sie entstand – „Literatur“ (erst mündlich, erst sehr viel später schriftlich wieder- und weitergegeben), Sitte und Tradition, Moral und Kultur, aus diesen allem Religion, Ethik, Recht/-sprechung.

Bis das Kino kam und bald das Fernsehen. Seit dem gelten Effekte und Schockierendes, Artifizielles vor allem in Form von Computeranimation als „Kunst“, die der ursprünglichen Bedeutung von Dichtkunst längst den Rang abgelaufen hat.

Das ist mir widerlich. So sehr, dass ich seit ungefähr zwanzig Jahren nicht mehr im Kino war. Was ich im Fernsehen – und auf den inzwischen massenhaften Internet-Plattformen – an „Film“ in Schnipseln und Ausschnitten sehe, – ich könnte jetzt gepflegt formulieren „entspricht nicht meinen Vorstellungen gepflegter Unterhaltung gepaart mit Erkenntnissen“, nein, ich sage es direkter: Es kotzt mich an. Es widert mich an. Es eckelt mich.

Da werde ich doch gern, mit frohem Herzen und heiterem Gemüt, zum Sonderling und halte mich vom Schwachsinn fern, der heutzutage über die Bildschirme aller Art flimmert. Andere mögen das lieben. Es ist mir so etwas von scheißegal. Warum sollte ich mich mit Schund befassen, wo es Wertvolles und schönes, sinnhaltiges und Er-

bauendes zu Hauf gibt. Gab. In der Vergangenheit, zum Glück bis heute erhalten.

Allen voran – für mich, ein jeder mag da seine eigenen, anderen Favoriten haben – ein Johann Wolfgang von Goethe. Seine Gedichte und Moritaten sind ganz zweifellos des Lesens und Bedenkens wert, ja – auch. Eins der von mir am meisten gemochten ist

Beherzigung

Ach, was soll der Mensch verlangen?

Ist es besser, ruhig bleiben,

Klammernd fest sich anzuhangen?

Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?

Soll er unter Zelten leben?

Soll er auf die Felsen trauen?

Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!

Sehe jeder, wie er's treibe,

Sehe jeder, wo er bleibe,

Und wer steht, daß er nicht falle!

Doch für das genialste Stück der gesamten (mir bekannten) Literatur halte ich Faust I. Ich weiß mich da nicht alleine zu sein. Es ist schon geist-antörnend und gleichzeitig atemberaubend wie dort, nach den Worten im Vorspiel

So schreiet in dem engen Bretterhaus

Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,

Und wandelt, mit bedächtger Schnelle,

Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle.

Bretterhaus mein Bühne; die Bühne, die die Welt bedeutet. – Ironische Anmerkung: Goethe war doch Hesse, wieso schwäbelt er hier, indem er (gar zu köstlich) von ‚bedächtger Schnelle‘ redet; das können doch nur die Schwaben mit ihrem ‚Wart‘ mal g’schwind!“. Egal –

Es ist genial, was Goethe in seinem ‚Vorspiel auf dem Theater‘ beschreibt. Erst einmal der dramaturgische Trick, einem Theaterstück

voranzustellen, warum und wie es entstanden ist, welche Bedeutung es hat. Es entstand vor pi mal Daumen 200 Jahren – und nimmt auf den Punkt genau damit und dem Inhalt des Vorspiels insgesamt die heutige multimediale Welt vorweg.

Keiner denn Goethe beschreibt im Vorspiel zu Faust I so präzise und allumfassend, wie Medien, Marketing und Kommunikation funktionieren. Bei der Recherche, ein Theaterstück zu schreiben, dass sich mit eben jenen Themen befasst, bin ich darauf gestoßen.

Ich habe die „Übersetzung“ der Sprache Goethes und der Szenen auf dem Theater in die heutige Welt der Medien und Werbung zu meinem beruflichen Generalthema gemacht. Bislang habe ich keinen gefunden, der dem, was ich darüber verfasst – und in ungezählten Vorträgen vorgetragen – habe, widersprochen hätte. Nicht mein Verdienst, sondern das von meinem Kumpel Goethe :-))

Er erkannte,

*Alles Gescheite
ist schon gedacht worden,
man mu nur versuchen,
es noch einmal zu denken.*

Weshalb, was heute so Sache und angesagt ist, Goethe vor zwei Jahrhunderten beschreiben konnte (das Geheimnis, warum? – Gar keins. Er beschrieb die Menschen. Und die haben sich nicht verändert.):

*«Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.»*

- . - . - . -

*«Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und was das Allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale,
Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt.»*

- . - . - . -

*«In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und aufbaut.»*

Es war der Deutschlehrer Wilhelm Bramann auf dem Aufbauzug Zweigstraße, der mit seiner didaktisch strengen, jedoch stets liberal tiefeschürfenden Art und Ansichten bei mir die Lust an Texten weckte, ganz eindeutig im Nachhinein betrachtet. Er gab mir die Ahnung mit, dass deutsche Sprache eine nicht enden wollende Kraft hat, Nuancen auszudrücken und zu jedem Gedanken, jeder Vision, jeder Emotion die rechten Worte parat hält – man muss sie nur im richtigen Moment richtig benutzen und kombinieren.

Neulich habe ich aus solchen Gedankenverwirbelungen eine typographische Oper (selbst erfundener Begriff) gemacht, festgehalten im Film. Sie hatte Premiere auf richtig großer Leinwand im Lumen-Kino in den Clemens-Galerien Solingen. Streng genommen habe ich 30 Jahre gebraucht, um eine inhalts-bedeutungsvolle Symbiose der Gedanken von Goethe, Einstein und Möbius hinzubekommen. Goethe hat 35 Jahre für den Faust gebraucht, da war ich doch noch schnell ...? Und ich hatte auch 9 Zuschauer bei der Premiere (es liefern nämlich noch ein Dutzend andere Veranstaltungen parallel); ich weiß gar nicht, ob Goethe immer so viele hatte ... ?

Break. Wenk'sche Aphorismen zu Widersprüchlichem:

*Wem noch wenig Zeit bleibt, sollte großzügig damit umgehen.
Hetze verlangsamt nämlich nie die Uhr.
Im Gegenteil.*

*Wenn der Teufel wirklich
das Gegenteil Gottes wäre,
dann wüssten aber wirklich
viele Menschen, was göttlich ist.*

*Zwischen achten und üchten
liegen nur zwei Punkte.
Wenig eigentlich
für so ein massives Gegenteil.*

*Dass im Realen Mystisches verborgen liegt,
ist kein Widerspruch.
Doch jedes für sich ist nichts wert,
weil es nur durch sein Gegenteil lebt.*

*Jeder Mensch ist unersetzlich.
Damit uns das nicht so schmerzt,
behaupten wir ständig das Gegenteil.*

*Fragen zu haben ist viel spannender
als Antworten zu kennen.*

*Freu Dich des Regens.
Denn nur so macht Sonne Sinn.*

*Früher war das Dorf die ganze Welt.
Heute ist die ganze Welt ein Dorf.*

*Früher klagten die Alten,
dass früher alles besser war.
Heute klagen die Jungen,
dass es noch nie gut gewesen sei.*

*Ich will mich
bei meinen Gedanken bedanken
und meiner Bedenken gedenken.*

*Im Ruhestand
hält kaum einer
der Ruhe stand.*

*Man kann sitzen und warten.
Dann heißt es:
„Tu doch endlich ‘was!“
Dann macht man, und es heißt:
„Nun geb ‘ aber auch mal Ruhe!“*

... es könnte stundenlang so weitergehen. ♪

HOME BASE SOLINGEN

Bis dato bin ich Solinger durch und durch. Geboren in der Bethesda, also Solingen-Innenstadt. Frühe Kindheit auf der Teufelsinsel, Randgebiet der Innenstadt. Dann 15 Jahre Weegerhof, der die Kindheit und Jugend prägende Teil; per Definition ab da vorläufig Höhscheider. Nach der Hochzeit 1969 wohnend auf der Morgenstraße, nahe dem Friedhof Höhscheid. Danach Umzug auf die Germanenstraße, Ecke Frankenstraße – als Wahl- und Politbezirk damit Gräfrather, 14 Jahre. Danach wieder „Mitte“, aber Peripherie, gemietetes Häuschen am Geilenberger Weg. Und von dort 1988 Übersiedlung in Solingens östlichsten Siedlungsbereich Hasseldelle, wiederum „Rand Innenstadt“. Immerhin: Bushaltestelle 1 Gehminute vom Haus, laut Fahrplan in 12 Minuten in der Innenstadt.

Verkehrsmäßig ist Solingen absolut günstig gelegen, darüber an anderer Stelle Detaillierteres. Dass hier mein Laptop, PC, meine Internet-Connections waren bedeutet zugleich, in mancherlei beruflich-fachlicher, aber durchaus auch Aspekten der Entwicklung oder besser gesagt Veränderung der Grafischen Industrie war Solingen – unbekannt von Solingern – ein nicht unwichtiger Hub. Hub heißt Nabe, und im Computereinglisch ist ein Hub etwas, um das sich manches dreht oder andockt.

Vor allem aber konnte der Kontrast oft nicht größer sein zwischen Solingen und dem, was ich vor allem auf journalistischen Reisen erlebt habe. Einmaligkeiten, Kuriositäten, auf- und anregende Besonderheiten. Und dann kam man, adrenalin-vollgepumpt, von irgendwo auf der Welt zurück – und erst mal runter. Denn in dieser Zeit, in der ich beruflich extrem reise-aktiv war, schlief Solingen den Todesschlaf der Sehnsucht, sich selbst und sonst niemanden und nichts in der Welt genügen zu müssen. Hätten sie wenigstens ersteres geschafft.

Was ich in der Welt erlebt habe, wag(t)e ich kaum zu erzählen; oft genug wurde ich für „ja, ja, der Wenke!“ für einen Spinner oder Sonderling gehalten – und das war ich ja auch, ganz klar. Aber eben, mit Phantasien und mit abseits der Norm und des Normalen kommt man in Solingen halt nicht immer gut zurecht, um zu vermeiden sagen zu müssen, überhaupt nicht zurecht.

Ein paar von vielen Highlights, ongererëin jekocht, wie es der Solinger Lieblingsspeise ist.

An immerhin drei Original-Location der James-Bond-Filme war und wohnte ich bzw. wir, also meine Frau und ich. Die berühmten Felsen in Asien, wie Zahnstümpfe aus dem Meer ragend und Bond davor in einsamer Bucht. Wir waren in dieser Bucht. Einsam. Ohne Rummel. Heute ist da Kirmes ohne Ende. Gewohnt in einem Zimmer mit dem Filmkulissen-Balkon des Hilton-Hotels in Miami. Ohne Aufpreis, einfach nur, weil Nebensaison war. Und im Spielcasino bzw. Hotelgarten in Nassau, Bahamas – herrlich gegessen und getrunken just da, wo sich einst Bond tummelte.

Einsamkeit auf die Spitze getrieben, wortwörtlich: Morgens um 11 Stunden zuvor frisch gefangenen kanadischen Wildlachs frisch gegrillt bei im Echteis gekühlten Champagner mitten auf einem unwegsamen Gletscher in den Bergen nahe Vancouver, Kanada; hoch- und eingeflogen mit einem Helikopter. Während des Schmauses: Mozart-Musik schallte über die Einsamkeit der vergletscherten Bergwelt. Irre, total abgedreht unwirklich, aber total real – und unvergesslich.

Kurz danach Helmtauchen auf den Bahamas – mit so richtig dicken Kugeln auf dem Kopf. Und danach raus mit einem was-weiß-ich-wieviel-hundert-PS-Speedboat aufs Meer zum Angeln. Wiederum verrückt bis zum Unglaublichkeit: Zwei Journalisten-Kollegen und ich hatten zwar Lust an der Bootsfahrt, hielten jedoch Angeln nur so aus Spaß für unnötigen Fischmord. Also saßen wir auf der sündhaft teuren Yacht (zum Glück war's Sponsoring) – und spielten Skat. Die Skipper hielten uns für völlig durchgeknallt; na ja, war es ja auch. Skat auf einer Luxusyacht in Bahama-Gewässern. Schließlich nötigte man uns doch noch eine Angel auf. ‚Nun gut‘, dachte ich mir, ein bißchen Heming-

way ist ja auch in mir, und posierte werbefoto-wirksam mit der Hochseeangel am Heck. Plötzlich ein Ruck an der Angel, es zog mit fast über Bord und wildes Geschrei der Crew: „Shark, Shark!“. Also Haie. Unglaubliches war geschehen. An meinem (kleinen) Köderfisch hatte ein dicker Fisch angebissen, der hing am Haken und zappelte; für einen wahrscheinlich sehr dicht am Boot schwimmenden Hai das Signal, seinerseits den Fisch zu schnappen – und nun hing der Hai an meinem Haken! Da war nix mehr mit Hemingway, da war purer Kampf angesagt, Mann gegen Hai. Der Hai gewann. Er war so klug, den Fisch, den er schon mit seinen Widerhakenzähnen ins Maul gezerrt hatte, loszulassen und so mir zu entkommen. Ich hätte ihn sonst an Bord eigenhändig erwürgt und Fischstäbchen aus ihm gemacht. – So wie es dem einzigen wirklich von mir gefangenen Fisch in Finnland erging, 1968, als hippipippi-flower-power-haben-wir-uns-alle-lieb angesagt war. Kaum aus dem Wasser gezogen schauten sich Fisch und ich Auge in Auge und ich beschloss, ein Fisch gehört zurück ins Wasser und abends gab's dann glaub ich irgendwie Rentierfleisch, aber das musste ich ja nicht selbst angeln.

Apropos Hemingway, of course habe ich einen Whiskey in Sloppy Joe's Bar in Key West, Florida, geschlürft. Mittags um 12, mutterseelenallein an der langen Bartheke. Ähnliches in Ooray, Colorado, Goldgräber-Town. Ich bestand darauf, dass mir der Keeper das Glas fünf Meter über die Theke schlittert. Was so einfach aussieht im Film und Fernsehen: Leute, es klappt wirklich ganz einfach!

So wie auch in Tombstone, Arizona, der berühmten diesmal nicht Film-, sondern Echt-Stadt amerikanischer Schurkengeschichte. Das Shooting 1881 am O. K. Corral: Wyatt Earp, Doc Holliday, die Clanton-Brüder – ganz großer Filmmythos, einer der bekanntesten Filme der Welt. Und der Wenke in wirklicher Cowboy-Kleidung (kann man in den USA bequem kaufen) mitten in der Kulisse, die eigentlich gar keine, sondern Realität ist. Auch da Whiskey am Bartresen, who cares. – Hätten wir uns nicht verkleidet, wir wären aufgefallen. Bei den US-Bürgern und Menschen aus aller Welt ist es Kult, dort stilgerecht rumzustiefeln. Köln hat seinen Karneval, Tombstone seinen Friedhof

mit den unglaublichen Grabsteinen auf mystischen Gräbern: voll von Gehängten, Gemordeten, Gelynchten. Makaberster: „Here lies George ... hanged by mistake 1882 He was right, we was wrong, but we strung him up, an now he's gone.“ Einsamer Tod.

Aprupos Einsamkeit, es geht weiter: Eine der tiefsten Erinnerungen waren an jene 10 Minuten, auf denen ich auf einer Aussichtsplattform an den Niagara Falls stand. Was nichts außergewöhnliches wäre, wären die Fälle nicht ein riesiger Eisblock gewesen, mitten im Winter – und hätte ich nicht mutterseelenallein dort gestanden. Ohne jegliche andere Menschen in Sichtweite. Nur wir beide, die Fälle und ich. Die Fälle tosend, ich ganz still. Ein völlig irrer Moment.

Ähnlich dem um vier Uhr morgens auf dem Times Square, einem der belebtesten Punkte New Yorks, dort kreuzt der Broadway die 7th Ave. Man kennt diesen kleinen Platz im Hochhausdschungel von Bildern: Gleißend helle, blinkende, grelle Leuchtreklamen. Und unten flitzen die Yellow Cabs, die typischen New Yorker Taxis. Morgens um vier: nur der Times Square und ich – sonst niemand da; New York schläft. Warum ich um vier so wach war? Ganz einfach: Jetlag, die innere Uhr war da schon 10 Uhr morgens.

6 Uhr abends war es, als meine Frau und ich ebenfalls völlig alleine, in einer nicht beschreibbaren akustischen Szenerie zwischen körperlich spürbarer Stille, einsamen Geläut von Tempelglocken und dem Mampfen der Kühle auf den Treppenstufen des zentralen Tempels auf dem Durbar Square in Kathmandu saßen. Sonst kaum ein Mensch zu sehen; einige nur, die in andern Tempeln beteten. Auf dem Platz ‚heilige Kühle‘, mampfend-muhend. Ein Gefühl, das unbeschreibbar ist, weil man ganz real um einige Jahrhunderte in eine Zeit zurückversetzt wird, die es heute nicht mehr gibt. Eine unverfälschte Szenerie der Vergangenheit; es war in den Anfang 1980er Jahren und weder Tourismus noch Erdbeben hatten zerstört, was ich hier beschreibe. Das ganze gibt es heute so nicht mehr, nie mehr. Ähnliches Gefühle und Gedanken an manchem Feldrain in Asien: Da sieht man Menschen, die von Büffeln Holzpflüge ziehen lassen, so wie dies seit unendlich scheinenden Jahrhunderten zuvor geschah – und man selbst hat die

modernste Kamera und einen Laptop dabei (damals gab's jedoch noch keine Mobiltelefone). Kontrast, der Gänsehaut erzeugt.

Wie auch völlig allein und einsam auf dem Sirigiya-Felsen ziemlich in der Mitte Ceylons. Um vier Uhr in der Dunkelheit aufgestanden, einen steinigen, steilen, wahrlich nicht ungefährlichen Pfad hinaufgestiegen – nein, man muss schon sagen hinaufgepilgert –, um dann oben angekommen, erschöpft, aber sauerstoff-gedopt und vor Freude high, den unbeschreiblich schönen Sonnenaufgang über einem Heer von Kokospalmen-Plantagen zu erleben. Einsam, allein – der unabdingbare Führer (ohne deren Hilfe das Besteigen keinem Touristen möglich wäre) in diskreter Entfernung. Allein mit der Welt. – – Wundert es da, dass wir natürlich auch jenen Punkt auf Ceylon besucht haben, der offiziell World's End heißt?!

Man kann aber auch mitten im Trubel einsam sein. Anlässlich der Pressekonferenz zur welt-letztmaligen Vorstellung einer neuen, bedeutenden Druckschrift, der Rotis von Otl Aicher, in Paris. Otl Aicher ist kein geringerer als der Erfinder der Pictogramme, wie wir sie seit den Olympischen Spielen 1972 im allgemeinen kennen. Er war es, der die damals als revolutionär geltenden Farbkombinationen und eben jene Pictogramme schuf, mit deren Hilfe sich jeder zurechtfind, völlig unabhängig von der Sprache. Abends saßen wir im Le Fouquet's an der Champs Élysées, was – um es mit Understatement auszudrücken – nicht die schlechteste Wahl ist. Berauscht vom Erfolg dieser weltweit beachteten Präsentation (nie mehr später gab es einen solchen Hype um eine Druckschrift) fragte mich der damalige Geschäftsführer der die Schrift verlegenden Satzsystemfirma Compugraphic, einer Agfa-Tochter, Horst Höhn, ob ich aus der Karte nicht einen besonderen Wein aussuchen könnte, ich verstehe ja etwas davon. Im Glauben, es sei für die engere Sitzgruppe Otl Aicher, der Geschäftsführer, mein Geschäftspartner (damals Marketingleiter für Compugraphic) und ich bestimmt, fiel meine Wahl auf einen Wein, von dem ich immer gelesen hatte, den ich mir aber privat nie würde erlauben können. Ironisch fragte ich noch, ob ein wenig Geld in der Portokasse sei und bestellte die Rarität. Der Wirt, nicht faul, fragte in die zwar überschaubare, aber

dennoch vielköpfige Runde der übrigen Journalisten beiläufig „Die Herren trinken auch Wein?!“. Ja, es war die teuerste Bewirtungsrechnung im Lebenslauf des an und für sich sehr erfolgreichen Unternehmens Compugraphic.

Danach wieder dieser Moment der genüßlichen Einsamkeit. Mein Hotelzimmer hatte einen Balkon und vom Balkon hatte man einen völlig freien Blick auf den sehr nahe Eiffelturm, und zwar in voller Höhe vom Fundament bis zur Spitze. Und so saß ich, es war eine laue Sommernacht, nachts von ungefähr eins bis drei auf dem Balkon, die Straße für Paris ungewöhnlich ausgestorbenen, der Eiffelturm in voller Pracht beleuchtet – nur für mich! So schien es mir. Unvergessliche Momente.

Das kann auch nur einem Solinger passieren. Zu Hause in der Stadt hört er von allen Mitbewohnern, hier in Solingen sei ja nichts los, es wäre die pure Langeweile und Leere, die einem hier begegnete. Und was macht dieser Solinger? Er fährt hinaus in die Welt und sucht – die Leere, die Einsamkeit, das für sich allein sein.

Snobismus pur. In Solingen muss man sich nur auf den Graf-Wilhelm-Platz stellen, dem eigentlichen Mittelpunkt der Stadt, und man ist ziemlich allein. Das kann jeder. Aber einen Eiffelturm nur für sich, oder Times Square, oder die Niagarafälle, oder Kathmandu und mehr – das muss man erst mal bringen :-)

– Noch so ein einsamer Moment, zusammen mit meiner Frau. In Dhulikhel, rund 25 km von Kathmandu in Nepal, im Garten des Dhulikhel Lodge Resorts, mittags, strahlend blauer Himmel. Außer uns niemand da. vor uns ein weites Tal und dahinter, majestätisch in den Himmel ragend, 140 km entfernt und doch so groß, dass er den Blick in der absolut glasklaren Luft wie magisch anzog, der – Mount Everest. Ganz für uns allein. Jedes Postkartenbild davon hätten wir als Kitsch und unecht strikt zurückgewiesen. Nur der Himalaya mit seinem Höhenkönig und wir. Ringsumher Stille, einfach nur Stille.

Wir beschlossen, hier möchten wir begraben liegen. Gleichwohl, dann sieht man ja nichts mehr. Dennoch. Der Wunsch wird Wunsch bleiben. Unser Testament sieht Elementareres vor, nämlich Feuer und danach Wasser. Ich muss nicht in Solinger Heimat Erde mo-

dern. Im Solinger Modder habe ich als Kind genug gequast. Und bekam immer Schimpfe dafür. Keinen Bock mehr drauf.

OFT DA, SELTEN HIER

Viele, sehr viele Reisen sind meine schönsten Erinnerungen, sei es private oder berufliche. Denn zumindest damals ging man mit Journalisten höflich und zuvorkommend um und war der Überzeugung, man müsse sie bei Laune halten. – Nach heutigem Verständnis klingt das nach Bestechung, was ich für horrenden Quatsch halte. Die Tätigkeit in den Redaktionen, das Reisen zu Konferenzen, zu Interviews und Reportagen war und ist keine Angelegenheit, die den Körper unbelastet lässt. Es strengt an, macht müde. Wenn man dann von einer Firma zwecks Pressekonferenz oder Systemherstellung irgendwo hingekarrt wird: Sorry, ist es Laune machend, so eine Anfahrt im Nahverkehr 2. Klasse machen zu müssen und als Verpflegung nur ein Butterbrot aus der Convenience-Verpackung zu bekommen? Oder in der Jugendherberge im Stockbett zu schlafen? Warum sollten die, die für andere Menschen arbeiten, bestraft werden? (*Ok, ok, ich weiß, weil es inzwischen genau so zum Normalfall geworden ist. Und überall auf der Welt die Zivilgesellschaften die Kraft verloren haben, sich dagegen zu wehren. – Es macht mich immer noch basis-sozialistisch wütend wenn ich sehe, wir gering heute richtiges Arbeiten eingeschätzt wird. Und es be- trübt mich aufs Maximale, dass angeblich sozial orientierte Parteien dies auch noch nach Kräften fördern. Alleine dieses Thema gäbe ein ganzes Buch voll von Beispielen und Missständen.*)

DIE 90-PROZENT-GRENZE

Mein Lieblingsswitz, leider versteht ihn so gut wie keiner:

Geht ein Journalist an einer Kneipe vorbei ...

Das war er. – Nun kann man darüber moralisieren, Ärzte von Fettleber reden, den Teufel an die Wand malen. Und doch war oder ist das Leben so. Als Journalist erfährt man die wirklich wichtigen Dinge erst ab einem gewissen, individuell verschiedenen Promillepegel seiner Gesprächspartner. Und was man da erfährt, darf man fast immer nie

schreiben. Niemals direkt und mit Personenbezug. Man würde seine Informationsquellen sofort zuschütten, man wäre gebannt.

Alt-Bonn funktionierte Jahrzehnte so. Treffen in Kneipen-Hinterzimmern zwischen Politikern und Journalisten. Eiserner Grundsatz, ich glaube, er wurde nie gebrochen: Keine Veröffentlichung über Privates der Gesprächspartner und ihre Vorlieben für Wein, Weib und Gesang. Ein absolutes Tabu. Die Belohnung: Hintergrundwissen, das dem einzelnen Journalisten einen entscheidenden Vorsprung vor seiner Konkurrenz-Meute gab. Das war nicht nur in Bonn so, auch in Fachkreisen war es (zumindest in der Zeit, in der ich aktiv war). Das machte die Nächte oft kurz – ersparte aber auch viel Recherchieren und ergab Verbindungen, die für beide Seiten nützlich waren.

Das Leben ist kein Ponystall. Und die Wirtschaft keine Zone der Kuscheligkeit. Es geht „knallhart“ zu mit ungeschriebenen oder auch existenten Gesetzen, die keine ungestraft missachtet. Beispiel: Nach US-amerikanischem Recht ist es eines der heikelsten Kapitel, aktienkurs-relevante Informationen zu einem falschen Zeitpunkt und/oder an Personen zu geben, die sich damit einen Vorsprung („Insider“) verschaffen könnten. Das ist extrem hinderlich bei innovativen Produkten und Systementwicklungen, über die ein Fachjournalist nun einmal zu schreiben hat. Ergo war es stets von maximalem Vorteil, in ruhiger und inspirierender Atmosphäre Menschen kennenzulernen, Beziehungen zu festigen und gemeinsam Brainstormings zu wagen, so dass man über Grundsätzliches Bescheid wusste und die richtigen Prognosen machen konnte, ohne Produkte und Firmen zu erwähnen. Ansonsten wäre man purer Schreiberling gewesen, der offizielle Statements mit leichter Umarbeitung in den Compi kloppt. Grausam.

Schweigen war also das Geheimnis des Wissensvorsprungs. Um so mehr kann man schwelgen über die Orte, an denen Tagungen, Konferenzen, Begegnungen stattfanden. Ob die Redoute in Bad Godesberg (ein für die Bundesrepublik geschichtsgeschwängelter Ort) oder das Steigenberger in Neu Isenburg (250 schwarzgekleidete Werbe-Päpste schaufeln in weniger als einer Viertelstunde ungefähr 50 Kilo Nachtisch weg), ob in und auf englischen Landschlössern und in

ländlichen Pubs, die in keiner Filmkulisse typischer sein könnten, der Aussichtsplattform der New Yorker (später von Flugzeugen getroffen) Twin Towers, ob im Casino von Monte Carlo oder im Konferenzraum der Color Line Fähre nach Helsinki und zurück (nie früher und später habe ich bei einem Vortrag so geschwankt); ein Picnic auf der Parkwiese in Boston/Mass. (USA), Musik – nicht vom Kofferradio, sondern aus der Konzertmuschel, in die sich das echte wahre wirkliche Boston Symphony Orchestra-Ensemble kuschelte. Eine verrückte Meute waren wir. Auf einem Flug FRA-JFK (also New York), Business-Class im Buckel des Jumbo-Jets, schlug unsere soziale Sozialistenseele. Wir befreiten offiziell die belastete Stewardess von ihrer schweren Aufgabe, uns ständig Getränke an den Platz bringen zu müssen, indem wir mit zwei, drei Kerlen ganz einfach die Bar übernahmen. Damals lachte man über so etwas, heute würden für so etwas wahrscheinlich militärische Abfangjäger den Jumbo zum nächstbesten Notlandflughafen eskortieren. Reiten in der Wüste von Arizona, auf touristengeplagten Klappergäulen: Vor uns Marlboro-Reklame, so weit das Auge reichte. Kitsch as Kitsch can.

Und doch hatten meine Lieblingsreisen auch viel mit Solingen zu tun. Der Bahnhof liegt extrem ideal. Vor allem Richtung Süden; damals, als noch alle Intercitys die linksrheinische Strecke über Bonn und Koblenz, Mainz führen. Meist hatte ich eine Platzkarte gebucht, doch in Ohligs eingestiegen hatte man bis Köln – da kam drängelnd und wüst-wild die Meute in die Waggons gestürmt – Zeit genug, einen eventuell besseren, nicht reservierten Platz zu finden. Nach Norden (Hamburg zum Beispiel) ging das auch, weil man vor Dortmund diese Auswahlchance hatte. Kurz hinter Bonn, Richtung Frankfurt oder Mannheim, kommt die Zugstrecke dem Rhein sehr nahe. Und dann fährt man für gute anderthalb Stunden durch das schönste mitteleuropäische Flusstal (vor allem im Abschnitt Mittelrhein mit der Loreley) – ein überwältigender Anblick zu allen Jahreszeiten vom Solo-Sessel 1. Klasse aus – ein Glas Rotwein oder den Laptop vor sich; oder beides. Ich glaube, ich bin die Strecke weit über 250 Mal gefahren und jedes

Mal habe ich mich an den Farb- und Lichtstimmungen erfreut. Schönstes Kino, live.

Kiel, Lübeck, Hamburg, Bremen, Hannover, Bielefeld, Eisenach, Berlin, Dresden, Leipzig, Bielefeld, Bad Wildungen, Bad Harzburg, Düsseldorf, Wuppertal, Köln, Bonn, Aachen, Kassel, Siegen, Gummersbach, Mainz, Trier, Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Bayreuth, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Pforzheim, Augsburg, München, Bodensee, Schwarzwald ... gibt es eine (west-) deutsche Stadt, in der ich nicht war? Viele nicht. Aber auch „drumherum“: Antwerpen, Brüssel, Paris, Basel, Zürich, Zug, Luzern, Winterthur, St. Gallen, Interlaken, Genf, Biel, Innsbruck, Klagenfurt, Graz, Wien, Melk, Krems, St. Pölten, Budapest, Mailand, Rom, Florenz, ...

Und privat?! Wir haben das Glück gehabt, zu einer Zeit einiges an Geld zu verdienen, als Deutsche noch lieber nach Bayern, Österreich, Italien, Mallorca fahren, um Urlaub zu machen. Fernreisen, Besuche „exotischer“ Länder galten als Spleen von Spinnern. Und wir hatten das Glück, dass Neckermann-Reisen damals Marktführer werden wollte und immer neue Destinationen erschloss. Für eine ganze Weile haben wir es uns dann sportlich zur Methode gemacht, immer als „zweiter Schub“ zu neuen Neckermann-Zielen zu reisen. Die ersten bekamen noch die Fehler und Holprigkeiten mit, die zweiten stießen auf meist unglaublich leere Hotels und Strände – was heute unbezahlbar bis unmöglich ist.

Auf Sri Lanka hatten wir mehr als einmal ein Hotel für uns; mit Stränden, an denen weit und breit kaum andere Personen zu sehen waren. Koh Samui in Thailand kennen wir als total einsame Chaweng-Beach, heute ist dort Dauer-Puff und 24-Stunden-Halligalli. Wir kennen Bangkok, als man bei Juwelieren und Händlern noch nach alter Sitte hofiert und beim Kaufgespräch bewirtet wurde. Wir waren auf Sumatra in Gegenden, in denen der Kannibalismus soooooo lange auch noch nicht her war. In einem solchen Dorf kam eine alte, zahnlose Frau auf mich zu und zwickte mir dauernd in den Arm – Fleischprobe. Meine Frau Monika, mit Anflug von Panik „Schorsch, komm weg, komm

weg!“. Dabei wollte die Alte mit Sicherheit nichts anderes als sich zu überzeugen, ob das Weiße echt oder aufgemalte Tünche war. – Der Tanah Lot-Tempel auf Bali, im Sonnenuntergang ganz alleine für uns. Heute ein Touristenrummel wie der Sunset Point in Key West, Florida, wo wir mit nur wenigen anderen das Eintauchen der Sonne ins Meer traditionsgemäß mit Beifall begleiten durften. Städte in Marokko, die noch Bilderbuch waren. Samt Himmel, in der völlig unbelasteten Wüstenluft. So großartig habe ich später nie mehr wieder die Milchstraße gesehen. Und, und, und. Dörfer in Frankreich, der Auvergne, in denen ich zehnmals am Tag gesagt habe, wenn nun die drei Musketiere um die Ecke geritten kämen, es wäre völlig normal. Eine Bootsfahrt auf dem Lake Powell nahe Las Vegas, auf einem 200-PS-Boot – allein auf dem weiten See (Schiss in der Hose, die einzige Tankstelle überhaupt zwischendurch, unabdingbar für die Rückfahrt, zu verpassen eingeschlossen). Als einzige „internationale“ Gäste auf einem Jazzfestival in Penticton am Okanagan Lake, Kanada. Wir waren so um die 50 Jahre alt. Und damit nicht nur die aus „vom weitesten weg“ – sondern auch die jüngsten. Mit Cowboyhut umsäuselt von Harfenmusik zum Frühstücken in der Bar vom Fairmont Château Hotel am Lake Louise, der kanadischen Szenerie, die überhaupt denkbar ist. Danach Holzhacken für den Ofen in unserem Chalet-Zimmer. Als ich fertig war, meldete das Fernsehen, Prinzessin Diana sei tot. Tragisch. Aber in den Wäldern Kanadas bekommt man eine andere Sicht der Dinge – die Welt ist so weit weg. Und man lebt anders, in der Tat individueller. Ich seit diesem Urlaub mit Vollbart übrigens. Kanada hat das, was man auch in Asien findet: Spiritualität. Nur kann man in Kanada einsam leben, in Asien selten.

Auf Sri Lanka, in einer zerfallenen, doch geradezu mystisch wirkenden Tempelanlage. Es war unglaublich heiß, über 40 Grad und über 90 % Luftfeuchtigkeit. Jeder Schritt eine Mühe. Ich kam auf die großartige Idee, mich im Lotus-Sitz (mit überkreuzten Beinen) in einen schattigen Winkel der Mauern zu setzen. Klugerweise hatte ich sowieso einen Sarong an, einen Wickelrock, den traditionell in vielen asiatischen Ländern die Männer tragen. Geplant war, ein wenig zu Me-

ditieren. Es wurde daraus, nur Minuten später, ein tiefer, fester Schlaf (wahrscheinlich, wie ich mich kenne, mit viel Schnarchen). Ein paar aus der Reisegruppe und meine Frau liefen derweil noch tapfer durch die weitläufige Anlage. Irgendwann wurde ich wach, ich hörte ein Kichern. Müde mit den Augen geblinzelt – und sie dann aufgerissen. Um mich herum stand eine Schar von einem guten Dutzend und mehr Kindern – und die „lachten sich kaputt“ über den dickbäuchigen Buddha; sie riefen „Suda, Suda“. Was soviel heißt wie ein „Weißer“. Wahrscheinlich erzählen die heute genau so davon wie ich hier.

Ähnliches Erleben hatte ich am Strand der Chaweng Beach von Koh Samui (als sie noch einsam war). Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, einen Sonnenaufgang direkt am Strand zu erleben. Während meine Frau vernünftigerweise im bequemen Bett des Ventilator-luftgeflächerten Bungalows schlief, schlich ich mich nachts um drei an den Strand und buddelte mir eine Sitzgrube. Noch war es stockdunkel, die Luft mild, eine sanfte Brise – und das Rauschen der Wellen. Logisch, ich schlief ein, tief und fest. Irgendwann meinte ich, aus dem Unterbewusstsein heraus ein Schnarchen zu hören. Da ich halb im Traum war, dachte ich erst, es sei meine Frau. Bis mir auffiel, nein, wenn die schnarcht, dann anders. Ganz vorsichtig die Augen geöffnet, zumal ich auch merkte, dass sich jemand an mich kuschelte. Selten werde ich ein so blödes Gesicht gemacht haben. Um mich herum, dicht an mich und aneinander geschmiegt, fünf der am Strand wild herumlaufenden Hunde – selten habe ich einen friedvolleren Sonnenaufgang erlebt. Ich ja, die Hunde schliefen weiter. Und behielten dankenswerter Weise die Flöhe für sich.

Immer wieder diese Einsamkeit. Das kommt davon, wenn man aus einer so quirligen und tosend-tobenden Stadt wie Solingen kommt. Wo die Wälder noch rauschen, die Nachtigall singt ...

Ingesamt, haben wir einmal gezählt, waren wir in knapp 70 Ländern dieser Welt. Immer von Solingen aus und wieder zurück. Das war zweierlei Beglückendes. Erstens, aus dem Trubel des realen Globus kehrte man nach Solingen wie in eine Oase der Stille zurück (zumal wir das Glück hatten, überwiegend in einem solchen Ambiente zu woh-

nen). Das war und ist Kuschelnest-Habitat. Kaum zur Ruhe gekommen, wurde der Koffer wieder gepackt: Bahnhof Ohligs, Autobahnauffahrt Langenfeld oder Zubringer Kohlfurth, Flughafen Düsseldorf oder Köln/Bonn, oft auch Frankfurt. In manchen Wochen war ich drei mal morgens um 6 am Flughafen, oder drei mal auf dem zugigen, eisig-windigen Ohligser Bahnhof, Gleis 1 Richtung Süden, Gleis 3 Richtung Norden. „Verehrte Reisende, der Intercity 4711 aus Dortmund zur Weiterfahrt nach Köln, Koblenz, Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Salzburg und Wien hat heute wegen einer Weichenstörung leider 30 Minuten Verspätung. Achtung, ich wiederhole, der ...“ – In solchen Momenten hat man keinen sehnlicheren Wunsch, als in einer Stadt zu leben, die einen richtigen Bahnhof mit gewärmten Restaurant hat und nicht nur einen gemauerte Abfertigungsschuppen ohne Sitzgelegenheiten. Da empfindet man körperlich, wie Dorf Solingen ist.

Ansonsten habe ich, auch der Reisen wegen, von Solingen wenig mitbekommen. Was von enormen Vorteil war, wie ich heute merke: Man muss sich nicht aufregen. Und das Anregende findet man wie von selbst in aller Welt.

Dennoch bleibe ich dabei. Solingen ist ein idealer Wohnort. Vorausgesetzt, man muss hier nicht ständig anwesend sein.

Zurück zur Jugend.

Zurück zum Kuriosen.



MONIKA & MEINE ELTERN IN SCHLADMING

Es gibt Zufälle, die traut man sich gar nicht zu schreiben, sie klingen ungläubwürdig. Dabei spielt der Zufall in meinem Leben eine zentrale Rolle. Besser gesagt, die willentliche Hingabe an den Zufall.

Es war aber zu der Zeit, da die Mobiltelefone noch nicht erfunden, die Menschen dem Fleiß zugetan, aber die Arbeit immer mehr wurde; auch ward das Leben immer komplizierter und man selbst geneigter, Fehler zu vermeiden. Leider kommt im realen Leben dann nicht die Märchenfee oder der große Zauberer und löst die Probleme, sondern in Job und Business muss(te) man sehen, wie man mit den multiplen Belastungen klar kam. Als es noch keine Compis gab, waren Planbücher groß in Mode (das bekannteste war und ist Time/system). Durch ein anderes Abo kam ich seinerzeit auf ein Selbstmanagement-Seminar des Haufe-Verlages, durchgeführt von Prof. Löns, damals schon Innovationsbeauftragter der Baden-Württembergischen Landesregierung. Er stellte ein eigenes Produkt vor, sehr eloquent (ich habe es jahrelang benutzt) und im Vortrag gewürzt mit Sinnsprüchen. Einer davon: „Man muss den Zufall herbeiführen“.

Was natürlich meinen Widerspruch erregte: Wie kann man das, das man nicht beeinflussen kann, beeinflussen? – Die Tatsache, dass sein Managementsystem genial einfach, aber effizient sein, verschaffte dem Paradoxon bei mir das Privileg, nicht vergessen zu werden. Bis dann der andere Zufall mit dem Zufall passierte.

„To make a long story short“, sagt man im Englischen; und dann heißt die Geschichte so: Über die Bekanntschaft mit dem Ehepaar Beier, Ceylon-Direkthilfe, war ich in eine Gemeinschaft gekommen, die sich mit philosophischen Fragen beschäftigte, die vor allem eins

zum Ziel hatten, nämlich im eigenen Lebensweg, ob beruflich oder privat, Entscheidungen zu treffen, die einem hilfreich sind. In den ganzen Themenkomplexen, abende-lang diskutiert, spielte immer wieder der Umstand des Zufalls eine Rolle, der in Übereinstimmung aller als Zu-Fall zu bewerten war. Es fiel einem etwas zu. Vor die Füße (und hoffentlich nicht, wie das Sprichwort sagt, Perlen vor die Säue).

„Man stolpert darüber“ ist ein adäquates Geflügeltes Wort. Und manchmal „wird man mit der Nase draufgestoßen“. Obwohl man „vor lauter Wald die Bäume nicht sieht“, obwohl

Willst du immer weiter schweifen?

Sieh, das Gute liegt so nah.

Lerne nur das Glück ergreifen:

Denn das Glück ist immer da.

– Joh. Wolfg. v. Goethe, „Erinnerungen“

Ich habe das etliche Male ausprobiert, denn gleichwohl man solche guten Ratschläge hört, glauben mag man sie einfach nicht. Eine ältere Dame erklärte, immer wenn sie in eine Buchhandlung gehe, werde sie an das richtige Buch geführt. Esoterischer Quatsch, oder? Ich ging in eine Buchhandlung, damals Tüchtmantel am Neumarkt – und stand genau vor dem Buch, das mich interessierte. Verblüffung. Aber einmal ist kein Mal, das kann Zufall sein. Ein zweites Mal, ein drittes und viertes Mal. Und immer funktionierte es. Engelein, magische Kräfte, himmlischer Beistand, mystische Mächte ... ?

Die Verblüffung bewirkte, wie beim Zufalls-Zitat, erst einmal darüber nachzudenken. Es war im übrigen dann ein wesentlicher Schlüssel, die Frage „Wie denkt der Mensch?“ aufzulösen und zu beantworten. Ohne es zu verraten, aber so viel sei gesagt, es ist wie bei jedem beliebigen Zaubertrick der Magier auf Bühnen oder an Tischen. Man sucht die Erklärung für das, was man sieht, was aber nicht sein kann, an der falschen Stelle. Würde man in „Trick-Ausführung“-Dimensionen denken, käme man schnell dahinter. So auch bei den Zufällen. Ja, es gibt sie, jeden Tag und reichlich, für jede Person.

Sie zu erkennen ist die Kunst.

ZIGFACHER ZUFALL

Meine Schwiegermutter hatten am gleichen Tag Geburtstag, waren im gleichen Jahr geboren; logisch, fast zur gleichen Stunde.

Meine Frau, seit nunmehr 50 Jahren, kenne ich seit 60 Jahren, aus der Schule. 1963, sie und ich waren noch auf dem Aufbauzug Zweistraße, in Parallelklassen, fuhr sie mit einer Jugendgruppe nach Österreich, Schladming am Dachstein. 1963 fuhr ich mit meinen Eltern nach Österreich, Schladming am Dachstein. Jede Fahrt, die meine Eltern machten, bin ich mitgefahren. Bis auf eine. An diesem Tag hatte ich keine Lust.

Später, wir feierten ja immer Doppelgeburtstage, kam die Erzählung auf Urlaube, wo man früher war und so. Erzählte mein Vater, eine der vielen Geschichten, als sie mal in Schladming waren, hätten sie auf einer Tour 2 Anhalterinnen mitgenommen. Und die wären, welch ein Zufall, aus Solingen gewesen.

Worauf meine Frau stutzig wurde: Als sie in Schladming war, hätten sie einmal zu zwei Mädels eine Wanderung gemacht und weil der Rückweg sich so zog gewagt, mit dem Daumen zu winken. Da hätte zufällig ein Solinger Auto gehalten, und sie wären mitgefahren. Der Fahrer wäre ganz erfreut gewesen, ausgerechnet Solingerinnen zu treffen.

Dreimal darf man nun raten.

Zufälle sind das, was man für sich erkennt, Opportunist zu sein. Die Gelegenheit zu nutzen. Mit dem zufrieden zu sein, was sich einem bietet. Einer meiner eigenen Lieblingsaphorismen, irgendwann viel später geschrieben, ist daher auch:

*Über Steine im Weg
kann man stolpern
oder sie aufheben
und zu stützenden, schützenden
Mauern stapeln.*

Ich kann daher partout keine Menschen leiden, die dauernd mäkeln, motzen, meckern und solche Sprüche kloppen wie „Ich bin erst zufrieden, wenn ich glücklich bin“ (solche Schwachsinnssprüche gibt es, in

sinngemäßer Form, zu Hauf). Nein, ich bin glücklich, zu meiner Zufriedenheit beitragen zu können. Ich bin zufrieden, für mein Glückliches sorgen zu dürfen und zu können.

Da hilft uns doch das Wissen der Altvorderen mächtig weiter, die offensichtlich auch dem Zufall huldigten: ‚Den Stier bei den Hörnern packen‘, der Spatz in der Hand im Gegensatz zu Taube auf dem Dach, vom Häkchen, das sich früh krümmt und dem Hänschen, das als Hans dann nimmer lernt, die Zügel solle man in der Hand behalten, wachen Auges sein, – und die Bibel sagt ja auch als Weisheit etwas von Splittern und Balken in den Augen.

Zufall, um es einmal wissenschaftlich auszudrücken, ist nichts anderes als eine Affekt-Synapse. Frei übersetzt: „Da passt etwas zusammen“, ‚das eine gibt das andere‘, mathematisch: $1+1=>2$.

Mein ganzes Leben ist geprägt durch Zufälle. So scheint es. Könnte aber viel zu leicht falsch gedeutet werden. Mein ganzes Leben ist geprägt durch die Leidenschaft, das Gegebene zu nehmen, um mehr daraus zu machen. So stimmt’s dann wieder. ¶

WEM MAN SONST NOCH BEGEGNETE

Wer, wie ich, sich in einigen Solinger Szenen tummelt, dem ist keiner, der in der Zeitung steht, grundsätzlich fremd und unbekannt. So gesehen ist Solingen ein Dorf – und zwar im absolut positiven Sinne. Man kann nicht mit dem Bus fahren, ohne jemanden zu kennen, der auch drin ist. Auf dem Markt, beim Bummel durch die Stadt – Hallöchen hier, Bussi dort, ein schallendes „Hallo, wie geht’s?!“ an jeder Ecke fast. Schlimm ist es auf dem Zöppkesmarkt. Maximal zehn Meter kommt man am Stück voran, bevor man auf die nächste Zufallsbegegnung trifft. Oder in der Kneipe: Unerkannt kommt man nicht länges; für heimlich Liebschaften wäre das alles nicht der rechte Ort.

Auch Berlin nicht. Drei Mal bin ich dort einem jeweils langweiligen Halbtag von Kongressen oder Messen entronnen. Zwei mal davon, am Wannsee das eine, an der Berliner Mauer das andere, die Stimme von hinten „Na Herr Wenke, auch keine Lust ...?“. Inkognito geht anders. In München traf ich etliche Bekannte unerwartet; mit einem guten Kumpel damals dauernd Begegnungen in München, Zürich, San Francisco, Stuttgart und wer weiß wo. Er arbeitete in Wuppertal. Über 15 Jahre haben wir es nicht geschafft, uns gegenseitig zu besuchen. Luftlinie nicht mehr als 10 km.

Die Liste der Menschen außerhalb von Solingen, die ich traf, ist riesig. Sie aufzuzählen für andere langweilig. Für mich in der Erinnerung immer noch Begeisterung entfachend. Wer hat schon mit den Erfindern von Adobe, heute zweitgrößte Softwareschmiede der Welt, persönlich und privat geplaudert, oft und intensiv? Wer mit Tim Gill ein Bier getrunken und den Abend zusammen mit meiner Frau im bayerischen Wirtshaus verbracht; Tim Gill ist Gründer und Erfinder des extrem erfolgreichen DTP-/Satz- und Umbruch-Programmes QuarkXPress. Es ist innerhalb der Druckvorstufe legendär.

Populärer wäre schon, über eine Begegnung in Frankfurt zu berichten. Mit keinem Geringerem als dem Dalai Lama. Wir hatten eine Veranstaltung mit ihm besucht, im Waldstadion. Auf der Rückfahrt überholte uns eine mit Blaulichtfahrzeugen eskortierte Wagenkolonne und bog in das Hotel ab, in dem auch wir wohnten – das legendäre und maximal prominentendurch„seuchte“ Gravenbrucher Kempinski-Hotel. Dort trafen wir ihn dort und bekamen ein Autogramm von ihm – ein Kleinod, das gut gehütet bei uns aufbewahrt wird.

Mit Johannes Rau habe ich mal zwei Bier getrunken, ganz allein am Rande einer Veranstaltung, und wie normale Menschen geplaudert. Da war er „nur“ NRW-Minister- und noch nicht Bundespräsident. Minister traf ich einige, der Lauf der Geschichte hat ihre Namen für die Allgemeinheit wieder vergehen und vergessen lassen.

Einmal war die Welt noch in Ordnung, ein paar Minuten lang. Bevor sie am 11. September 2001 eine schlimme Wendung nach. Wien, eine internationale Messe und Kongresse. Die Reihenfolge der Redner auf einem darin platzierten Symposium fand ich durchaus als angemessen: Erst ich, unmittelbar danach Al Gore. Als ich in die Halle zum Briefing kam hieß es, ich könnte ruhig länger reden. Al Gore hätte einen Schnupfen und könne nicht reden. Na ja, ich war ja auch der wichtigere ..., – Quatsch!

Also redete ich, lange. Auf der Taxi-Rückfahrt ins Hotel, direkt neben dem Wiener Stephansdom, vermeldeten die Radio-Nachrichten Unfassbares: Flugzeuge seien ins World Trade Center geflogen und es brenne lichterloh. Kurz danach eine Sondermeldung, auch das Pentagon sei getroffen worden. Im Hotelzimmer sofort den Fernseher eingeschaltet – und ich glaubte, die zeigen ein Hollywood-Film. Bis es wie eisige Kälte einem den Rücken raufkroch: Das ist echt. Ich geriet in Panik, der Logik wegen. Vor dem Wien-Abstecher war ich mit dem Wagen nach Zürich gefahren, hatte ihn dort stehen lassen, Flug Zürich-Wien gebucht, morgen sollte der Rückflug sein. Dann meine Logik: Ok (meint, überhaupt nicht ok), Amerika ist angegriffen worden, jetzt ist Krieg. Luftangriff bedeutet, vermutete ich, in Kürze wird weltweit der Luftraum für zivile Flüge gesperrt. Und Benzin rationiert. Und

ich hing hier, auf einen Flug angewiesen, Wagen in Zürich, weitab von zuhause, in Wien. Sofort mit einem Taxi zum Westbahnhof, mit der U-Bahn war es mir zu unsicher. Die Bilder sahen so aus, als könne wirklich ein Weltkrieg ausbrechen. Dort eine Zugkarte nach Zürich gekauft. Den letzten verfügbaren Schlafwagenplatz des nächsten durchgehenden Zuges nach Zürich (besser im Zug stehenbleiben als auf einem Bahnhof irgendwo im Gebirge). In Zürich sofort vollgetankt, in Karlsruhe wieder, und noch zweimal zwischendurch. So kam ich mit vollem Tank wieder in Solingen an. Man konnte ja nicht wissen, ...

Sich überschlagende Nachrichten. Es war einen Tag nach dem Attentat. Plötzlich ein Filmbericht, der Al Gore zeigte; munter, ohne Schnupfen. Da wurde mir klar, warum ich länger reden durfte. Nur kurz zuvor muss man Al Gore sofort zum Flughafen gebracht haben, von wo aus er dann mit einem Regierungsjet nach Washington düste. Düsternen Zeiten entgegen, gleichwohl er es schaffte, aufgrund seiner vielen positiven Umweltaktivitäten zur Lichtgestalt zu werden, Friedensnobelpreis-geeht.

Vergleichen wir es einmal so: Schön wäre doch, Leonardo da Vinci, Rubens und Dürer zu begegnen und für sie nette Ansprachen halten zu dürfen oder mit ihnen zusammenzuarbeiten. Symbolisch und sinngemäß übertragen auf die Grandseigneurs der Druckschriftenkunst (ihr Schaffen ist seit dem nicht mehr übertroffen worden) war es mir vergönnt. Adrian Frutiger – sein Bezug zu Solingen hat die Stadtverwaltung hergestellt, ohne dies jetzt zu ahnen: Die Schrift seines Namens, die Frutiger, ist die Hausschrift der Solinger Stadtverwaltung – habe ich mehrmals in Fachangelegenheiten sprechen, fragen, mit ihm diskutieren dürfen. Ihm verdanke ich eine Erinnerung an etwas sehr ungewöhnliches. Zu Ehren seines ich glaube 70. Geburtstages richtete man (genauer gesagt, der damals noch weltberühmte Schrift- und Satzgeräte-Weltmarktführer Linotype) eine Feier auf Schloss Heidelberg aus. Frutiger hatte sich musikalische Begleitung gewünscht: 4 Alphörner. Wir besserwisserischen Journalisten waren ja das Abarbeiten abartiger Situation gewöhnt und schon war die Lästerei voll im Gange, als die Herren mit den langen Tröten erschienen. Frutiger ist Schweizer,

muss man wissen. Wir erwarteten nun Heidi-Land-Folklore. Dann die ersten Töne und nach zwei, drei Minuten tobte der Saal: Jazz auf Alphörnern. Das wirklich – pardon – geilste, was mir jemals musikalisch begegnet ist. Jazz auf Alphörnern. Da glaubst Du selbst an lila Kühe.

Zu Hermann Zapfs 70. Geburtstag durfte ich eine Laudatio halten. Zapf ist immerhin der, der in jedem Computer steckt, mit den Zapf Dingbats, vielen überarbeiteten Schriften (von dem kein Laie weiß, dass er sie für Computer verbessert hat) und für alle vernünftigen, klugen, hochintelligenten und rational voll gebildeten Menschen, also den unnormalen, genauer den Apple-/Macintosh-Usern, ist er als Zapfino eine der inzwischen am meisten angewandten Zierschriften (die mit den schönen Schnörkeln). Zapf ist ein Genie ohnegleichen. Er kann vier Punkt kleine Schriften mit der Hand spiegelverkehrt zeichnen – wie Leonardo da Vinci. Zapf hat nämlich seine berufliche Laufbahn als Kartograph begonnen. Allen, die nichts mit Drucken zu tun haben, sagt das jetzt wenig; ich persönlich halte ihn für den besten Schriftschöpfer aller Zeiten.

Und eben Otl Aicher. Nicht nur, dass ich die Präsentation seiner berühmten Schrift Rotis (in Paris) vorbereiten und begleiten durfte, darüber weltweit die ersten Artikel schrieb, ich habe mit ihm auch bei einem Auftrag für die Westdeutsche Landesbank eng und unmittelbar zusammengearbeitet. Von solch einem Lehrer lernt man in drei Tagen mehr als von anderen Normal-Fachpaukern in drei Semestern. Lebenslang profitierte ich in Sachen Seitengestaltung von seinen Rat schlägen.

Wen traf man noch? Ach ja, Willy Brandt, in Solingen. Ich war Jugendlicher und hatte einen Fotoapparat. Mit dem kletterte ich auf Podium, von dem aus auf dem Neumarkt Willy Brandt zu den Solingern sprach. Als er fertig war: „Herr Brandt, können Sie mal eben ... ?!“ – Knips! Leider ist das Bild irgendwie verloren gegangen.

Dafür habe ich dann aber mit einem Nachfolger von ihm, einem Herrn namens Siegmund Gabriel, bei einem Symposium in der Schweiz eine Mittagspause lang munter geplaudert. Hat ihm aber leider

nichts genützt. Ich hätte ihm anbieten sollen, seine Karriere zu vermarkten, glaube ich.

Mit Papst Franziskus hatte ich ebenfalls eine Begegnung. Bin mir aber nicht sicher, ob er mich so richtig erkannt hat in der Menge der zehntausend anderen Petersdomplatz-Versammelten.

= = = =

Nachtrag. Noch eines Mannes gilt es zu gedenken, der mein Leben sehr beeinflusst hat, indem er in meinem Kopf einen Kick ausgelöst hat, den ich zeitlebens nicht mehr loswurde. Nicht mehr los werden wollte. Rudolf Braunburg, Flugkapitän der Lufthansa, Jazz-Musiker und Schriftsteller. Seine Romane habe ich in den 1970er Jahren „verschlungen“, wie man so sagt. Sein Schreiben hat mich fasziniert und damit inspiriert, indem er beispielsweise Wolken als Musikkompositionen beschrieb, in jedem, das war und im Buch vorkam, das Eigentliche zu entdecken versuchte und Vergleiche anstellte. Dieses Vergleichen – das Finden und Beschreiben von Analogien – wurde später mein journalistisches Markenzeichen. Braunburg beschrieb die Welt aus seiner Sicht und Welt als Pilot. Ich wählte die (Theater-) Bühne als ‚Bühne der Welt‘. Aus einer Beschreibung meiner damaligen beruflichen Tätigkeiten:

Ein Blatt ist eine Bühne.

Ein Bildschirm auch.

Worte sind die Schauspieler.

Farben die Scheinwerfer.

Bilder die Kulissen.

Regie führt die Phantasie.

Auf diesen medialen Bühnen Menschen in Stimmung zu versetzen, sie zu motivieren, zu informieren, Hilfe, Orientierung und Impulse zu geben, ist mein Metier. Logisch, dass auch die Bühne selbst – das Podium, das Vortragspult, der Seminarraum – dazugehören. Alles kreist immer wieder um die gleiche, spannende Frage und Entwicklung: wie beeinflussen sich und was bewirken Kommunikation & Organisations- bzw. Business-Konzepte im Zusammenspiel? Das beantwortet,

welche Technik welchen Nutzen hat, welche Lösungen für welche Märkte und welche Kommunikationsmedien für welche Ziele am besten geeignet sind. Das erforsche und analysiere ich, darüber schreibe und spreche ich. Darin berate und coache ich.

Und / oder:

«

Schwierige, komplexe Zusammenhänge, aktuelle Entwicklungen, ihre Konsequenzen, Vorteile und Zusammenhänge für ein breites Publikum präzise und prägnant zu erklären – das ist die weit über die Branche bekannte Spezialität von Hans-Georg Wenke. Seine Analysen sind nachweislich schon oft die frühesten und zugleich treffendsten Beurteilungen und Voraussagen der Medienentwicklung gewesen. Besondere Bedeutung bekommen diese Expertisen, weil sie Technik, Marketing, Kommunikation und Business-Strategien in Beziehung setzen und zu einer umfassenden Sicht der Dinge führen. In der persönlichen Präsentation gelingt es ihm, in den Köpfen der Zuhörer Visionen zu erzeugen, die zu neuen Ideen und zu einem entspannteren Umgang mit der raschen Entwicklung führen.

»

Ich erinnere mich sehr genau an eine Szene in einem von Braunburgs Bücher. Es war die Zeit der Super-Connies, der Lockheed Super Constellation, einem 4-motorigem Propellerflugzeug (Kolbenmotor-Antrieb!), mit dem man Ozeane überqueren konnte. Wir sind zwar später schon mit der alten Mühle Boeing 707 geflogen (eng, laut, wackelig), aber Braunburg beschreibt in der Szene, was auch wir oft erlebt haben: Flüge im Monsun, durch Gewitterfronten und Turbulenzen elementarer Gewalt. In solchen Wetterereignissen zu fliegen, bedingt exzellentes Fluggerät, nervenstarke Piloten und Passagiere, die mit Maximalstress-erzeugender Angst umgehen können. Ich wusste also, wovon er redete, als er einen Gewitterflug von Hongkong nach Bangkok beschrieb. Das heißt, mit plastischer Inspiration beschreibt er, wie die

Piloten im Cockpit mit dem Wetter kämpfen, indem sie mit List und Tücke versuchen, allen Turbulenzen zu umgehen und einen geradezu tänzerischen Slalom um Wolkentürme und Abwindschläuche als Flugparcour hinlegen – wohlgemerkt, damals völlig ohne die heute selbstverständlichen Instrumente wie Wetterradar oder GPS-codierte Autopiloten. Und dann das: Klatschnass durchgeschwitzt (von Klima-Anlage konnte man in früheren Flugzeugen nicht wirklich reden), erschöpft vom Kampf mit dem Steuerknüppel, aber erleichtert und emotional ausgepumpt kommen sie auf dem Don Muang Airport an. Sie haben es geschafft, der Hölle am Himmel zu entkommen und einen fast schon smooth flight hingelegt – ein sanftes Gleiten. Kommt die Galley-Maus (so nannte man im Flieger-Jargon die Stewardessen, zumindest Braunburg tat es) ins Cockpit und flötet „War aber heute nix los am Himmel, ruhiger Flug, nicht wahr, Capt'n?!“

Ist es nicht immer so im Leben: Du reißt Dir den Arsch auf für andere – und die merken es noch nicht einmal.

Zeit meines Lebens flashte diese Erinnerung immer wieder auf. Viel mehr, als mir eigentlich lieb war. ¶

BEWERTUNG GILT ALS KRITIK

Im Solinger Tageblatt werden von Zeit zu Zeit irgendwelche (mehr oder weniger prominenten) Personen gefragt, was sie über Solingen denken und von der Stadt halten. Unter anderm sollen Sie „den“ Solinger mit wenigen Attributen beschreiben.

Logisch, wenn man das liest, fragt man sich, was würde ich antworten. Die meisten Charakteristika, die ich dort gelesen, aber auch in Hunderten Gesprächen gehört haben, bleiben an der Oberfläche und variieren Vokabeln wie knurrig oder knorrig, liebenswert oder gemütlich, abweisend und schroff, aufgeschlossen und gesellig, trägt das Herz auf der Zunge. Zum Schluss meinen alle in etwa das gleiche: Solinger sind zwar muffelige Menschen, aber im Grunde genommen doch ganz nette.

Zufällig könnte man das von jeder Bevölkerungsgruppe auf dem Globus sagen, egal, wie man sie ein- und unterteilt. Es kann also nicht ein wirkliches Charakteristikum sein, wenn man die Brummigkeit nach außen mit Gutmütigkeit im Wesen kombiniert. So sind eben, im Durchschnitt gesehen, alle Menschen. Nur sind die jeweiligen Eigenschaften individuell sehr verschiedenen präsent.

Was also macht „den“ Solinger aus (für sprachamputierte Feministen-Furien: ja, es ist der Plural und nicht die maskuline Form, ja, es sind auch Frauen damit gemeint!)? – Forschern gelingt oft und immer besser, aus dem Kot von Tieren oder dem Mageninhalt von Leichen auf deren Lebensweise zu schließen. Also, rein methodisch, man muss die Hinterlassenschaften der Menschen betrachten, um ihr Wesen zu ergründen. Was also scheidet Solinger aus – kulturell, gesellschaftlich, politisch, sozial, wirtschaftlich.

Das Solingen von heute unterscheidet sich ganz wesentlich von dem Solingen, das als Ideal hochgehalten wird und sich auf die

Vergangenheit als global wichtige Stadt der Klinglefertigung und Stahlwaren-Herstellung. Damals war Solingen eine junge Stadt – heute ist es eine alte Stadt. Jung mein, die Bevölkerung von vor rund 100 Jahren war mehrheitlich und durchschnittlich eher zwischen Twen und „Blüte des Lebens“, heue ist Solingen vor allem eine Seniorenstadt.

Damals war Solingen eine „hier will ich leben, erfolgreich sein, es zu etwas bringen“-Stadt; die Dynamik kann man an den Erfolgen im Sektor Wirtschaft ablesen. Heute ist Solingen eine Stadt, in der es um Besitzstände und Machtansprüche geht. Und zwar in allem. Wegen der tragischen 1993er-Ereignisse (Brand des von türkischen Familien bewohnten Hauses an der Unteren Wernerstraße) wird in Solingen viel über Integration geredet, aber nicht über Konflikte und Spannungen, die sich aus dem Zusammentreffen und manchmal Zusammenprallen von Ethnien, Kulturen, Religionen ergeben.

Wir wohnen seit 30 Jahren in der Hasseldelle. Eine Siedlung gemischter Struktur, über die es viele Vorurteile, aber wenig gibt, was wahr und zugleich stadtbekannt ist. Ich kann aus dieser Zeit nur berichten, dass der Mix – hier hat man einmal Menschen aus 39 Sprachgebieten gezählt – im Prinzip funktioniert. Aber nicht als Integration. Sondern als Parallelwelten. Hier die ..., dort die Und das darf man wahrlich nicht auf ‚Deutsche‘ und ‚Türken‘ reduzieren, dies vielleicht sogar am allerwenigsten. Nein, hier ist ein soziodemografisches Kuddelmuddel, welches man mit Beobachtungen aus dem Chemie-Unterricht erklären kann: schüttet man (vor allem flüssige) Substanzen zusammen, dann vermengen und vermischen sich manchmal und ergeben etwas neues. Oder, kurze Zeit nach dem Schütteln, haben sich die Stoffe voneinander getrennt, gleichwohl sie im gleichen Gefäß sind. Wie das letztere, so die Hasseldelle – und ganz Solingen.

Da, wo Integration und „wir haben uns doch alle so lieb“ gebetsmühlenartig und auftrags- bzw. berufs- und stellenplanmäßig gepredigt wird, nämlich im Rathaus, muss man nur einen Fuß vor die Tür setzen und man befindet sich auf der „Türken-Meile“. Die obere Konrad-Adenauer-Straße, zwischen Clemens-Galerie bis zum Rathaus, wird als „türkisch“ wahrgenommen, der Läden mit den türkischen Na-

men und Inhabern wegen. Mehr noch: Hier ist die Moschee im Hinterhof gelegen, die im Zusammenhang mit dem IS eine nicht geringe Rolle spielte, und die bundesweit durchaus in den Schlagzeilen war. Ich kenne keinen einzigen Solinger, der jemals in einem auf dem betreffenden Straßenteil eigentlich jedem offen stehenden Lokal gewesen wäre. Umgekehrt, in der Hasseldelle leben viele Menschen anderer Herkünfte, nicht nur Türken. Obwohl das Restaurant Hasseldelle, seit wir hier wohnen ein beständiger Ort guter Speisen, gemütlicher Treffen und herzlich-offener Atmosphäre, sowohl durch die bisherigen Wirtsleute Rasic wie auch den neuen Pächter, ein Restaurant, dass der Herkunft der langjährigen Betreiber und ihrer Speisekarte nach seit jeher als „jugoslawisch“ gilt (gleichwohl wir alle im Laufe der Zeit gelernt haben, dies sehr viel differenzierter zu sehen), in diesem eigentlich doch wegen seiner Balkan-Prägung als Brücke und Verbindung nicht nur symbolisch prädestinierten Restaurant habe ich – soweit ich mich erinnern kann – noch nie „bürgerliche Türken“ oder „gemütlich feiernde Afrikaner“ oder einen Kegelclub von Syrern gesehen. Auch keine Stammtische von Polen oder Russen. Was dort stabile Kundschaft ist, lässt sich charakterisieren: deutsch, älter, Spar- und Bauverein oder Eigentumswohnung.

Womit man der Beschreibung des Durchschnitts-Solingers schon relativ nahe kommt. Solingen ist keine Stadt der Integration, und zwar nicht in Bezug auf hier deutsch – da so und so. Selbst und vor allem gerade die Solinger integrieren sich doch nicht! Sie wollen sich doch einkuscheln, um ander auszugrenzen! Solingen besteht nicht aus Hofschaften, sondern Solingen hat Hofschaften, weil sich die Bevölkerung im Gebiet von Solingen seit ewig langer Zeit nicht auf Integration eingelassen hat. Fragen sie mal, wer wann im Restaurant Hasseldelle gewesen war, gesehen worden wäre. „Die vom Spar- und Bauverein“, „die von den Eigentumswohnungen“, „der Stammtisch X“, „der Kegelclub Y“, „die Stöckener“, „die vom Hochhaus“. Antworten wie der Harry, der Kurt, die Else, die Martha, der Hans, die Rita, der Paul kommen selten. Individuen zählen in Solingen nichts. Die Zugehörigkeit ist die wahre Identität.

Weshalb, an derer Stelle dargelegt, Solinger auch in so vielen Vereinen sind. Alleine, um sich eine Geltung zu verschaffen und gleichzeitig die Trennung vom jeweils anderen und den anderen ertragen zu können.

Solinger sind introvertiert, auf sich selbst bezogen, in sich gekehrt. Deshalb geben sie sich laut und prahlerisch, besserwissend und alles erklären könnend. In Wirklichkeit haben sie nicht selten (das gilt jetzt wahrlich eher für eine statistisch Mehrheit und ich könnte viele, viele Personen nennen, auf die es nicht zutrifft) eine (Selbst-)Beschränkung in Wissen und Erfahrung.

In den Alpen erlebt man real, dass es viele Bewohner gab und immer noch gibt, die aus ihrem jeweiligen Tal sogar noch nie, meist aber selten hinaus gekommen sind. Deren mentale Welt wirklich hinter den Bergen endet. Nun, Solingen hat auch Berge und Täler, wenn auch nicht so gewaltige, aber so ein bißchen abgeschiedene Alm-Mentalität ist auch hier zu spüren; nur dass man hier die Alm eben Siedlung, Hofshaft, Stadtteil nennt.

Viele Solinger verreisen viel und gerne. Kommen zurück – und werden für mich ganz persönlich zum Phänomen. Denn kaum wieder hier, scheinen sie vergessen zu haben, wie reich und vielfältig die Welt ist. Sie geben Geld aus, um anderes zu sehen und zu erleben, wieder in Solingen sind sie zu geizig, die Restaurants am Leben zu erhalten, die weltstädtischen Flair zu bieten versuchen und dann schnell wieder zugrunde gehen. Sei es indisches Essen oder Gourmetküche, seien es Läden mit Lebensmitteln aus fernen Ländern oder Mode anderer Kulturen. Parallel-Welten! Solche Aktivitäten gibt es in Solingen, auch mit Beständigkeit, aber nicht weil Solinger dort hingehen oder kaufen, sondern die in Solingen in Parallelwelten lebenden Zugezogenen anderer Herkünfte und Lebensgewohnheiten, die sich da versorgen oder treffen.

Denn Solinger sind, und das ist das Charakteristikum, das ich für diese Stadt als so prägend und zugleich nicht oft vorkommend halte, vor allem eins: mit jedem Scheiß zufrieden. Was nicht im Gegensatz dazu steht, dass sie über jeden Scheiß meckern. Denn, nächstes Cha-

rakteristikum, typisch Solingen ist, seine Zustimmung mit einem Widerspruch auszudrücken. Das Wort „Aber...!!!!!!“ ist hier das wohl meistgebrauchte.

Solinger, Solingen hat kein Niveau. Das klingt hart. Ich meine es aber so. Vorausgesetzt, dass man unter dem Begriff Niveau eigentlich etwas anderes meint, wie es umgangssprachlich nämlich der Fall ist: Das Streben nach Besserem. Nicht, dass man selbst „besser sein will“, als etwas „besseres“ erscheinen möchte (also nicht im Sinne von eingebildet, überheblich). Nein, besser im Sinne von dem, was beispielsweise Japan vor einem halben Jahrhundert binnen weniger Jahre als industrielle Weltmacht auf einen Spitzenplatz katapultierte: Kaizen, der ständige Verbesserungsprozess, im deutschen Management-Vokabular auch als KVP bekannt, kontinuierlicher Verbesserungsprozess.

Sicher, man kann ja alles übertrieben sehen. Aber sehen wir es doch einmal ein wenig auf die Spitze getrieben: Kaizen ist keine Erfindung der Japaner, sondern – der Solinger! Was haben denn die ollen Solinger Knösterpitter in ihren Kotten seit Jahrhunderten gemacht, und später in den Fabriken? Ständig prakesiert (solingerisch für nachgedacht), wie man etwas besser, einfacher, schneller, verlässlicher machen kann. Das ist die eigentliche Grundlage des Solinger Erfolges.

Und so verkehrt sich eine scheinbar negative Eigenschaft, nämlich ständig über alles etwas zu nörgeln zu haben in etwas extrem positives um: Nur weil man nie zufrieden ist, kann man immer besser werden.

Peter Holtfreter, gebürtiger Schwabe, Künstlernatur, Grafiker-Maler und engagierter, enorm fleißiger von handwerklicher Qualität geprägter Fotograf und Filmemacher, auch und vor allem aus und über Solingen, hat einmal einen gerade penetrant akribischen Film über einen Solinger Rasiermesserschleifer (oder so ein ähnlicher Beruf) gemacht, indem er in geradezu quälerischer Länge zeigt, wie dieser typische Solinger Knösterpitter mit nicht endender Geduld an seiner Fabrikation tüfelt. Das Streben nach Perfektion – perfekt im Bild und ohne störenden Kommentar körperlich spürbar filmisch inszeniert. Dieses „ich will es wissen, ich will es können“ entspricht dem Alt-So-

linger wie auch dem schwäbischen Charakter (vielleicht dem deutschen ganz generell??). Deshalb haben Peter Holtfreter und ich uns auch so gut verstanden, als wir einmal Industrie-PR-Filme zusammen drehten. Ich wollte immer nur das Beste und Holtfreter war nie zufrieden mit dem, was er nicht hätte auch besser machen können. Obsession nennen es die Anglophilen, Besessenheit. – Auch das ist Business-Slang, Katzen-like: „Das Bessere ist der Feind des Guten“.

Von diesem Besserwollen, es besser haben oder machen zu wollen, ist wenig geblieben, hingegen das über alles meckern schon. Ich bin ein übers andere Mal erstaunt, welch einen – pardon, ich sag's mit meinen Worten, als passionierter und motivierter Hobbykoch – Fraß sich Solinger in Kneipen vorsetzen lassen, und dann auch noch voll bezahlen. Wobei – viel zu zahlen sind sie eben nicht bereit, darin liegt die Crux. Lieber ein Riesenschnitzel für 8 Euro statt einem Edelfleisch-Schnitzel, vor dem man nur noch niederknien kann, für 28 Euro. 28 Euro – ja, o-heer-oh-heeccc, leck's mech en de Täsch!

So, bevor nun das Geheule und die Proteste gegen das gerade über Solinger Kneipenessen losgehen, die Realität aus meiner ganz persönlichen Erfahrung. Ja, es gibt in Solingen etliche Gaststätten (egal, welchen Charakters), in denen man Gutes auf den Teller bekommt, ehrlich gekocht, zum vernünftigen Preisen. Das dumme ist, die Anzahl dieser Lokale kann man sich auch noch bei einsetzender Demenz merken, so viele sind es nicht. Weshalb man in Solingen stets und ständig danach fragt und sich auszutauschen trachtet, wo man denn mal „gut essen“ gehen könnte (die einen meinen halt mit ‚gut‘ billig, die anderen große Portionen, die wenigsten höchstwertige Qualität).

Ich schwanke zwischen der diplomatischen Bemerkung „es gibt etliche“ und einer Aufzählung dieser Lokalitäten. Ich versuche einen Kompromiss. Ich erzähle einfach, wo meine Frau und ich gerne essen, und gehen wir einfach einmal davon aus, wir gehen gerne dahin aus, wo man gut essen kann. Das wäre dann vor allem unsere Stammkneipe, das in der Nachbarschaft gelegene Restaurant Hasseldelle, wo Wirt Slavko uns 30 Jahre kühles Bier zapfte und seine Frau Ljubica mit stoischer Konstanz in der Küche deftige Balkanküche zubereitet. Für

Solingers besten Imbiss halten wir Kretzer auf der Blumenstraße, Fischgerichte – aber auch alles, was sonst noch zu haben ist – sind legendär. „Der Grieche“ in Höhscheid (Regerstraße) ist für seine großen wie zugleich guten Portionen bekannt, Windhövel an der Ecke ist immer eine Empfehlung wert (solange es denn noch existiert). Oder Fasil am Neumarkt, wunderbare türkische Küche. Wenn man ein Auge hatte, konnte man auch im nur temporär existenten Yellow River im Hofgarten aus dem Buffet gutes Asiatisches picken. Das Cologne's, Bellanova an der Scheidter Straße, italienisch wie bei Nonna (Großmutter), gleichwohl von einem Mann gekocht, Portionen, die jeden Abnehmversuch im Keim ersticken. Und dennoch schmeckt es immer nach „will ich wieder hin“. Etliche andere gibt's auch noch, Kraft auf der Schützenstraße, Brandy's an der Potsdamer Straße (die Sammlung ist keineswegs vollständig!) – sind solide, „kann man gut hingehen“. Solinger erkennen: Nach Wald oder Ohligs ist uns zu weit. Und ganz ehrlich: Gräfrath ist uns irgendwie zu abgefahren, weil es als stylisch gelobt wird, aber eher total bieder ist. Überhaupt Gräfrath: Die sind alleine schon deshalb nicht gegen Groß-Solingen, weil sie einfach so tun, als gehörten sie ohnehin nicht dazu. Wieder: Ausnahmen und so weiter.

Nun ist ja Gastronomie nicht unbedingt mit Kultur gleichzusetzen. Wirklich nicht? Kann die „Kultur des Feinen“, „The Fight For Excellence“ (das ist kein von mir erfundener, sondern weltweit oft und mit bestimmter Bedeutung gebrauchter Begriff) im Großen aufkeimen, wenn sie/er nicht im kleinen beginnt? (Keine Sorge, Großen und kleinen sind richtig groß und klein geschrieben.)

Eine Hoffnung habe ich: Ja, ein bisschen schon. Denn was in Solingen „in Sachen Kultur“ los ist, das kann sich sehen lassen. Und wird auch außerhalb der Grenzen der Klingensteinadt sehr wohl beachtet und bewundert. Und so kann man wagen einen Kalauer zu formulieren, der so heißen könnte: An geistige Kost stellen sie durchaus Ansprüche und wissen sie zu goutieren, wenn Kost auf den Teller kommt, ist das billigste und größte gerade recht genug.

Wie also lässt sich Solinger Mentalität charakterisieren? Am besten also durch „gelebte Schizophrenie“. Nimmt es da wunder, wenn ein Solinger, der zur richtigen Zeit das richtige Buch geschrieben hat und danach dann zum richtigen Star wurde, genau den Titel wählte, der in aller Welt Munde ist: „Wer bin ich. Und wenn ja, wieviele?“

Bislang dachten alle, das sei auf jede beliebige Person gemünzt. Völlig daneben! Der Solinger Richard David Precht beschreibt damit die Solinger! Er übt neuerdings Kritik an dieser Stadt und wird genauso verbal niedergeknüppelt wie jeder, der Kritik übt, indem er auf Verbesserungsmöglichkeiten hinweist.

Kritik üben wird mit Kritik empfangen geahndet. Es ist verboten, über diese Stadt zu meckern. Weil die, die es verbieten wollen, nämlich bereits selbst schon ständig meckern. Schizophrenie hat eine Heimat: Hier.

=====

Man soll ja nicht locker lassen, gleichwohl alles mal locker angehen. Diesem Antipoden-Impetus folgend (ich liebe Fremdwörter, vor allem, wenn sie klug klingen und anderen nichts sagen; habe schon ganze Heerscharen von Latein-Experten in die Verzweiflung getrieben, wenn sie von mir frei erfundene lateinische Worte weder widerlegen noch verbessern konnten) wiedergebe ich eine an anderer Stelle postulierte Charakterisierung des Solingerischseins (auch ein schönes Wort, oder?!), ohne mir selbst zu widersprechen:

- mit Eifer dafür, grundsätzlich vehement dagegen zu sein (egal gegen was);
- erfinderisch und kreativ, weshalb man alle anderen und alles andere kritisiert und es besser weiß;
- Spießbürger, denen man alles sagen darf, bloß das nicht!
- Sehr sozial und hilfsbereit, und das sogar ohne Wenn und Aber;
- Gemütsmenschen, die – haben sie sich erst einmal mental und verbal ausgekotzt – mit guter Laune fröhlich feiern mögen;

– tradiert bis auf die Knochen, nostalgisch und voller Heimweh nach einer idealen Welt, die es nie gegeben hat, von der aber alle träumen. ¶

WARUM MAN IN SOLINGEN NICHT IM GELBEN KITTEL HERUMLAUFEN SOLLTE

ODER VIELLEICHT GERADE DOCH

Meine Frau und ich waren viel in Asien, haben dort zig Urlaube verbracht. Wir hatten – durch zufällige oder bewusst gesuchte Kontakte – das Glück, auch mit vielen Menschen zusammenzutreffen, die uns asiatische Kultur und Religionen erklärten und näherbrachten.

In einem besonderen Maße hat mich von Anfang an der Buddhismus interessiert – so wie weltweit immer mehr Menschen. Aus vielleicht dem gleichen Grunde ist für die vielen der Buddhismus so attraktiv: Er ist zunächst einmal keine Religion, sondern eine Philosophie. Um nicht nur intellektuell, sondern auch „mit Leib und Seele“, also in sinnvoller körperlicher Konditionen und vor allem hilfreicher Emotion in die Erkenntnisprozesse der buddhistischen Welt-Logik einzusteigen, kann man religiöse Riten ausüben – muss es aber nicht.

Im Grunde genommen kann man auch christlich sein, ohne je eine Kirche zu besuchen. Man kann nur nicht katholisch sein, ohne in die Kirche zu gehen – evangelisch eigentlich auch nicht. Glaube und Botschaft sind also das eine, die Kirche ist das andere. Wie hier, so dort: Buddhistische Klöster sind Schulen, die es den Schülern durch religiöse Riten erleichtern, sich die schwere mental-theoretische Kost „einzuverleiben“. Wer nervös und gehetzt ist, ist nicht aufmerksam. Je ruhiger man sich stellt, desto mehr Kapazität hat das Hirn zum Denken. So einfach ist das.

Nun sagen Sie mal einem Solinger, man sei Buddhist. Der fragte doch gleich nach den Räucherstäbchen, die man anzündet. Sage

man aber hier, man meine nicht die gelben Kittel, die Opferschale und die Räucherstäbchen, sondern die geistige Klarheit der Logik – dann allerdings wird man ziemlich unverhohlen gefragt, was denn in den Räucherstäbchen drin sei, dass man so rede. So, dem Sinn nach, mir des öfteren geschehen. Nein, der Solinger mag nicht, wenn man über Denken denkt, über das, was er/sie redet, geredet wird, und überhaupt, negiert den Grundsatz von Ursache und Wirkung.

Beruflich hatte ich extrem viel mit Werbung, Marketing, PR und dergleichen Gedöns zu tun. Ziel dieser Anstrengungen ist, Mittel und Wege zu finden, dass ein Mensch – oder möglichst viele Menschen – einer Anregungen, einem Impuls folgend bestimmte (Kauf- oder Bestell-) Handlungen durchführen. Man versucht, sozusagen zwingend zu sein, mal durch Logik, mal durch Emotionen, meist durch einen geschickten Mix davon.

Nichts davon ist typisch Solingen. Hier habe ich zig Dutzende Male miterlebt, wie bei Überlegungen, an mehr Besucher, Käufer, Zuschauer usw. zu kommen, Vokabeln wie sollen, müssen, werden, können dann (gemeint ist: haben gefälligst zu tun) fielen. Solinger unterstellen, was sie denken, sollen andere gut und richtig finden. Nach klarer Logik: Der Wirkung diktieren wir die Ursache. Übersetzt: Wasser fließt den Berg rauf, wenn wir es ihm befehlen.

Das führt zu Konflikten und Zeit meines Berufslebens – und vor allem auch danach – habe ich mich in solch geistiger Umgebung nicht wohl gefühlt. Milde ausgedrückt. Dennoch habe ich aktiv versucht zu leiden. Klar, ist beknackt – aus Solinger Sicht – aus buddhismusphilosophischer Sicht jedoch sehr erstrebenswert. Weil nicht(s) wollen wollen eine Achtsamkeitsübung ist, die zu den besten zählt, die man seinem Geist antun kann. Dummerweise ist es auch die schwierigste.

Was meint das Wort „leiden“, das ich hier gebrauche? Eindeutig dies: erleiden; erdulden, hinnehmen. Nichts wollen, noch nicht einmal den Zufall. Kommt er aber, einfach mal machen, ohne ein Ziel zu haben. Die spannende Frage ist: Würde, werde ich das aushalten?

Mir schwant die Antwort. ¶

HALTE ICH DER RUHE STAND?

Eine IC-Fahrt von Solingen Hbf nach Bad Oeynhausen, im September 2012, war beinahe meine letzte. In Bad Oeynhausen angekommen, stakten wir – meine Frau begleitete mich – zunächst in Geröll und Schlamm. Der Waggon stand an einem im Bau befindlichen Bahnsteig. Es gab kein Weiterkommen – und wenn, dann nur ein schweres. Zufall? Nomen est omen? – Man kombiniere die Frage mit an anderer Stelle gegebenen Antworten.

Tags darauf schob man mich, wie geplant, in den OP der Herz- und Diabetesklinik, um mir eine künstliche Herzklappe (organisch, Schwein; ja, man darf wahrheitsgemäß zu mir sagen, ich wäre ja auch ein Stück weit ein Schwein) und Bypässe einzusetzen. Die Operation klappte rein handwerklich gut. Leider verstarb ich dabei – nur die Maschinen, an denen ich zufällig massiv hing, hielten den Blutkreislauf und die Atmung aufrecht. Das Herz hatte man mir routinemäßig mal kurz ausgeschaltet, zum Glück gelang es wie vorgesehen, es wieder zum Schlagen zu bewegen. Doch dann das, was man auch unter einem anaphylaktischen Schock kennt, nämlich multiples Organversagen. Doch die Maschinen, Antibiotika, sonstigen chemischen Cocktails, die permanenten Laborkontrollen, das Wissen und Können der Intensivmedizin-Ärzte funktionierten – während zweieinhalb Wochen Koma. Anschließend ein mühsames wieder-selbständig-werden, ein „Kampf zurück ins Leben“, um es ein wenig dramatisch zu sagen (was aber auch nicht übertrieben ist).

MAN LEBT NUR ZWEIMAL

Bei James Bond klingt's noch lustig – und im richtigen Leben ist es eine Erfahrung, die einen verändert. Das liest man in reichem Maße,

denn dank der modernen Medizin können manch kritische Zustände wieder „repariert“ werden, die einst zwangsläufig letal waren.

Über diese Zeit des „zwischen Leben und Tod“ – mit allem, was mir in diesem Zusammenhang wichtig war –, habe ich 2013, ein halbes Jahr nach dem Geschehen, ein Buchmanuskript verfasst (jedoch nicht veröffentlicht), das ich ausgewählten Personen zum Lesen angeboten habe. Es waren nur verhältnismäßig wenige. Die Reaktion eher verhalten; mit dem Sterben beschäftigt man sich eben nicht – oder nicht so gerne. (*Aber es steht jedem als PDF-File zur Verfügung, der es lesen mag.*)

Dabei hat das Thema eine Lehre in sich, die extrem wertvoll ist. Vorausgesetzt, man ist bereit, sie anzunehmen. Die Formel ist sehr simpel, geradezu banal, weil sie stets und ständig in Gesprächen (meist verbundenen mit einem Seufzer) bemüht, aber nicht verstanden, geschweige denn gelebt wird.

Es zählt nur das Hier und Jetzt. Der Moment, der Augenblick.

Wir Normalmenschen jedoch leben im Normalfall meist im Gestern und Morgen. Weshalb eines meiner Lieblings-Aphorismen dieser ist:

*Die Zeit, die es dauert,
um über das Vergangene zu grübeln,
steht zur Verfügung,
um die Zukunft zu gestalten.*

Für das „Jetzt“ gibt es keinen Ersatz. Nie und nimmer. Mein Mahner im Geiste, J.W.v.G., sagte im an anderer Stelle erwähnten Vorspiel zu Faust I

*Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehn!
Indes ihr Komplimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es, viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.*

Dieser Stimmung des Moments habe ich mich hingegeben, als ich das „vorige Leben“, sprich vor der Herz-OP aufgegeben hatte. Keine Dienstreisen mehr (oder nur noch ganz wenige, ausgesuchte), kaum

noch bindende Termin – und schon gar nicht mehr den Ehrgeiz, die Welt verändern zu wollen. Sondern mich auf das Jetzt und Hier zu konzentrieren. Das Jetzt bin ich und sind zugleich wir, meine Frau und ich. Das Hier – ist Solingen.

„Der Kreis hat sich geschlossen“, könnte man formulieren. Hier in Solingen begannen Hobby, Kunst, aktives Allerlei, gesellschaftliches Engagement und Mitmischen bei manchem Club und Verein. Hier in Solingen begann meine furiose und unvergleichlich erlebnisreiche, von sehr vielen Highlights begleitete berufliche Laufbahn, oder besser gesagt: die Abenteuer im Irrgarten der epochalen Veränderung der Printmedienindustrie.

Hier in Solingen wurde ich wieder, in Maßen, aktiv. Mit zwei eingebauten Filtern. Einer davon machte die Menschen neidisch. Den andern habe ich nie jemanden erzählt. Der Neidfaktor war mein Spruch, der zu schiefen Gesichtern verbunden mit einem „Haha, Du hast gut reden!“ führte: „Ich mache nur noch, was mir Spaß macht“.

Der andere ist für diejenige, die nie in Asien waren oder sich mit buddhistischer Philosophie beschäftigt haben, nicht bis kaum zu verstehen. Zur Erlangung von Einsicht ist es üblich, für eine selbst bestimmte, in aller Regel überschaubare Zeit, in ein Kloster zu gehen. Das ist nur sehr bedingt mit der Bedeutung christlicher Klöster vergleichbar. Zwar gibt es hier wie dort Regeln und Riten, Pflichten und Übungen, Entbehrung und Einordnung in hierarchische Systeme. Doch es gibt einen, DEN entscheidenden Unterschied:

In christlich-europäische Klöstern dienen die Nonnen und Mönche nach eigenem und Ordensregeln-Verständnis sowie Dogma der Kirche Gott; es ist im wörtlichen Sinne ein Gottes-Dienst.

In einem buddhistischen Kloster dienen die darin (für immer oder zeitweise) Lebenden (Frauen wie Männer) sich selbst, ihrem eigenen Weg, der eigenen Seele, dem Erlangen eines „höheren“ (= erweiterten, der vermeintlichen Wahrheit intensiver zugewandtem) Bewusstseins. Dem eigenen Karma.

(Diesen Begriff zu erörtern oder zu erklären bemühen sich zig dicke Wälzer, ich lasse es daher an dieser Stelle sein.)

Es lässt sich auch einfacher ausdrücken: Es ist das Streben nach Erkenntnis, Wissen, Verständnis. Eingeschlossen dem, was wir ganz ur-europäisch von der antiken Philosophie her kennen: „*Ich weiß, dass ich nichts weiß*“ (erstmal festgehalten durch Cicero kurz vor Christi Geburt). Auch die buddh. Philosophie lehrt, die eigenen Grenzen (der Erkenntnis) zu erkennen.

Und wieder dieser fundamentale Unterschied, wie es mir scheint (und damit bewusst ist): Im europäischen Sinne klingt das nach Resignation und Lethargie – „Man kann schließlich nicht alles wissen!“ – „asiatisch“ ist dieses Wissen um die Erkenntnisgrenze fundamentaler Bestandteil des Wissens. Es hilft, im Kopf eine Ordnung herbeizuführen, die der Logik, der Ratio dient (buchstäblich: es hilft, in Ordnung zu sein).

Dienen heißt, im Rahmen seiner für sich selbst erkannten Möglichkeiten für den Augenblick bereit, „da zu sein“. „Dienendes Werkzeug“ zu sein. Das *sich selbst dienen* beginnt damit, dass man aufhört, einen determinierten (durch sich selber voreingestellten) Willen zu haben – oder in deutsche Denke übersetzt: Indem man aufhört, Vorurteile zu haben. – Man vertraut dem Zufall (*ach neeee :-)*)

Es gibt noch einen dritten Grund, meine Ehefrau. Die hat mir zeitlebens „vorgehalten“ (mich ermahnt, wäre die bessere Vokabel), ich sei zu abgehoben und müsse auch mal auf der Ebene der normalen Mensch denken und reden können. Sinngemäß mit Menschen, die so am Stammtisch, an der Theke, beim Geburtstagsfeier-Smalltalk ihre Sicht der Welt zum besten geben (*sorry, was heißt zum besten, die reden ja doch nur immer alles schlecht* – schon wieder dieser Besserwisser Wenke!).

Na, dann gucken wir doch mal, was da so kommt ...

LICHT. SCHATTEN. GEWISSEIT.

Seit dem bin ich – durch Zufall, durch was denn sonst? – in zig Aktivitäten geschlittert, an die ich kam wie die sprichwörtliche Jungfrau ans

Kind. Eins ergab das andere. Eine lange Zeit habe ich bewusst vermieden, dabei meine eigenen Ideen allzu stark in den Vordergrund zu stellen – die Fähigkeit schon verdeutlichend (aber das wird dann auch schnell von anderen als Eigensinnigkeit verwechselt).

Manchmal hilfreich, zuweilen auch ärgerlich war, dass innerhalb dieser Aktivitäten die meisten Menschen nichts von meinem beruflichen Hintergrund wussten. Ich musste erst einmal lernen, mich nicht über den Quatsch zu echauffieren, den ich mir in diesem Zusammenhang oft habe anhören müssen, wenn es wieder einmal im weitesten Sinne um Medien, Marketing und Kommunikation ging. Versuchte man es dann doch einmal, ansatzweise und vorsichtig, die Sache auf und zu erklären, stieß und stößt man auf taube Ohren. Ja eben, woher sollen sie es hierzustadt auch wissen, schließlich war das, was ich 30 Jahre beruflich gemacht habe, in Solingen nie Thema. Und wenn, dann nur in Firmen, die kaum bis gar nicht ins gesellschaftliche Leben der Stadt hineinreichten. Oder die sich als Unternehmen, Berater, Agentur an der Unwissenheit der Solinger die Taschen recht bequem füllen konnten (und noch immer können).

Ich werde keine Einzelheiten erzählen, – die sind noch nicht verjährt, um es lax auszudrücken. Aber eine Erkenntnis, eine Art vorläufige Zwischenbilanz ziehen.

- Es gibt in Solingen viele Enthusiasten, die sich für die Stadt, die Gesellschaft, für andere einsetzen. Die genauso, wie es meine Intention ist, ohne zu fragen, ob es Moneten bringt, Ihr Talent und jede Menge (Frei-) Zeit „opfern“, um anderen eine Freude zu machen. Es ist ein wunderbares, das schönste Erleben für mich in den letzten Jahren gewesen, vor allem im Kreis der Solinger Künstler viele Menschen getroffen zu haben, die liberal und positiv denken. – Es wäre unfair, einzelne Personen zu nennen, verdient haben es mehr, als hier Platz ist. Die Kulturszene in Solingen ist wirklich phantastisch und weit intensiver und kreativer, als man es einer Stadt im Schatten vieler größerer Städte eigentlich zutraut.

Und damit ist klar: Das Vorurteil, in Solingen würde vor allem nur und immer gemeckert und nichts geschähe wirklich, völlig falsch ist. Klar ist aber auch, die immer nur meckern und selbst nichts tun, sollte man gehörig in den Hintern treten. Meine Lust dazu wächst überproportional, weil sie nämlich zu faul oder dämlich sind (ist manchmal dasselbe), ihren eigenen Arsch hochzubekommen oder zu träge, um sich mit den Tatsachen befassen.

- Schwer dagegen ist in Solingen – so mein Erleben in den letzten Jahren –, nur einer Sache, einem Ziel, einer Gemeinsamkeit verpflichtet sein zu wollen, ohne auf Vorteil bedachte Eigeninteressen zu vertreten. Ich habe zum Glück eine Reihe solcher Menschen getroffen, es sind nicht wenige, und mit denen ergibt sich eine unter'm Strich angenehme und sinnhaltige Kollaboration.

Doch die Zahl derjenigen, die mir einfach nicht geglaubt haben, dass ich selbstlos mich für etwas einsetze oder dafür arbeite, ist zwar nicht gewaltig groß, aber erschreckt mich doch. Und unmittelbar belogen worden bin ich von Menschen, denen ich bedingungslos vertraut habe und von denen ich es partout nicht erwartet habe.

Wie immer im Leben: Diese überschaubar wenigen, aber um so intensiveren Fälle hinterlassen Narben; man hat arge Mühe, darob nicht misstrauisch zu werden und weiterhin jedem Fremden gegenüber offen zu sein. – Ist wohl auch so eine klösterliche Pflichtübung ... :-((

- An dem Vorurteil, in Solingen würde über alles gemeckert, was jemand vorschlägt oder unternimmt, ist verdammt viel wahres.

Meine Erkenntnis und Schluss daraus: Es kümmert mich nicht mehr, was andere (über mich oder meine Ideen) sagen. Ich mache sie einfach. Und wem das nicht passt, für den hat der Solinger Dialekt eine allumfassende Weisheit parat:

„Dü kann mech murendiep am Asch lecken!“



KURIOSES, WICHTIGES, SKURRILES UND BELANGLOSES ÜBER SOLINGEN

Die nachfolgende Reihenfolge ist reiner Zufall, einfach so beim Gedanken aufschreiben entstanden. Es gibt auch keine Systematik, nach der man sie sinnvoll ordnen könnte. Weil in Solingen so manches einem verwunderlich erscheint. Und natürlich, noch subjektiver, also willkürlicher, als die folgende Auswahl geht's ja wohl kaum.

Es geht weder um Chronik noch soll dies ein Stadtführer sein. Aber ein Einblick in das, was mir zu meiner Heimatstadt einfällt, wenn ich darüber erzählen soll – oder auch erzähle, wenn in der Fremde wieder mal die Leute nichts mit Solingen anzufangen wissen, weil sie verdammt wenig über die Klingenstadt wissen (sie heißt tatsächlich offiziell seit dem 19. 3. 2012 „Klingenstadt Solingen“, so wie es auch eine „Lutherstadt Wittenberg“ oder „Hansestadt Lübeck“).

STRASSENAMEN-WIRRWARR

Rhein-, Weser-, Saar-, Donaustraße, man könnte meinen, solche Straßen gehören zusammen in ein Viertel. Logisch, dass dies in Solingen nicht der Fall ist und es kommt daher, weil die Stadt erstens vor über 150 Jahren beginnend wie wild gewachsen und dann später auch Städte zusammengelegt wurden, die gleiche Straßennamen hatten. Wovon dann jeweils nach welchem System auch immer nur einer übrig bleiben konnte. Gleiches gilt für die Hausnummern in den Hofschaften. Nummeriert immer schön der Reihe der Erbauung nach – und daher ein Horror für Taxifahrer und Lieferdienste.

Es bleibt die Erinnerung, fast schon Mahnung, dass Solingen in der heutigen Dimension und Konstellation eben keine gewachsene Stadt mit einer gemeinsamen Historie und einer integrativen Identität

ist. Sondern ein bunter Haufen Zusammengewürfeltes; was sich sowohl auf Ortschaften wie auch Menschen und deren Gemeinschaften bezieht.

Nett ist auch, dass Solingen eine Straße hat, die breiter als lang ist, die Schwesternstraße. Die heißt so, weil es auch früher eine Brüderstraße gab, die jetzt Mummstraße heißt.

SPD-GRÜNDUNG GRÄFRATH

Gäbe es nicht die eifrig-feurigen Frühsozialdemokraten aus Solingen, namentlich Gräfrath nicht, gäbe es vielleicht die SPD gar nicht. Die Zusage von etlichen Delegierten, auf dem Gründungsparteitag des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins 1863 in Gotha – Vorläufer der SPD – Ferdinand Lassalle die Stimme zu geben, soll den, geht die Überlieferung, ermutigt haben, die Gründung durchzuführen und sich als Vorsitzender wählen zu lassen. Im Nachkriegs-Solingen war die SPD kommunalpolitisch top, heute stellt sie noch den Oberbürgermeister. Und dann muss man mal gucken, wie die Talfahrt der Sozis im Wahlergebnis weiter geht.

SOLINGER UND BERGISCHE BUNDESPRÄSIDENTEN

GUSTAV HEINEMANN, übrigens Schwiegervater von Johannes Rau, ist geboren in Schwelm, Präsident 1969-74. Schwelm zählt eigentlich schon zu Westfalen, ist aber dermaßen dicht am noch Bergischen Wuppertal, dass wir es einfach mal für diesen Zweck einverleiben.

WALTER SCHEEL (Präsident 1974-79) ist gebürtiger Solinger, genauer gesagt Höhscheider. Er wirkte im Solinger Stadtrat und hatte bis zu seinem Tode durchaus noch Beziehungen zu Solingen. Kaum bekannt, dass er auch mal als Bundesminister (kommissarischer) Bundeskanzler war, nach dem Rücktritt von Willy Brandt 1974; einen Tag lang war er dann Kanzler und Präsident zugleich – diese Kuriosität schafft nur ein Solinger.

JOHANNES RAU (1999-2004) war und blieb Wuppertaler, von Geburt und Gemüt.

PINA BAUSCH

Die Grand Dame des Balletts, gefeiert in aller Welt, von Wuppertal aus neue künstlerische Dimensionen der Körperpräsenz auf der Bühne prägend, also ein Weltstar, ist in Solingen so stiefmütterlich behandelt, dass es schmerzt. Man konnte sich gerade noch mal dazu durchringen, den Theatersaal in Pina-Bausch-Saal umzubenennen. Nein, mit manchen ihrer Töchter und Söhne geht die Stadt wirklich lieblos um.

GEORG MEISTERMANN

Ein Meister der Glasfensterkunst. Weltweit anerkannt und geschätzt, jedoch überwiegend in Deutschland tätig (über 1.000 Fenster). In Solingen gibt es auch ein Meistermann-Fenster: Es ziert das Treppenhaus des (alten, aufgegebenen) Finanzamtes. Wenn schon blechen, dann in schönem Licht -- oder wie, oder was?

VERONICA FERRES

Schauspielerin, Liebling der Boulevard-Presse, schon immer, und immer wieder gerne auch durch ihre Heirat mit Carsten Maschmeyer. Ihr hängt das Label an, „Tochter eines Kartoffelhändlers“ zu sein. Grausam. Als wäre es ein Wunder, dass Töchter von Kartoffelhändlern gute Schauspieler sein können. Wobei ich sie gar nicht für eine Schauspielerin halte. Ebenso wenig wie beispielsweise Götz George oder Mario Adorf. Sie alle können keine Rollen spielen. Es ist umgekehrt. Die Rollen nehmen die Persönlichkeit von Ferres, George, Adorf an. Ferres gehört zu den Schauspielern, bei denen man nie sagen könnte, „ach, geschminkt und im Kostüm hätte ich sie/ihn gar nicht erkannt“. Veronica Ferres spielt, wie sie ist. Und deshalb in jeder Rolle überzeugend gut weil zu 100% sie selbst.

Dass einer ihrer beiden Brüder (den anderen kenne ich nicht) auch ein sehr netter Mensch ist, gehört unbedingt erwähnt. Ich hatte in den letzten Jahren intensiv mit ihm zu tun. Der Solinger Märkte wegen. Denn er ist noch – Kartoffelhändler. Wird aber in der Klatschpresse nie drüber geschrieben. Da ist er immer der, der so lieb zu seiner Schwester ist. Ja, Journalisten, ein sonderliches Völkchen.

MARTIN MARTINO GERSCHWITZ

Mal ganz kess gesagt: Hätte ich nicht die show erfunden, wer weiß, ob Martin als Musiker weltweit Karriere gemacht hätte :-)) Er gewann mit seiner Gruppe „Eintopf“ die show 74, was wunder, sein Vater war in Solingen bekannter und beliebter, weil sehr guter Organist. Gerschwitz lebt heute in Kalifornien, wenn er denn mal zuhause ist, ansonsten tourt er durch die Welt. Und das tat er früher mit namhaften Bands und Stars, Meat Loaf's, Howard Carpendale, Eric Burdon, Iron Butterfly.

WDR-CHEFREDAKTEUR JÖRG SCHÖNBORN

Man kennt ihn, wenn wieder einmal Wahlergebnisse verkündet werden. Keiner kann das mit neutralerer, weil unbeweglicher Mine machen als Jörg Schönborn, gebürtiger Solinger. Es ist durchaus liebevoll gemeint, wenn man solche Menschen in dieser Stadt als Drügschlieper bezeichnet. Geht nicht zu übersetzen. Also, die nächsten schlechten Wahlergebnisse, verkündet von einem Solinger.

LUDWIG HÖLSCHER

Begnadeter Cellist, der in den 1930er Jahren Karriere machte, zusammen mit Elly Neu (Klavier) und Wilhelm Stross (Geiger). Danach spielte er auch u. a. unter Wilhelm Furtwängler bei den Berliner Philharmonikern. Hölscher gab Konzerte weltweit. Ein berühmter Solinger – hier gedenken nur wenige seiner.

ADOLF EICHMANN

Unrühmlich dieser Name, aber auch er ist gebürtiger Solinger. Mitverantwortlich für die Ermordung von schätzungsweise sechs Millionen Juden. Er flüchtete nach Argentinien, wurde vom israelischen Geheimdienst dort entführt und 1962 in Tel Aviv nach einem Prozess hingerichtet. Den Namen Eichmann spricht keiner mehr hier in Solingen aus. Ich finde das extrem schade. Dagegen unternimmt die Stadt immense Anstrengungen (so jedenfalls deren Selbsteinschätzung), das Bewusstsein vor allem bei jungen Menschen zu wecken oder wachzu-

halten, was Ausgrenzung und verbohrte nationalistische Ideologien anrichten können. Doch man tut so, als sei dies eine Bedrohung von außen, da in der Welt die bösen Terroristen und hier die friedliebenden Solinger. Nein, es war mitten in und aus Solingen, dass hier Mörder aufwuchsen und Verhängnisvolles anfangen oder beginnen. Das „Böse“ ist nicht irgendwo, es ist in der Mitte der Gesellschaft. Man sollte das so sehen, benennen, sich dazu bekennen. Schließlich ist auch der Erfinder des Begriffs „Drittes Reich“, Möller van den Bruck, Solinger. Sein Wohnhaus steht gegenüber dem Kunstmuseum, früherem Gräfrather Rathaus. Und der Bandanschlag 1993 ‚Untere Wernerstraße‘ kam und war auch mitten in der Stadt. Wir haben daraus zu lernen, nach innen (in die Stadt hinein) zu sehen und nicht nur Angst vor dem Fremden zu haben. Doch dieser Innenschau geht man in Solingen fast immer und überall aus dem Wege.

HEIMARBEITERGESETZ

Es gäbe ein endlos langes Kapitel aufzuzeigen, warum und wieso die Problematik Heimarbeiter gerade in Solingen zu Höhenflügen und genau so zu Elend geführt hat. Heute würde man die Heerscharen von Arbeitern in den Kotten „Scheinselbständige“ nennen – weshalb ein Heimarbeitergesetz wenigstens für etwas soziale Absicherung sorgen sollte. Hier in Solingen war es dringend nötiger als anderswo.

FRÜHMITTELALTERLICHES BRANDING (MEISTERZEICHEN, = MARKEN)

Es ist kess, aber ich behaupte, Marketing ist in Solingen erfunden worden. Denn schon im frühen Mittelalter schlugen die Meister ihre Marken auf die Klingen. „Branding“ heißt das heute. Von einer Solinger Markenware geköpft oder brüstlings getroffen zu werden, na, da muss doch manchem Kämpfer das Sterben zum Vergnügen geworden sein ... ??? :-((Jedenfalls kann man im, wie ich finde, entsetzlich langweiligen Solinger Klingenmuseum (früheres Gräfrather Kloster) all diese Markenzeichen sehen und bestaunen. Leider nach meinem Geschmack ein völlig lustlos präsentiertes Konvolut, gleichwohl es wissenschaftlich

richtig geordnet sein mag, aber eben deshalb dröge daherkommt. Sehr schade.

BÜRGER DIENSTMÄDCHEN LACHSERSATZ

Die Wupper war mal – zusammen mit der Emscher – Deutschlands dreckigster Fluss. Das ist zum Glück lange her. Alte Solinger, wie ich, haben noch den Geruch, Gestank wäre das bessere Wort, in der Nase, vor allem an heißen Sommertagen. Inzwischen ist der Fluß wieder weitgehend sauber, selbst Lachse sind zurückgekehrt, die hier vor Jahren ausgesetzt wurden. Wurde aber auch Zeit, denn Ende des 19. Jahrhunderts beschwerten sich Dienstmägde in Burg an der Wupper heftig darüber, dass sie jeden Tag Wupperlachs essen müssten und keine Abwechslung hätten. – Na ja, vielleicht wird ja bald der Wupperlachs teurer als kanadischer Wildlachs. Ungelogen, Flußkrebse zum Essen (eine Köstlichkeit) aus der Wupper gibt es schon längst und sind bei Edelgastronomen begehrt.

ÄLTESTER EXISTENTER MÄNNERGESANGVEREIN

Neulich habe ich miterlebt, wie man sich in einem Verein darüber aufregte, die Bevölkerung würde bestimmten Vereinen unterstellen, „nur zu saufen“. – Ja, welchen anderen Zweck haben Vereine denn sonst? Vereine dienen der Gemeinschaft, Gemeinschaft meint in Deutschland Geselligkeit, Geselligkeit braucht Feierlichkeiten und Feiern, beim Feiern wird traditionell viel und oft und überwiegend alkoholisches getrunken. Was die gefühlte Geselligkeit mächtig anstachelt, bis sie in blinden Zorn übereinander umschlägt. Manchmal auch wörtlich zu nehmen.

Neben der Feuerwehr (hahaha, die löschen nur den eigenen Brand) gelten Kegel- und Gesangsvereine als ein Haufen von Schluckspechten. Ich fürchte, mit diesem Urteil, selbst wenn es heute ein nicht mehr stimmiges Vorurteil ist (jeder muss ja nach der Probe mit dem Auto nach Hause fahren) müssen die Vereine irgendwie zurechtkommen. Nicht zurecht kommen sie mit ihrem eigenen Aussterben.

In Solingen gibt es nicht zufällig – lange geleitet von Ulrich Renner, mit dem meine Frau zusammen bei der Stadtverwaltung die Ausbildung gemacht hat – die „Zentralstelle für den deutschsprachigen Chorgesang in aller Welt“ (Solinger lieben solche langen Namen, wie heute beispielsweise der „Verein zur Förderung des traditionellen Solinger Brauchtums e.V.“). Solingen war eben die Klingenstadt – was viele Schriftsteller und Schreiberlinge dazu veranlasste, zu verneinen, es bezöge sich auf Messerklingen, sondern es käme vom Klingen in den Tälern und auf den Höhen, weil hier so viel gesungen wird. Kompromissbereite munkelten davon, es wäre das Klingen der Schmiedehämmer, das den Beinamen Klingenstadt begründe. Also, Gesangsvereine gab es hier viele, sehr viele. Einige wenige sind geblieben. „Die Meigener“ – hieß er mal, nun heißt es „DIE BERGISCHEN - Bergischer Männerchor Solingen 1801 e.V.“ Die Umbenennung erfolgte, weil der Chor mit anderen fusionierte – eben: Singen stirbt wahrscheinlich auch in Solingen aus. Leider. Die Sängerfeste waren immer so lustig ... sorry, wollten wir ja nicht mehr drüber reden.

EX-HILLERS, HEUTE HARIBO, SÜSSWAREN-FACHSCHULE

Solingen ist eine süße Stadt – in Gräfrath steht die Deutsche Süßwarenfachschule, in der wirklich Bonbonkocher ausgebildet werden (auch wenn der Beruf anders heißt). Sie steht nicht zufällig dort, sondern hat einen Bezug Hillers, einst dem Pfefferminz-Drops-Hersteller Nummer eins in Deutschland. Längst aufgekauft und umfunktioniert von und zu Haribo. Jetzt werden hier Gummibärchen und andere Klebmassen hergestellt. Süchtigen rate ich ein langsames Vorbeifahren am langgestreckten Firmengebäude: Noch auf der Straße riecht es nach Geschmackessenzen-ertränktem Zucker.

Jemand aus unserer Familie – Ebene der Geschwister der Großeltern – war mal Generalvertreter bei Hillers. Seine Witwe war eine lebenslustige und großzügige Frau. Immer wenn ich zu Besuch bei ihr auf der Köcherstraße war, bekam ich als kleiner Stropp einen. Nicht einen Karton voll. Nicht eine Rolle Drops. Nein, 1 Drops. So sind sie, die Solinger, reich wird man nicht vom ausgeben, reich wird man vom

behalten! (Ist eine Redensart, die manchmal die Solinger von sich geben, die nicht gerne darüber reden, dass sie reich sind.)

OBUS (NUR NOCH 3 DT. STÄDTE, ESSLINGEN, FÜRSTENWALDE)

Der Obus – ohne den ist Solingen nicht Solingen. Nur noch zwei andere deutsche Städte haben einen Trolleybus, Esslingen und Eberswalde. Solingen hat die meisten. Und warum? Ist doch klar, aus Armut.

Als nach dem zweiten Weltkrieg der öffentliche Nahverkehr auf-, neu- und ausgebaut werden sollte, erschien es billiger, in Oberleitungsbusse zu investieren als in ein Schienennetz. Klugerweise entschied man sich gegen Dieselbusse. Und obwohl die Obusse auf „Schienen oben“ (Stromleitungen über der Straße) angewiesen sind, klappt die Flexibilität in Solingen hervorragend.

Klar, es gibt auch Dieselbusse in dieser Stadt auf etlichen Linien, aber der Obus ist eben der typische Solinger Bus, er bedient die Hauptstrecken. Der allgemeine Ausdruck für die Obusse ist „Stangentaxi“, der Stromabnehmerstangen wegen.

Eine Besonderheit in Burg: die weltweit einzige Drehscheibe für Obusse. Eingebaut, weil der Platz für einen Wendepunkt nicht reichte. Inzwischen fahren sogar die ersten Zwitter-Busse: Fahrbereit entweder mit Oberleitung oder mit der bordeigenen, hochleistungsfähigen Batterie. Hat auch mit Burg an der Wupper zu tun. Dort wollte man keine Oberleitungen durch die enge Ortsdurchfahrt bis zur Endhaltestelle legen. Und entschied sich für einen Bustyp, der derzeit in Fachkreisen für Furore sorgt.

Einem Artikel des Solinger Tageblattes ist zu entnehmen: „Der 2016 verstorbene Alt-Bundespräsident Walter Scheel (FDP) verriet dem ST vor langer Zeit, dass er Anfang der 50er Jahre mit seiner Stimme dafür gesorgt habe, dass es im Stadtrat eine knappe Mehrheit für die Einführung des O-Busses und damit für die schrittweise Abschaffung der Straßenbahn gab.“ Solinger Geklüngel halt. Aber damit wird man Bundespräsident. Die Solinger Obusse sind übrigens beige-gelb lackiert. Und jetzt löse ich, erstmals weltweit, ein Geheimnis.

Walter Scheel sang – als Präsident – das Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“ auf einer Benefiz-Schallplatte. Alle dachten, es sei die Postkutsche gemeint. Nix da, es war der Obus!

BENRATHER LINIE / SPRACHGRENZE - NIX STÄDTEDREIECK

In den Köpfen der Deutschen verläuft eine Grenze. Wer jetzt an die Ex-Mauer in Berlin oder die Nord-Süd-DDR-Grenze von der Ostsee bis in den Bayrischen Wald denkt, liegt 90 Grad schief. Die Grenze verläuft West-Ost, von Benrath (bei Düsseldorf), zwischen Gräfrath (Solingen) und Vohwinkel (Wuppertal) vorbei Richtung Osten und ist als „Benrather Linie“ bekannt. Sie trennt sprachlich das Land – und mental. Südlich ist irgendwie das fröhliche Rheinland, nördlich das dröge Westfalen und noch dröger, da leben die Norddeutschen.

Solingen ist also nördlichstes Rheinland. Aber keineswegs südliches Westfalen, gleichwohl es östlich von Solingen im Sauerland tief ins Oberbergische reicht. Weil es diese Kulturgrenze gibt, wird das auch nie etwas aus dem Bergischen Cluster, der Dreieinigkeit von Solingen-Remscheid-Wuppertal (alphabetisch aufgezählt).

Die Grenze bezeichnet Unterschiede in den Aussprachen, angeführt wird oft „ick-ich“, „dat-das“, „Dorp-Dorf“, „maken-machen“. Übrigens, das ist jetzt hier keine Glosse, sondern es geht um eine Isoglosse. So nennen Fachleute Aussprache- oder Dialektgrenzen.

SOLINGEN-GESETZ

Ursprünglich hieß es das „Gesetz zum Schutze des Namens Solingen“, heute Solingenverordnung. Geregelt ist, dass die Herkunftsbezeichnung Solingen nur dann verwendet werden darf, wenn alle wesentlichen Herstellungsstufen innerhalb der Stadtgebiete von Solingen oder Haan erfolgen. Das Gesetz wurde 1938 erlassen. Heute ist ein eine Bundesrechtsverordnung der Bundesrepublik Deutschland gemäß § 137 Markengesetz, BGBl. I S. 3833 – dies nur mal so für alle Korinthenkacker, die es in Solingen ja so zahlreich geben soll.

Solingen ist damit als einziger Städtename der Welt gesetzlich geschützt! – Da muss ich mich beeilen hinzuzusetzen, dass ich als passionierter Hobbykoch in meiner Küche NUR Solinger Messer renommierter Hersteller verwende.

ZÖPPKESMARKT - GRÖSSTER STRASSENTRÖDEL IN NRW

1969 fand diese Mischung aus Trödelmarkt, Straßenfest und (nach heutigem Jargon) Partymeile zum ersten Mal statt. Damals war es normal, auch mal etwas Unnormales zu tun. Es brauchte nur einen Aufruf in der Zeitung und die Bereitschaft einiger Journalisten, Politiker und Verständigen in den Ämtern und Behörden, und schon konnte es losgehen. Von Anbeginn war der Zöppkesmarkt ein ziemliches Chaos, aber irgendwie auch wohlorganisiert. Spaß an der Freud' war und blieb Motto, das gute Tun für gute Zwecke auch.

Das ist vielleicht von der Geburtsstunde des Zöppkesmarktes an der entscheidende Unterschied zu anderen Trödelmärkten. Die ja, ganz legitim, auch Gewinn, Verdienst, Kommerz, nicht selten Gewerbe und damit Volleinkommen sind. Oder der Ersatz für die Müllabfuhr, Sperrgut- bzw. Entrümpelungsdienste. In Solingen war und ist heute wieder der Zöppkesmarkt ein riesiges Festival des Karitativen. Man tut Gutes. Erlaubt ist zu kalauern, ja manchem Solinger und immer mehr Besuchern tut der Markt als munterere Episode im Jahreszyklus gut. Das auch, aber mehr noch ist das „wir tun's für einen guten Zweck“ so etwas wie ein Roter Faden. Nicht gering ist die Zahl der Stände und Organisationen, der Personen und Institutionen, der Vereine und Verbände, die teils schon seit Jahren, Jahrzehnten, seit Beginn an für karitative Aufgaben dabei sind. Die sich der Öffentlichkeit präsentieren und egal, wieviel zum Schluss an Überschuss bleibt, über jeden Cent, früher Pfennig, freuen, der für einem gutes Werk dienen kann. Der Geist „Wir haben Freude, anderen eine Freude zu machen“, ist keine Fiktion – er schwebt sozusagen als Motto über das halbe Zöppkesmarkt-Jahrhundert und mehr denn zwischenzeitlich wieder über dem Markt und seinem Flair.

2018 fand der 50. Zöppkesmarkt statt, 2019 also der 51, wobei dann das 50. Zöppkesmarktjahr sein wird und auch die 50. Miss Zöpfchen gekürt, deren Wahl erst beim 2. Zöppkesmarkt begann und zur Tradition wurde. Fast 20 davon ließen sich letztes Jahr „op dr Rëih“ auf der Bühne bewundern.

Seite der „Brauchtums-Verein“ ab 2013 den Zöppkesmarkt organisiert, ist es Tradition, dass die „Macher“ als Solinger Figuren auf dem Plakat zu sehen sind. 2018, zum 50., wars – der dicke, starke Wenke. Hollywood lässt grüßen *lol*

SCHEISS-STADT: NAMENS-URSPRUNG

Der Ursprung des Namens Solingen ist nicht geklärt. Meine persönliche, mir logisch erscheinende Definition: Er ist eher unrühmlich, stinkend, die totale Scheiße. Solange nicht das Gegenteil bewiesen wird, darf angenommen werden, er kommt von dem, was man später Suhle nannte, einem Schlamm- und Fäkaliengemenge für Tiere. Lokalität: dort, wo es heute Entenpfuhl, Entenpölschen, heißt. Weil verbindliche Rechtschreibung bei weitem noch nicht so alt ist, wie die meisten annehmen, hatte Solingen im Laufe der Landkarten und Jahrhunderte manche Namen, Sologgen, Solich, Solagon, Sahlingen. Insofern ist die heutige Schreibweise nichts anderes als ein Einfrieren bis dato ständiger Veränderungen. Das gilt im übrigen auch von den Ortschaften, von denen das heutige Stadtgebiet weit über hundert zählt.

Ein Bruder meines Vaters – beide in Schlesien geboren, durch Kriegswirren in den Westen verschlagen – lebte in Sulingen, nicht weit von Bremen. Zufälle gibt’s – ich glaube, ich erwähnte es bereits.

KNIRPS, DINETT, KRUPS-MIXER

Im Laufe der Industrie- und Wirtschaftsgeschichte hat Solingen viele bekannte, berühmte Namen hervorgebracht und beherbergt. Sie aufzuzählen würde Seiten füllen. Ob eben der faltbare Schirm, erfunden von Herrn Bremshey, das Kult-Faltwägelchen für den vornehmen bürgerli-

chen Haushalt der 1960er Jahre (Dinett), die Besteckfabrik Drache, die der Sage nach ein goldenes Besteck für den Schauspieler Curd Jürgens fertigte; oder Anfang des vorigen Jahrhunderts die Marke Nirosta, angesiedelt im Engelswerk am Central. Kronprinz-Autofelgen, Hillers Pfefferminz, Zwilling-Messer (Twins), Maschinen von Kieserling, Landmaschinen von Rassepe – bis in die USA, Rautenbach Aluminiumguss, – und eben alles von Krups, der vor mehr als einem halben Jahrhundert führenden Marke für Haushaltsmaschinen, Kaffeemühlen eingeschlossen.

Heute sind es Firmen wie Walbusch oder Codecentric, aber auch Haribo und BIA, die „me fecit Solingen“ (so die alte Herkunftsbezeichnung auf Solinger Schwertern) in die Welt hinaustragen.

MÜNGSTENER BRÜCKE

Die höchste ihrer Art, in der Art, wie auch der Pariser Eiffelturm gebaut ist, aus gewinkelten Stahlstreben. 107 m über dem Flussbett der Wupper hoch, ca. 500 m lang und doppelspurig die Eisenbahnverbindung zwischen Solingen und Remscheid ermöglichend. Sie hat angeblich als letzten einen goldenen Niet eingesetzt bekommen (ist leider nur Legende) und soll demnächst in einem erneuten Anlauf zusammen mit anderen europäischen Brücken per Antrag in die Liste der UNO-Weltkulturerbestätten aufgenommen werden. Gebaut wurde sie 1894-97; dem gleichen Prinzip folgt übrigens auch das Tragegerüst der nahe Wuppertaler Schwebebahn.

Mit Solingen hat die Brücke sehr viel zu tun. Obwohl eigentlich halb Remscheider Anteil, ist sie das meistbenutzte optische Signet für die Identität der Klingenstein. Was ja nun wieder typisch ist: Im Mittelpunkt steht, was am Rande liegt - - - nein, Solingen kann man nicht verstehen. Nie. Keiner.

AUGENARZT DE LEUW, KURORT GRÄFRATH

Gräfrath war mal kurze Zeit Kurort, wegen eines dort praktizierenden international bekannten Augenarztes. Wen und warum das interessiert? Keinen und überhaupt nicht, aber außer kneipenseliger Nostal-

gie hat Solingen auch ziemlich durchgängig vergessen, dass es eigentlich schön ist. Doch das interessiert die Welt genau so viel wie jener Sack Reis, der soeben in China umgefallen ist.

SOLINGEN, ROM, NEW YORK

Ja, sie haben etwas gemeinsam. Rom wurde auf 7 Hügeln gebaut. Solingen auch. New York hat die Telefon-Vorwahl 212. Solingen auch. Ich hab's schon so vielen Leuten erzählt. Manche haben mit „Aha!“ geantwortet. Und das Thema gewechselt.

EINE DER ERSTEN TRINKWASSER-TALSPERREN

Nebenan in Remscheid baute Prof. Otto Adolf Ludwig Intze die erste Trink- und Versorgungswasser-Talsperre Deutschlands (1891 fertig gestellt, noch vor der Müngstener Brücke). 10 Bauvorhaben später, alle nach dem von ihm erfundenen Prinzip der Form der Staumauer, folgte die Sengbachtalsperre (fertig 1903. Mit dem besten Wasser der Welt. Zum Glück regnet es im Bergischen viel. Diese Solinger Sengbachtalsperre hat für mich persönlich vier Bedeutungen.

- I. Komme ich nach einer (langen) Fahrt nach Solingen in mein Zuhause zurück, gibt es erst mal ein Schluck gutes, frisches Sengbachwasser. Auch ansonsten trinke ich davon viel, was Geld spart, weshalb ich wieder wegfahren kann. Aber das nur am Rande.
- II. Das offizielle Verlobungsfoto (noch erhalten) meiner Eltern entstand auf der Krone der Sperrmauer. Folgerichtig bin ich gebürtiger Wassermann, sternkreiszeichenmäßig.
- III. Als Kind musste ich immer um die Talsperre spazieren gehen. Grausam. Seit dem hasse ich Wandern und Spazierengehen.
- IV. Und hasse – ich gebe zu: bis verachte – ich zuweilen und in einem mich erschreckenden Maße Kommunalpolitiker. Das kam so:
Eines Tages vor einiger Zeit gab es Pläne für mein Wohngebiet Hasseldelle, einen Supermarkt anzusiedeln. Wie in Solingen üblich, waren die einen dafür, die anderen dagegen, ziemlich hälftig. Auf einer öffentlichen Diskussion dann auch die nach meiner Einschätzung nach eher von schlichtem Gemüt gekennzeichnete funk-

tions- und amtstragende Bezirksvertretungsperson, deren Namen ich aus Gründen der Diskretion verschweige. Es ging um die Ansiedlung eines Aldi-Marktes, dies vorweg. In meinem Redebeitrag führte ich aus, man müsse sich ein Beispiel an der Weitsicht der Politiker von vor hundert und mehr Jahren nehmen; Beispiel: Hätte der damals Solinger Bürgermeister August Dicke – der in Solingen verdammt viel bewirkt hat, was leider vergessen ist – nicht jenen Prof. Intze frei Bahn gegeben, sehr großzügig bis überdimensioniert zu denken, wäre nicht ein so großes Wasserreservoir entstanden, von dem wir alle heute noch extrem profitieren – der Menge und Qualität des Wassers wegen. Das vorausschauende hat also die Entwicklung angetriggert, war Katalysator – und deshalb sollten strukturelle Entscheidungen nicht nach Ist-Zustand, sondern mit der Vision der gewollten Entwicklung und Prosperität getroffen werden. Und die Hasseldelle könnte auf Sicht davon als Standort, zum Beispiel für verdienende Berufstätige, durchaus profitieren. – Da guckte mich die Kommunalpolitikerin an, guckte, guckte nochmal, der Unterkiefer senkte sich leicht, sie starrte mich weiterhin an, der Mund öffnete sich und dann fielen diese historischen Worte: „Herr Wenke, was hat denn der Aldi mit der Talsperre zu tun?“

Ich schäme mich nicht zu bekennen, an Mord gedacht zu haben. Innerlich begraben habe ich aber spätestens an diesem Tag, dass man von Hobbypolitikern dieser Stadt perspektivischen Optimismus erwarten kann und darf.

Denn nämlich auch dies ereilte mich: Es ging in einer von einer anderen Partei, als die zuvor geschilderte Dame angehört, initiierten öffentlichen Erörterung um den Verkauf oder Erhalt der Solinger Stadtwerke (oder Teile davon). Die Sengbachtalsperre mit dem besten Wasser der Welt gehört den Stadtwerken. Ich vertrat vehement die Ansicht, betreffs der Strom- und Gasversorgung bzw. -bezug könne man ja durchaus noch reden, dies sei landesweit eh in der Diskussion. Aber das Wasser möge man bitte als sakrosankt, also unantastbar erklären – seiner Qualität wegen. Ich könne mir

vorstellen, dass es bei der weiter gehenden, längst erkennbaren Verschlechterung der Weltbevölkerung mit gutem Trinkwasser durchaus einmal eine über die Stadt hinausreichende Einnahmequelle werden würde. Wie mich diese Frau, immerhin Ratsfraktionsvorsitzende, dann angeschaut hat ...

--- Mensch hör auf damit, ich hab keine Lust mehr.

Schade, dass ich nicht schwul bin. Ich glaube, ich eigne mich zum Frauenhasser.

BURGER BREZEL – SLOWFOOD-ARCHE-PASSAGIER

Aus Wupperwasser und Lehm, so die Sage, sei das vom Aussterben bedrohte, angeblich ach doch so bergische Gebäck. 1895, im Zuge der Besetzung von Burg a.d.W. und überhaupt des Rheinlandes durch napoleonische Truppen kam das Rezept ins Grafenstädtchen; es ist, das Geheimnis ist längst gelüftet, ein Hefeteig. Nur noch erschreckend wenige Bäcker stellen es her; ziemlich folgerichtig wurde es auch in die Arche der Slowfood-Bewegung aufgenommen, als zu rettender lukullischer Passagier.

Zusammen mit Olaf Link, dem in Solingen und generell dem Bergischen bekannter, umtriebiger Heimatthemen-Autor (er beschreibt akribisch wie auch anekdotisch die Bergischen und das Bergische in vielen Büchern) habe ich über den von mir so benannten „Bergischen Orden“, dem umzuhängenden Prachtbrezel, eine illustrierte Schrift verfasst. Es ist pure Nostalgie. Trägt man die letzten Enthusiasten zu Grabe, wird auch der ach so krümelige Burger Brezel Geschichte sein.

EINE DER WENIGEN SEILBAHNEN IN NRW (BURG)

Burg an der Wupper, trotz rapiden Verfalls der Ortschaft Unterburg der inzwischen in Restaurierung befindlichen Phantasieburg hoch oben auf dem Berge einen Besuch wert, kann man sogar mit der ersten in Nordrhein-Westfalens errichteten Seilbahn erreichen. Fast schon alpin: es geht auf fast genau 500 Metern 90 Meter den Berg hoch – oder runter.

PLAGIARIUS-MUSEUM

Solingen wird beklaut, ständig. Die billigsten Muppen (so heißen in Solingen Klingen minderen handwerklichen oder materiellen Wertes) aus anderen Kontinenten werden als Solingen markiert, was laut gesetzgleicher Solingenverordnung verboten ist. Anti-counterfeit, die Produktpiraterie-Abwehr ist also für hiesige Firmen und den ansässigen Schneidwarenverband ein enorm wichtiges Thema. Nicht zuletzt deshalb siedelte das Plagiarius-Museum von Berlin nach Solingen um; Plagiarius ist eine verhöhnende Auszeichnung, der „Zwerg mit der Goldenen Nase“, die jedes Jahr den dreistesten Betrügern, sprich Produkt- und Ideen-Dieben verliehen wird. Darunter sind, es geht ja um alle Produkte, auch immer wieder deutsche Firmen.

Beruflich hatte ich aufgrund intensiver Verbindungen zu einem renommierten Fachinstitut der Printmedien-Industrie und einem befreundeten Berater mit dem Thema über lange Jahre intensiv zu tun. Wir publizierten darüber europaweit. Logisch, dass man als Solinger mit diesem Thema, das zentral für Solingen ist, nicht landen konnte. Aber wehe, hier kopiert einer meine Fachartikel und Ausarbeitungen darüber ... wehe!

ZENTRUM DER VERFEMTEN KÜNSTE (KUNSTMUSEUM)

Das eigentlich traurigste Kapitel ist paradoxerweise (was ist in Solingen nicht paradox, wenn ich mal fragen darf?!) das anspruchsvollste. Ein Museum, basierend auf einer weltweit einmaligen Sammlung als Stiftung, die so genannte Verfemte Kunst zeigt; Künstler und deren Werke, die die Nazis verboten, verbrannt, verbannt haben. Erfreulich, wie behut- und aufmerksam viele kultur-affinen Solinger (von denen es sehr viel mehr gibt, als der äußere Anschein und das Gebaren der Stadt vermuten lässt) mit diesem unbedingt schützenswerten mahnenden Andenken umgehen. Meine Hochachtung und Respekt, das ist mal Solingen von seiner besten Seite, auch wenn wie gesagt der Anlass und Inhalt eher beängstigend und bedrückend ist.

CHIRURGISCHE INSTRUMENTE, TIERÄRZTL. INSTRUMENTE

In Solingen wurden und werden Messer hergestellt; darin eingeschlossen auch solche für chirurgische Zwecke. Und viele Geräte in der Human- und Tiermedizin. Als Schriftsetzer-Lehrling musste ich vom ersten Tag an über alle Jahre an ziemlich umfangreichen Katalogen eines sehr renommierten Solinger Tierinstrumenten-Herstellers mitarbeiten. Die Gerätschaften, die ich damals noch als Klischee oder Galvano („Druckstöcke“ für den Hochdruck) zu sehen bekamen, verursachten mir körperliche Pein – mein sadistischer Ausbilder gab mir immer den Katalogteil mit den Kastrationsgeräten zum Setzen. Diese Arbeit setzte den Sexualtrieb erheblich herab. Es geht aber auch noch schmieriger und glitschiger. Auch vom ersten Tag war ich intensiv involviert in die Herstellung einer monatlichen Fachzeitschrift mit dem inspirierenden Titel „Schmiertechnik“. Stundenlanges Lesen von Manuskripten und Fahnen über Viskosität (=Fließverhalten) und die Eigenschaft von Fetten. Appetitanregend für die Frühstückspause.

Pikant bis unappetitlich wird es aber erst bei dieser Passage: Auch durfte ich monatlich die von der Industrie- und Handelskammer herausgegebene, gedruckte Schuldnerliste umbrechen (es gab ja noch keine Internet- und Datenbank-Auskunft). Zwar zum Schweigen verdonnert las man aber die Namen derjenigen, die vor'm Amtsgericht die Finger gehoben oder gegenüber Behörden ihre Zahlungsunfähigkeit (manchmal auch Unwilligkeit) bezeugt hatten. Mein Wunsch damals: Den Titel „Schuldnerliste der Stadt Solingen“ mit „Ehrenbürgerschaft der Stadt Solingen“ zu ersetzen. Weil ich überzeugt war, keiner hätte den Tausch gemerkt. Mehr sag ich jetzt aber nix dazu. Ist ja auch schon verjährt.

STADTAUTOBAHN OHNE RICHTIGE ANSCHLÜSSE

Ich komme nicht umhin, ich will er erwähnen müssen. Solingen hat eine Autobahn, eine Stadtautobahn. Die beginnt im nichts und endet dort. Hätte es jemand wirklich anders erwartet? Mehr sag ich jetzt aber nix dazu, auch wenn die Autobahn noch nicht verjährt ist.

MITTELPUNKT SOLINGENS IST MÜLLVERBRENNUNG

Ist mir mal so beim Basteln der Homepage „www.solingen-internet.de“ aufgefallen. Der Mittelpunkt von Solingen ist Müll, stinkender Abfall, dem Fegefeuer der Heizöfen freigegeben. Wie schrieb ich noch soeben: Hätte es jemand wirklich anders erwartet?

SOTER, ERSTER BERGISCHER BUCHDRUCKER & FREIGEIST

Als Jünger Gutenbergs könnte ich stolz darauf sein, praktisch nur 1 km Luftlinie von Solingens erster Druckerei – gleichzeitig eine der ersten im Bergischen Land – zu wohnen; wenn sie denn noch irgendwie existieren würde. Aber so ist sie nur noch ein virtueller Ort. Über den ich jedoch vor einiger Zeit das große Vergnügen hatte, mit dem WDR Wuppertal eine Folge des „Lokalzeit-Rätsels“ zu drehen.

Johannes Soter, Drucker aus Köln, musste der Domstadt fliehen, weil er Schriften gedruckt hatte, die dem Bischof und seiner machtgeilen Entourage missfielen. Er suchte sich einen Platz im damaligen Urwald, dennoch verkehrstechnisch wie energetisch gut gelegen; und so kam er an einen Ort, der später Papiermühle heißen würde; man darf gerne raten, warum. – 100 Jahre, nachdem Gutenberg sein Werk schuf, ging es mit den aufsässigen Setzern im Bergischen auch los. Als alter Bleisetzer und damit legitimer Geselle des Johann von Gensfleisch genannt zu Gutenberg sage ich mal: irgendwie wirkt es nach.

FINANZAMT IM GEFÄNGNIS, STADTVERWALTUNG AM FRIEDHOF

Dass das hiesige Finanzamt (Ost) mit einem wichtigen, weil prüfenden Teil, einige Zeit im Gefängnis verbrachte, erwähne ich gerne. Es war die Zeit, da das Karstadt-Turmgebäude im Zentrum der Stadt abgerissen, Teile des dort eingemieteten Finanzamtbüros also heimatlos und der geplante Finanzamt-Neubau an der Goerdeler Straße noch nicht begonnen war. Das Gefängnis war das ehemalige Jugendgefängnis, vormaliges Stadtgewahrsam am damaligen Amtsgericht Solingen, heutigem Arbeitsgericht. Erwähnenswert ist es deshalb, weil man dummerweise die Prüfer des Finanzamtes wieder aus dem Gefängnis entlassen hat, gleichwohl das Urteil im Namen des Volkes ein anderes gewe-

sen wäre. Da aber auch unser bester Freund von dieser dienstlichen Ingewahrsamsnahme betroffen war, soll Milde vor Vergeltung walten.

Andauernd ist die für Solingen bezeichnende Situation, dass das Verwaltungsgebäude der Stadtverwaltung, also Rathaus, unmittelbar an einen Friedhof grenzt, sogar katholisch und evangelisch auf verbundenem Felde. Praktisch, so brauchen die Beamten nur umgebettet zu werden boh, dat is abba j äzz echt fies. Zumal wir geheiratet haben in dem „alten“ Standesamt an der Potsdamer Straße, dessen Gebäude, damals Teil des Rathauses, zuvor Krankenhaus war. Ja, so ist es in Solingen. Nimmt es da wunder, wenn Solingen stolz darauf ist, in Sachen Recycling als vorbildlich zu gelten. Hier kann man alles gebrauchen und wiederverwenden. Das entspricht voll und ganz der Solinger Mentalität. Bloß nichts wegwerfen. Wer will da Neuerungen erwarten in dieser Stadt.

Ich bekenne: nach chinesischem Tierkreiszeichen bin ich Ratte. Ratten, so wird es in diesem Zusammenhang interpretiert, zeichnen sich durch eine Sammel- und Vorrats-Leidenschaft aus. Potenziert mit der Solingen „wer weiß, wofür et jot is?“-Mentalität ergibt sich – Stop, nein, ich bin kein Messie. Im Gegenteil. Ich habe den Tick, immer aufräumen zu wollen. Habe ich es getan, beginnt das Chaos. Ich weiß dann nicht mehr, wo es liegt. Was begründet: In Solingen ist alles deswegen so kürmelig und durcheinander, weil sich die Solinger nur so zurechtfinden. Eine Erklärung, warum Zugezogene scheitern müssen oder einen jahrzehntelangen Lernprozess vor sich haben.

Da gäbe es noch die absolut einmalige, ehrenvolle Solinger Auszeichnung für besondere Menschen mit Mut und verbalem Engagement, die „Schärfste Klinge“. Oder die Tatsache, dass zwei Solingern schon einmal bei Olympia eine Bronzemedaille gewonnen haben. Es gibt eine 70 km langen Wanderweg rund um die Stadt, den Klingenpfad – typisch mal wieder für Solingen: Woanders kommt man eilenden Fußes weiter, hier jedoch dreht man sich im Kreise.

Solingen ist Filmstadt: So glorreiche Werke wie „Der gestiefelte Kater“ (Burg) oder „Morgens um Sieben ist die Welt noch in Ord-

nung“ (Gräfrath) entstanden hier. Oder so einladende Titel wie „The Last of US: Apokalypse Survival Guide“, „Auf den Spuren des Henkers“ (über Adolf Eichmann), eine Dokumentation. Besser ist da wohl schon „Duell der Brüder“, über das Leben der Gebrüder Adolf und Rudolf Dassler – Adidas –, wofür eine Massenszene in der Jahnkampfbahn Wald gedreht wurde. Mit Solinger Komparsen.

Es gäbe noch viel zu erzählen. Vielleicht nur noch das eine, und dann noch ein anderes.

AIRPORT-CITY #1

Ja nun, wie das? Rechnet man vom Stadtmittelpunkt eine Fahrzeit von eineinhalb Stunden – für das, was folgt, weltweiter Standard im Sinne von normal und absolut akzeptabel – dann hat Solingen elf (in Ziffern: eins-eins) Flughäfen, von denen aus praktisch die ganze Welt erreichbar ist, ob per Linien-Jet oder mit dem Privatflugzeug:

- (1) Düsseldorf
- (2) Köln
- (3) Frankfurt a.M. (mit Intercity)
- (4) Dortmund
- (5) Greven/Münster-Osnabrück
- (6) Weeze-Niederrhein
- (7) Paderborn-Lippstadt
- (8) Mönchengladbach
- (9) Mühlheim a.d.Ruhr
- (10) Leverkusen
- (11) Wipperfürth

... und mindestens 3 Segelflugplätze

Das ist mehr als jede vom Namen her glorreiche Stadt dieser Welt, New York, Paris, London, Berlin eingeschlossen.

Na sag ich doch: Solingen. Das bringt's !

WENN ICH GÄSTE HABE ...

die noch nie in Solingen waren und etwas über diese Stadt erfahren sollen, dann fahre ich mit denen rum und zeige ihnen zu ihrer bis jetzt immer gelungenen Verblüffung, wie grün Solingen ist – und ländlich, idyllisch, keineswegs Stadt und industrie-geschwängert. An der Wupper, durchs Ittertal, in Fürkelt, Widdert, Oben zum Holz, Gräfrath, Ohligser Heide, Kohlsberg, Wippe und Wipperaue, Rüden – es lassen sich so viele Orte finden, die beweisen: Diese Stadt ist in Wirklichkeit ein Dorf.

Und immer noch Historie zum Anfassen: Der Balkhauser und der Wipperkotten, das LVR-Industriemuseum Gesenkschmiede Hendrichs, das Klingensmuseum, die Eventschmiede in Müngsten (hervorragende Kombination mit der Müngstener Brücke). Natürlich Schloss Burg mit allem Drum und dran. Und wenn man Glück hat, es offen ist, kann man auch noch eine Spezialität bekommen, die Bergische Kaffeetafel.

Womit, neben der Kottenwurst (meine Empfehlung ist die Metzgerei Jacobs in Gräfrath oder auf den Wochenmärkten, aber auch schon die kulinarischen Höhepunkte fast alle versammelt sind; Panhas gehört dann vielleicht noch dazu.

Rein kulturell ist auch nicht wenig los; neben dem schon erwähnten Klingen- und Industriemuseum das Kunstmuseum Solingen mit der beschriebenen Sammlung der Verfemten Künste. Samstags gehts über Mittag in die Clemens-Galerien, wo derzeit und temporär (zur Kaschierung des Leerstands) die größte offene Bergische Künstler-Galerie, gemanagt durch Timm Kronenberg und seine city-art-project-Aktivitäten tiefen Einblick in die Solinger Kunstszene gibt. Genauso aber auch, und das ganz offensichtlich auch mit zukunftsweisender Beständigkeit, der „Südpark“, eine wörtlich zu nehmen Reihe von Ateliers etablierter Solinger Künstler; am Wochenende ist hier immer etwas los und ansonsten bieten die Internet-Seiten weitere Aktivitäten an.

Nicht vergessen werden darf die Fahrt mit dem Obus, möglichst nach Vohwinkel und da Umstieg in die Schwebebahn. Zum Spa-

zierengehen empfehle ich die Ohligser Heide, die ist flach und überschaubar.

Viele meiner Gäste haben mir dann gesagt, „oooch, das ist aber ganz hübsch und nett hier“. Am meisten verwundert hat mich, einige sind sogar wiedergekommen.

Oder sollte das wirklich nur an mir liegen? Täte mir leid für Solingen.



SUMMA SUMMARUM: DIE KLINGEN- STADT SOLINGEN

Wer, wie ich, aus Solingen stammt, hier zeitlebens wohnte, dazu noch Autor aus Leidenschaft ist, kommt nicht umhin, sich und den anderen „sein Solingen“ als Spiegelbild vor Augen zu halten.

Auf die Gefahr von Wiederholungen hin sei hier ein Text wiedergegeben, der um 2005 entstand für eine redaktionelle Zusammenfassung der Aktivitäten rund um und mit „www.solingen-internet.de“. Alleine darüber gibt es eine muntere Geschichte zu erzählen.

Es war einmal im Jahre 1993, und was sich nach „vor vielen Jahrhunderten“ anhört, hört sich auch weiterhin so an, als sei es vor vielen Jahrhunderten geschehen. Obwohl es so lange noch nicht her ist. Was dort geschah, wird schon heute in sehr unterschiedlichen Versionen dargestellt. Die erste ist die des heroischen Helden Tim Berners-Lee, der das Internet erfand. Und die andere ist die, die ewig war und ewig dauert, die des amerikanischen Militärs. Man sollte wissen (im allgemeinen ist es nur wenigen bewusst), dass in den USA das Militär so etwas wie ein Welt-TÜV ist, ein inneramerikanischer sowieso. Wenn etwas in den USA (und nach der Ansicht der Amerikaner damit also auch weltweit) Erfolg haben will, dann muss es DOD-proven sein. DOD steht für Department of Defence, offiziell also Verteidigungsministerium; DOW Department of War – Kriegsministerium – ist meine persönliche politische Einschätzung.

Denn eigentlich startete das, was ich hier nun zu erzählen habe – weil ich es hier in Solingen, von Solingen aus in alle Welt wirkend, miterlebt habe, schon 1980. Für mich jedenfalls. Da lernte ich auf der drupa einen Menschen kennen; seinerzeit der Leiter des Rechenzentrums der Universität Aachen, Dr. Heinz Petersen. Der, weil er im

Leben wirtschaftlich scheiterte, freiwillig einen frühen Tod wählte. Von 1980 an haben wir über zehn Jahre phantastisch zusammengearbeitet und im Stillen wie auch provokant so manches in der damaligen deutschen und internationalen Druckindustrie – von uns als „heavy metal“ verspottet – „gerockt“, wie man heute sagen würde. Auf gut deutsch, so manches Ding auf den Kopf gestellt und an einen fulminanten Veränderungsprozess intensiv mitgearbeitet und so manche Initialzündung für spezifische Details gegeben. (- - Das alles wäre ein Buch für sich - -)

Zusammengefasst lässt es sich so anekdotisch beschreiben: Dr. Petersen war in ein EU-Projekt verwickelt, das mit Satz und Druck zu tun hatte, wusste alles über Informatik, aber herzlich wenig über die Druckindustrie. Ich war längst etablierter Fachjournalist der Druckindustrie, auf der Suche nach den wirklichen Veränderungen, wusste viel über die Druckindustrie und kannte die Informatik nur ahnungsvoll. So taten wir uns zusammen – und zusammen waren wir im Verein mit drei, vier anderen Cracks auf Jahre eine unschlagbare Know-how- und Auguren-Institution der deutschen, europäischen und durchaus auch weltweiten Druckindustrie (weil die viel mit Deutschland und später viel mit Informatik zu tun hatte).

Damals, in den 1980er Jahren, lernte ich das Internet kennen, obwohl es noch nicht so heißt. Ich sah die Grundlagen heutiger hochraffinerter Programme, die inzwischen wieder vielen Usern unerklärlich geworden sind, obwohl sie diese täglich benutzen, und wenn ich seinerzeit drüber sprach, schauten mich die Leute an und überlegten, welcher Arzt oder Verwehrklinik wohl für mich zuständig sei. Ich war bei der Geburt von WYSIWYG dabei und habe alles, aber auch wirklich alles, was heute das Internet und die scheinbare „Überwachung“ von Menschen, die das Netz in irgendeiner Art und Weise benutzen, konkret und exakt vorausgesagt. Übrigens ohne einen einzigen wirklichen Fehler.

Bin ich Hellseher? Ganz und gar nicht; aber 1980 war alles schon erfunden, was später einmal scheinbar neu auf den Markt kom-

men würde und mit PC, Netzen, Internet, heutigen KI-Programmen zu tun hat.

(Zwischenbemerkung, damit alle mitkommen: WYSIWYG ist „what you see is what you get“, womit gemeint ist, dass das, was ich auf einem Computerbildschirm sehe, auch das ist, was in exakt dieser Form ausgedruckt wird – und umgekehrt. Das war, erinnern sich die älteren an die grünen, blinkenden, dick-pixeligen Bildschirme, anfangs nämlich überhaupt nicht der Fall. Es ist eben das andere GUI, das graphic user interface, die grafische Oberfläche, die früher so genannte Mensch-Maschine-Schnittstelle. Und KI meint „künstliche Intelligenz“; eine Form der Kybernetik, der sich selbst steuernden Systeme. Google ist so eine KI; kaum habe ich bei einer Internetadresse mir irgendein Produkt angesehen, schwupp, Minuten später spiegelt mir Google beim nächsten Browseraufruf Reklame für genau das ein, was vor kurzem meine Suche war. Google lernt, künstlich, aber höchst intelligent. In jeder Sekunde wird das Netz schlauer – und wir gucken immer dümmlicher aus der Wäsche.)

Heute beschweren sich die Menschen darüber und tun so, als sei es jüngst in die Welt gekommen. Als ich ab 1980 darüber geredet und geschrieben habe, haben die Menschen gelacht, mich als Spinner und für bekloppt erklärt – auch Solinger, Solinger Prominente, und wenn ich Namen nennen würde, es wäre diesen Personen sehr, sehr peinlich.)

Ab 1980 hatte ich Kontakte, Verbindungen, Zugang zu und Informationen aus dem Silicon Valley, zu den damaligen Weltfirmen wie Xerox, aber auch dem europäischen Agfa-Konzern, der inzwischen zur kaum noch wahrnehmbaren Restmasse verkommen ist. Wir beschäftigten uns mit Computermäusen und HTML-Strukturen, mit Dokumenten-Architektur und der Frage, welche gewaltigen Veränderungen auf die Welt zukommen würde, wenn die Netze wirklich einmal noch stabiler, gigantisch leistungsfähiger und die Prozessorgeschwindigkeiten und Packungsdichten von Transistoren in für Normalmenschen nicht mehr geistig nachvollziehbare Dimensionen der Miniaturisierung gepackt würden. Wir wussten die Auswirkungen ganz genau.

Ich schrieb und schrieb und schrieb drüber. Und niemals habe ich in dieser Zeit in Solingen auch nur eine einzige Person getroffen, die es verstanden hätte. Aus einem relativ einfachen Grunde: Solingen ist keine Universitätsstadt, hier herrscht kein Geist offener Denkkultur mehr, hier ist die Phantasie längst tot und neue Impulse kommen in dieser Stadt nur noch sehr, sehr vereinzelt an.

1980er Jahre, das DOD, die Strukturen des Ethernets (der technischen Grundlage des physikalischen Teils des Internets). Die Informatik (und IT, Informationstechnologie) als weltweit explodierende Disziplinen basteln daran, ein unzerstörbares Datennetz zu schaffen. Was für das DOD von absolut höchster Bedeutung war, ist, sein wird: Fällt ein Informationsweg aus, muss es einen anderen geben. Nur so kann man weltweit im wahrsten Sinne des Wortes kommandieren. Nur so können Computer rund um den Globus zusammenarbeiten.

In was diese „Arbeit“ besteht, welche Programme mit welchen Funktionen über Netze gesteuert werden, ist einem Netz piepschnurgleich. Und so muss man – was heutzutage nie geschieht – streng auseinanderhalten, dass das so genannte Internet, welches durch die auch Domainnamen meist vorangestellten Buchstaben www (world wide web, weltweites netz) gekennzeichnet ist, zwar durch die Ethernet-Struktur möglich, aber bei weitem nicht die gängigste Anwendung ist.

Das Ethernet wurde in Solingen erfunden. Wie dies? Wirklich? Ja und nein. Aber es funktioniert, wie Solingen in seinen besten Klingenschmieden-Zeiten funktioniert hat. Man kann es unmittelbar vergleichen:

Da gibt es Fabrikanten. Die denken sich aus, welche Klingen oder Stahlwarenprodukte sie herstellen soll(t)en. Aufgrund der Nachfrage und Anforderung, die sie aus der Kundschaft, ob von nah oder fern, also buchstäblich „aus aller Welt“ erhalten. Oder sie beobachten, welche Produkte „gut laufen“ (sich intensiver verkaufen als andere). Gleichwohl sie Fabrikanten heißen, fabrizieren sie nicht selbst. Sie vergeben die Arbeit an Arbeiter, die in Wirklichkeit selbstständig sind, also auf eigenes Risiko produzieren und für ihr eigenes Leben selbst

sorgen müssen. Diese Schleifer, Schmiede, Ausmacher, Reider arbeiten meist auch nicht nur für einen Fabrikanten, sondern für mehrere. Das Liefern besorgen die Arbeiter nicht selbst, sondern im Normalfall ihre Ehefrauen – die mit der Lewermang auf dem Kopf. Oder manchmal stapfen auch die Arbeiter mit einem Gedrag (ein Brett mit Roh- oder fertigen Klingen, soviel wie man auf der Schulter „büren“= tragen kann) zur Fabrik und besprechen neue Aufträge oder holen sich das Geld ab. Manche dieser selbständigen Arbeiter haben einen eigenen Kotten hinter'm Haus (eigentlich müsste es heißen: ein Wohnhaus neben ihrem Kotten, der Einkommensquelle), andere schließen sich in einem größeren Kotten zusammen – beispielsweise an der Wupper, deren Wasserkraft ausreicht, viele Räder zu treiben. Die andern sind an kleinen Bächen, wo das Gefälle und die Wassermenge nur für ein, zwei Schleifsteine reichen.

By the way: Wissen Sie, diese Zeilen hier gerade lesend, eigentlich, wie das Internet funktioniert? Nun hören Sie aber auf mit diesem blödsinnigen Wort „nein“, und überhaupt Internet wäre so kompliziert und man verstände es nicht. Quatsch. Quatsch. Ich habe ich Ihnen doch gerade erzählt, ich habe doch erläutert, wie Solingen funktionierte. Und genau so, exakt auf den Punkt so, funktioniert jenes Internet, welches das DOD haben wollte und das als www heute Alltag ist. Genau so.

Man muss jetzt nur ein paar Begriffe austauschen. Die Wupper, das ist das Backbone, die dicken Glasfaserkabel, auch bekannt als „schnelles Internet“, die Bäche sind die berühmte „letzte Meile“ vom Verteilerknoten zum User, also vom Fabrikanten zum Schleifer. Die Lewermang-Ehefrauen heißen im Internet Datenpakete und auch sie gehen jeweils die Wege, die gerade passierbar sind. Ist aus den Bergen auf die Höhen hinauf ein Weg steil und schlammig oder vereist, muss man einen anderen gehen. Die Datenpakete im Internet gehen Paket für Paket jeweils andere Wege und kommen dank Tags (angehangenen Adressierungen, wie beim Kofferanhänger, den man am Flughafen aufgibt, der bekommt nämlich auch Tags) wieder am richtigen Ort zusammen. So wie der Fabrikant von seinen vielen Heimarbeitern die

Waren zusammengesetzt bekommt. Und die verschiedenen Heimarbeiter-Berufe, das sind die so genannten dedizierten Server, die Computer/Rechner mit einer bestimmten, zugewiesenen (=dedizierten) Aufgabe: Netzserver, Kommunikationsserver, Datenserver, Druckerserver. Also: Schmied, Schleifer, Ausmacher, Reider, ...

Solingen funktioniert(e) wie das Internet. Das Internet versteht, wer das alte Solingen kennt. Nimmt es da wunder, wenn

- a) mir seinerzeit der Einstieg in die IT-Welt so leicht fiel,
- b) Solingen so unzerstörbar ist wie das Internet, aber auch genau so wenig zentral steuerbar,
- c) sich außer mir damals „keine Sau“ für's Internet interessierte?

So gelang mir auch ein netter Coup. Da die Stadtverwaltung von Solingen sich um 1990 datentechnisch und internetmäßig im völlig ahnungslosen Tiefschlaf befand, habe ich – nur mal so, aus Spaß – die Domain „solingen.de“ auf meinen Namen angemeldet. Problemlos. Und so konnte ich eine Seite unter „www.solingen.de“ aufbauen. Keinen, aber auch wirklich keinen, hat's in Lokalpolitik und Stadtverwaltung interessiert. Die wussten ja teilweise noch nicht einmal, was ein Computer ist. Es war die Zeit, in der Herren, vor allem wenn sie Chef oder „in höherer Position“ waren, sich öffentlich stolz wie die Affen damit brüsteten, weder eine Schreibmaschine benutzen zu können noch eine Fernseh-Fernbedienung zu verstehen. Wohlgermerkt, es waren die nämlichen, die sich anmaßen, die Geschicke der Welt als Unternehmer und Politiker bestimmen zu wollen. Sie gaben sich also nämlich dämlich.

Dummerweise gab's dann ein Urteil eines deutschen Amtsgerichtes, das „Heidelberg“-Urteil. Ein Mensch des Familiennamens Heidelberg hatte diese Domain „heidelberg.de“ (übrigens, um auch das mal gesagt zu haben, zu einem Domainnamen, also der eigentlichen „Internet-Adresse“, gehört niemals www, das ist nichts anderes als so genannte Subdomain, eine untergeordnete Adresse. Sie heute zu benutzen ist ungefähr so angesagt wie mit Pferd und Wagen statt mit Auto oder Bike beruflich unterwegs zu sein) beantragt und von der deutschen Vergabestelle bekommen. Dagegen klagte die Stadtverwal-

tung Heidelberg und bekam vor Gericht recht. Es erkannte an, dass solche Städtenamen auch der legalen Stadtvertretung gehörten sollten. Monate danach (ich wollte mal gucken, wann Solingen aufwacht), bekam auch ich tatsächlich ein im rüden Ton gehaltenen Brief (anders können beamtete Vollstrecker, oder dürfen nicht), ich möchte doch die Domain umschreiben lassen. Sie lag danach noch monatelang bei der Verwaltung brach.

Und weil das so war, weil diese geistig träge Solinger Verwaltung mit dem Internet nichts anfangen konnte, habe ich mich geärgert. Mensch, da ist man täglich „draußen in der Welt“, spricht mit den Menschen, die gerade dabei sind, eine neue Ära zu gestalten, berichtet als Fachjournalist haarklein über das, was in Kürze kommen wird – und zwar unausweichlich –, sieht, wie sich rund um den Globus die Menschen und Firmen und Länder sich auf diese neuen Möglichkeiten einstellen, damit experimentieren, Vorteile suchen – und in Solingen wirst Du schief angeguckt bis ausgelacht, für blöd gehalten und für einen Spinner, wenn Du das Weltweite ins hiesige Dorf bringen willst – Mann, das ärgert einen. Das ließ mich zynisch bis verbittert werden, und jedes Mal, wenn ich mit dem Auto, dem Zug, dem Flugzeug wieder aus der Fortschritts-Welt ins betuliche Solingen zurückkam, überfiel mich eine Mischung aus Verzweiflung, Schaudern und Resignation.

Ich glaube, es ist das stärkste Motiv, dass ich bis zum Ende meiner Berufszeit so gerne und so viel „auswärts“ war. Dort verstand man mich, schätze, was ich tat, hatte ich Resonanz und konnte mitmischen. In Solingen habe ich einige Male versucht, IT-Projekte anzustoßen, unter anderem bei der Wir in der Hasseldelle. Es endete kläglich, aber jedenfalls weiß ich, wie es sich anfühlt, Rufer in der Wüste zu sein.

Weil die Stadt Solingen im Internet nicht zu agieren wusste, habe ich „mein eigenes Ding“ gemacht: „(www.)solingen-internet.de“. In dem habe ich schon damals meine über Solingen gesammelten Informationen nach Lust und Laune, Willkür und Zufall eingestellt; Bilder und Informationen als Dekoration. Dazu später eine Zeitleiste mit Jahreszahlen. Alles eine mühselige, zeitaufwändige, aber auch Lust und Laune machende Angelegenheit über mehr als 10 Jahre. Schon bald war

es DIE Auskunftsquelle über Solingen, bis zu einer halben Millionen Besucher (nicht Klicks oder Page Views, sondern echte Besucher) waren damals jährlich auf den Seiten. Inzwischen gibt es aus und über Solingen etliche andere Domains, so dass sich das Interesse mehr verteilt und vor allem Richtung Facebook abwandert.

Vor allem aber ein in Solingen bekannter Facebook-Vielposter bedient sich immer wieder gerne und ungeniert meiner Bilder und stellt sie dann ohne Angabe auf die Herkunft ein. Das ist zwar nicht die feine Art, aber heute so üblich.

Denn auch Solinger Gymnasien klauen. In die erwähnte Zeitleiste habe ich natürlich absichtlich Fake-Daten eingestellt; ahnend, irgendjemand würde irgendwie sich aus meiner Quelle bedienen. Und so musste ich vergnügt schmunzeln, als ich ein von mir frei erfundenes ‚historisches Datum‘ im Lehrstoff eines Solinger Gymnasiums wiederfand. Ehrensache, ich oute weder die Schule noch die falsche Jahreszahl – man suche doch selbst danach! :-). Nur zur Information, die eher unwahrscheinlich klingenden Ereignisse sind alle echt, das erfundene sieht ganz harmlos aus. Und davon gibt es gleich drei.

Ach ja, dieser Tim Berners Lee soll es erfunden haben, als fleißiger, aber unschuldiger Wissenschaftler am CERN (Atomteilchen-Forschungszentrum) in Genf, und dann hätte er mal angefangen damit und die Welt sei begeistert gewesen. Ja, der Osterhase bringt die Kinder, der Weihnachtsmann legt Eier und der Storch hat das Christkindchen in die Wiege gelegt. Wer glaubt, Lee habe das Internet erfunden, glaubt auch, dass Zitronenfalter Zitronen falten. Das Internet hat Wurzeln bis in die 60er Jahre, Strukturen, die wir 1980 längst diskutiert haben (TCP/IP sag ich nur, ein herzlicher Gruß an alle, die jetzt wissen, um was es geht), das Arpanet, die Diskussionen über Hypertext-Strukturen, die Clouds, die damals nur noch nicht diesen Namen hatten.

Aber das Damals ist nicht vorbei. Auch heute werden wieder solche Entwicklungen vorangetrieben, die die Welt noch weiter verändern werden. So sehr wir in diesen Tagen es auch mit einem laut-prahlenden Lächerlichkeit-US-Präsidenten zu tun haben, der jedes Witzkli-

schee á la Hollywood um signifikante Dimensionen übertrifft, so wenig hört man über die Rolle des amerikanischen Militärs und der diversen Sicherheitsdienste in Bezug auf das Internet. Klar doch, es ist viel schlauer, solche Entwicklungen „zivil“ voranzutreiben, vor allem im Wissenschaftsbereich, und sie dann für sich zu nutzen als umgekehrt. Wäre es reine Militärtechnologie, dürfte es nicht verbreitet werden. Der Staat müsste die Entwicklung selbst finanzieren. So finanzieren wir als Bürger die Kriegstechnik von Staaten und merken es nicht. Oder glaubt einer unter den Zitronenfalter-Gläubigen, Stimm-Erkennung wie Alexa oder Siri, Ortung per Online-Aktivitäten, Gesichtserkennung und Fingerabdruck-Scanner, Google-Algorithmen und software-eingebettete Rückmeldungen wären reine unschuldige Erfindungen neugieriger Forscher, bar jeglicher Absicht, sie anders zu nutzen? „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten“, piepste einst sächelnd Walter Ulrich, als die Maurer schon die Kelle in der Hand hatten. „Kein Militär nutzt zivile Spionage-Technik“ passt nahtlos dazu.

Das Damals ist nicht vorbei. Nur in Solingen begreift man summa summarum (von einzelnen Personen und Firmen abgesehen, einige davon – Chapeau – cutting edge und beyond, was soviel heißt wie in vorderster Linie und schon darüber hinaus Richtung Zukunft) partout nicht, dass die Zeit des „lass uns so tun, als wäre das Gestern in die Zukunft zu retten“ endgültig vorbei ist. Darüber könnte ich mich mächtig aufregen, wäre dies nicht entgegen dem Ratschlag meines Arztes, den Blutdruck eher niedrig zu halten. Mit meinen 120/80 bin ich zufrieden, mit Solingen nicht. Es wird keine Zukunft haben, weil es von sich aus, von selbst, als Stadt und Ganzes, nicht auf diese zugeht.

Wir schwafeln, dummschwätzen und orakeln hier über die Belebung von Innenstädten als Einkaufszone. Wow, übertragen auf das richtige Leben wäre das ein Grund, von manifester Demenz auszugehen – es ist Realitätsverlust höchsten Grades. Wir glauben, ein paar Apps könnten Solingen zur Internet-Oase machen. Nein, man hat wirklich noch nicht gemerkt, dass auch die Zeit der Apps langsam vorbei ist und die der Skills kommt. Der Unterschied? Apps sind von einem User,

auf deutsch Nutzer, also „von Dir und mir“ zu bedienen. Skills sind Fähigkeiten im Rahmen kybernetischer Künstlicher Intelligenz, die auf Verhalten, Ansprache, logische Schlussfolgerungen, Indikatoren und andere Messfühler oder Kommunikationsschnittstellen reagieren.

Wer glaubt, es wäre zeitgemäß, mit einer App ein Thermostat zu steuern, das die Raumtemperatur reguliert, irrt. Zeitgemäß ist ein Skill, eingebettet in ein PDA (Personal Digital Assistent, persönlicher Helfer – – und nun glauben Sie bitte abermals nicht, dieser Begriff sei neu, kein Geringerer als Steve Jobs hat darüber Anfang der 90er Jahre geredet; falls jemand es noch nicht weiß, weiß er jedenfalls jetzt, wie lange sein Koma schon fort dauert) ermittelt, dass ich vorhabe, demnächst zu meiner Wohnung zurückzukehren und weiß genau, bei welcher Temperatur ich mich wohlfühle. Zur Not sagt mir beim Betreten der Wohnung ein Display oder eine Stimme, welchen Pullover ich übergangsweise anziehen oder falls ich einen zu warmen an habe, ausziehen soll. Das ist kein Spinn, das ist technisch derzeit nicht nur machbar; in der Welt geschieht es schon längst. In Solingen sagt man sich bei jeder Begegnung als intelligenter Einstieg in dümmlichen Smalltalk immer noch „Wat is dat kalt“ oder „dat mit der Hitze is ouch nix“. 2024 wird Solingen als Stadt 650 Jahre alt – alt aussehen tut es jedenfalls in jedem fall und schon lange und immer mehr.

Womit wir wieder beim Stichwort sind, Solingen. Und damit auch bei dem Text, den ich zitieren wollte und der vor langer Zeit entstand, aber – so finde ich – keineswegs inaktueller wird, je mehr die Zeit fortschreitet.

SOLINGEN – WIDERSPRUCH PUR

Wer etwas über Solingen sagt oder schreibt – oder hört und liest –, muss immer vor Augen haben, Solingen, wie wir es heute kennen, ist lediglich das Kunstprodukt einer preußischen Verwaltungsreform, 1928 vollzogen. Und bis heute keineswegs im Herzen und den Köpfen, also im Gefühl und Bewusstsein der Menschen, angekommen und Realität geworden.

Damals, also vor gut einem Jahrhundert [...] zählte Solingen zur Provinz „Rheinland“. Noch heute, sagen die hier Lebenden, träfe „Provinz“ voll zu. Durch die über Jahrhunderte in Zentraleuropa (und nicht nur dort) übliche Heiratspolitik und das Schachern um Macht und Gebiete, Recht und Einfluss des Adels, war Solingen als geografisches Bündel vieler Ortschaften und später sogar eigenständiger Städte mal Bergisch-Limburgisch, mal Bayern, und eben mal Preußen gewesen. Es wurde von Franzosen besetzt, erhielt wie das gesamte Rheinland kurz nach 1800 französisches Recht, viele Begriffe der Sprache Frankreichs wurden ins Rheinische versingsangt übernommen. Übrigens, diese Sprache, berühmt durch den Kölner Karneval, heißt „fränkisch-ripuarisch“, ist eine sehr uralte Sprache, mehr als nur ein Dialekt.

Genau durchs Bergische Land, benannt nach den seit dem frühen Mittelalter erst in Altenberg an der Dhünn, dann in Burg an der Wupper, schließlich in Düsseldorf regierenden Grafengeschlecht „von Berg“ (Ursprung: vom Berghe), verläuft wie beschreiben eine Sprachlinie. Sie ist eine gravierende, bis heute mit hoher Intensität wirksame kulturelle Grenze. Die Städte Wuppertal und Remscheid, zusammen mit Solingen gerne neuerdings als das „Bergische Städtedreieck“ postuliert, sind anderer Mentalität als die Klingensteinadt. Was sich auch darin ausdrückt, dass es zu den beiden Städten von Solingen aus nur sehr spärliche Wege gibt. Man könnte es mit Geografie begründen, der Berg-Tal-Struktur, aber das wäre allenfalls die halbe Wahrheit. Einst erkämpften in einer sagenhaften Schlacht bei Worringen, 1288, mit dem angedichteten Ruf „Roemryke Berge“, ruhmreiches Berg, die bergischen Bauern ihre Freiheit in den so genannten Limburgischen Erbfolgekriegen. Die Schweiz, nebenbei bemerkt, als eine Stamm-Nationalität mitten in Europa, tat ähnliches erst hundert Jahre später. Eigentlich gehört uns Bergischen der Ruf, ein enig Volk von Brüdern zu sein. Aber ebenso, wie die berühmten funktionalen Taschenmesser in Solingen erfunden, hier bis zur Meisterschaft gebracht worden sind, aber dann von der Schweiz vermarktet wurden, so sind wir Bergischen, so sehr wir auch stolz auf unser Land sind, noch nie ein enig Volk von

Brüdern gewesen. Eher ein bunter Flickenteppich an separatistischen Hofschaften samt aufsässigen Bewohnern.

Im übrigen, auch die Städte Wuppertal wie Remscheid wurden erst 1928 zwangsweise zur Großstadt vereint, indem man ehemals selbständige stolze Städte verwaltungstechnisch zusammenfasste. In Wuppertal sind bis heute noch Elberfeld und Barmen wie beispielsweise Wiesbaden und Mainz, nahe, aber nicht nur durch einen Fluß oder Entfernung differenziert. Cronenberg in Wuppertal ist eine uralte, historisch bedeutende Gemeinde. [...] Fürs Remscheider Gebiet gilt eigentlich Lennep als der alte, bedeutende, wirklich historische Ort. Er musste gemäß Parlament und bürokratischem Willen in den niederen Rang eines Ortsteils zurücktreten. Der berühmte Erfinder Conrad Röntgen gilt als Remscheider, er war Lenneper. Der vielleicht bekannteste Solinger der Gegenwart, Ex-Bundespräsident Walter Scheel, wird zwar als Solinger titulierte. Von Art und Wesen, also Charakter her, ist er jedoch Höhscheider. Wie ich.

[...] 1938, beschließt der damalige Deutsche Reichstag in Berlin eine „Lex Solingen“. Ein Gesetz, das ausdrücklich besagt, mit dem Herkunftsnamen „Solingen“ darf nur versehen werden, was im hiesigen Industriebezirk (der übrigens die Nachbarstadt Haan einschließt) gefertigt wurde. Anti-counterfeit heißt so etwas heute, Produktpiraterie-Abwehr, ein Mittel gegen Plagiate, Nachahmungen. Nebenbei: das Deutsche Plagiat-Museum siedelte nicht nur rein zufällig von Berlin nach Solingen. Solingen als Handelsname hat in der Tat absoluten Weltruhm. Schon um 1450 betrieb man hier im wörtlichen Sinne Marketing – mit Markenzeichen, den so genannten Meisterzeichen (damit der Ritter wusste, mit dieser Klinge kannst Du siegen).

Wo die Stadt gelegen ist, wissen die wenigsten; auch in Deutschland ist deren Lage kaum bekannt. Die meisten nennen – als grässlichste Beleidigung, die man dieser Stadt antun kann – als vermutete Lokalisierung „Ruhrgebiet“. Mit dem hat Solingen wenig zu tun, gleichwohl es dorthin zwangsweise Handelsbeziehungen hatte, der Kohle und des Stahls wegen. Brennmaterial kam in früheren Jahrhun-

dernten ebenso wie Eisen auch und vor allem aus dem Siegerland, der Nachbar-Region des Bergischen.

Die Rohstoffe wurden buchstäblich über Berg und Tal transportiert. Wobei wir endgültig beim Bergischen angekommen sind, seinem eigentlichen Charakter. Und damit auch beim Versuch, die Solinger Mentalität zu beschreiben oder sogar verstehen zu wollen.

Heute, da wir alle die Welt bereist haben, erscheint uns vielleicht ein Alpental als Inbegriff der buchstäblichen Abgeschiedenheit von der Welt. Die Sicht nur wenige Kilometer, hohe, oft steil-schroffe Felsen begrenzen die Welt. Noch nicht lange her, und im Winter kam man rein physisch für Monate nicht aus dem Loch des Tales heraus oder vom Berghang hinunter. Doch solch eine Landschaft muss geradezu als Weite gelten, vergleicht man sie mit Solinger Topografie. Da sind Täler noch viel enger, wenngleich auch um Dimensionen weniger hoch-tief als in richtigen Gebirgen. Das Bergische ist eine Hügellandschaft, aber die Täler dazwischen waren und sind für die Bewohner das, was das Sprichwort mit dem Schatten des Kirchturms ausdrücken will: die eigene Lebenswelt, die zu verlassen es schon verdammt gute Gründe geben muss. Generell, wie auch Tag für Tag.

In die Täler zog es die auf dem Gebiet des heutigen Solingens aktiven privilegierten Klingenhändler, Schwertschmiede und Messermacher, weil sie die Bäche und die Wupper brauchten, um die Schleifsteine anzutreiben. Kotten, so nannten sie ihre Fachwerk-Hütten, waren im funktionalen Sinne Wassermühlen. Nur dass sich statt der Mahlsteine eben Schleifsteine drehten. Gab es kein Wasser, gab es auch keine Energie, mithin ruhte die Arbeit. Und „oben“, auf den Höhenrücken, ließen sich erst Fabriken errichten, als Dampfmaschinen aufkamen. Auf diesen Höhen, abseits der oft nebeligen und sehr kalten Täler, hatten sich die Handelshäuser, Kaufleute, „Fabrikanten“ genannt, angesiedelt. In Wohlhabenheit durchaus protzstrahlenden Häusern.

Es war ein System, dass Züge von Sklaverei, Leibeigenschaft hatte. Die so genannten Fabrikanten (die gar keine Fabrik haben mussten), waren nach heutiger Begrifflichkeit Generalunternehmer. Sie

besorgten die Rohstoffe, vergaben Aufträge an die so genannten Heimarbeiter, die eben in ihren Kotten hinterm Wohnhaus werkten, bezahlten Stückpreise nach komplizierten, umfangreichen Tariflisten. Sowohl in der Wasserkraft-Ära als auch später im elektrischen Zeitalter taten sich oft Arbeiter zusammen, um Gemeinschafts-Werkstätten zu betreiben, ein Wasserrad oder „ein Maschinn“, eine Dampfmaschine, teilten sich eben mehrere selbständige Arbeiter. So kam es, dass in Solingen das Kuriosum zustande kam, dass die Selbständigen eigentlich Abhängige waren (heute nennt man so etwas laut Gesetz Scheinselbständigkeit), die Fabrikanten aber durchaus Frei- und Quergeister, nicht selten neben schlitzohrigen Kapitalisten auch ausgesprochen freidenkende Religionsfanatiker, dass Arbeiter die FDP wählten, Unternehmer die KPD duldeten.

Das Heimarbeitergesetz, welches noch heute in Fortschreibung Gültigkeit hat, ist auch in und wegen Solingen ins Deutsche Recht gekommen. Der Sozialismus stammt aus Barmen, Friedrich Engels „erfand ihn“, „Bruder Johannes“, Johannes Rau, erst nordrhein-westfälischer Minister-, dann deutscher Bundespräsident, ebenfalls Barmer, ist zum Symbol von Brüderlichkeit im parlamentarischen Sozialismus geworden, galt als humaner Philosoph der bürgerlichen Arbeiterklasse. Bergischer geht's nimmer.

Bergische Indizien, von denen man noch tausende nennen könnten, die andeuten, wie widersprüchlich das Bergische und mithin auch Solingen waren und geblieben sind. Dies, die Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen, ist das eigentliche Charakteristikum dieses Stücks Heimat, das viele Menschen leidenschaftlich lieben, aber nur, um es im gleichen Atemzug als langweilig und verschlafene Gegend zu bezeichnen. „Nix loss“ sei hier, aber wenn doch, hört man sie meckern: Wat soll dat? Wegziehen jedoch würden sie nie. Nie! Deshalb sind, das ergibt sich ja fast wie von selbst, Solinger (und die anderen Bergischen) vor allem deshalb zahlreich und aktiv in Vereinen tätig, lieben die Gemeinschaft und das Gesellige, bloß, um sich mal wieder richtig streiten zu können. Das braucht die Bergische Seele. Nichts eint mehr als die Feindschaft, nichts tröstet die Seele mehr, als gegen jemanden sein zu

können. Um dann zu betonen, dass man so zusammenhält, als wäre die Schweizer Eidgenossenschaft ein loser versprengter Haufen. Man braucht Harmonie. Ewwer nur, öm sech to tacken.

Vielleicht eine Reaktion, auf die Freiheit, die eigentlich eine enge Bindung ist. Solinger fühlten sich immer frei, waren aber mit komplexen Verträgen und Privilegien extrem eng an den Kölner Handelsplatz gebunden. Die Handwerker standen unter dem Schutz des Landesherrn, durften aber nicht wegziehen und ihr Wissen weitergeben. Dieses „Auswanderungsverbot“ galt noch bis vor kurzem, erst seit wenigen Jahrzehnten ist es vom Grundgesetz Deutschlands aufgehoben. Davon galt es ein halbes Jahrtausend, denn schon im ausgehenden Mittelalter wurden vom Landesherrn besondere Privilegien für Berufe vergeben, die für die Schwerter- und Messerfabrikation notwendig waren.

Heute werden die Waffen heroisch in einem eher etwas biederen, leider auch langweilig zu nennenden, kaum Glanz und Gloria des Namens Solingen gerecht werdenden Deutschen Klingensmuseum gezeigt, als wären es Kunstwerke. Das braucht die Solinger Seele, solchen Selbstbetrug, denn natürlich waren es Kriegs- und Mordwaffen. Ein Panzer ist heute kein Mittel humaner Nächstenliebe, keine Drohne will Segen statt Tod bringen. Und kein Schwert wollte nur schön sein. Degen, Schwerter, Säbel, Dolche – wer die besseren hatte, hatte eine größere Chance, Zweikämpfe zu gewinnen und zu überleben. Sinn der Solinger Produkte war das Töten, sonst nichts. Wer ängstlicher Natur ist, spricht lieber scheinheilig von Selbstverteidigung.

[...] Wer die Waffen hat, hat die Macht. Als die Kölner Katholiken, das Erzbischof-Imperium, noch über den Waffenhandel auch und vor allem mit Solinger Erzeugnissen gebot, war dies ein Faktor politischer Macht in ganz Europa. Und eine gute Einnahmequelle für den Papst, der den Segen für den mit den selbst verkauften Waffen erlittenen Tod spendete. Einst war ein Bergischer höchster Herr im deutschen Lande, er regierte als Vormund eines Kinder-Kaisers aus der zweiten Reihe. Sozusagen heimatgerecht wurde er mit dem Schwert

erschlagen. Von Verwandten, wie denn sonst im Bergischen, wenn es sich im Streit mit dem Lippischen befindet?!

Schizophrenie sozusagen, Frömmerei und Kaisertreue, Humanismus und Waffenfabriken, ist also die Basis des Solinger Wohlstands. Da ändert auch nichts dran, dass später, als man mit Schießgeräten statt mit Hieb- und Stichwaffen Kriege gewann, sich im Bergischen auf die Fabrikation von allgemein nützlichen Werkzeugen (im Großraum Remscheid) und Bestecken, Manikürwerkzeuge, gar viele und gute ärztliche Instrumente, ob für Mensch oder Vieh, verlegte oder in Velbert, einer bergischen Nachbarstadt, Schlüssel und Schlösser hergestellt wurden. In Burg an der Wupper, Stammsitz der Grafen von Berg, wurden weltberühmte Gewehrläufe gezogen. Und Tuch gefärbt und Brezel gebacken. Die Bergischen lebten immer schon mit dem Gegensatz des Realen, der Vereinigung der Widersprüche. Es hat ihr Wesen geradezu genetisch mutiert. Weshalb sie, rein biologische, als eigene Art gelten dürfen, eben als – eigenartig.

In der ursprünglichen Kleinstadt Solingen hatten sich nicht mehr Fabrikanten angesiedelt als in den dann später zu Städten zusammengeschlossenen verstreuten Haufen an Ortschaften und Gehöften, als da waren Dorp und Gräfrath, Höhscheid und Merscheid, Ohligs und Wald. Nur die Nennung in alphabetischer Rheinfolge verhindert noch heute verbal intensive lokale Kriege und feindselige Aggressionen. Ohligs hatte das Glück, irgendwann mal Ende des 19. Jahrhunderts Bahnhof an einer wichtigen preußischen Eisenbahnlinie zu werden, weshalb es sich Merscheid einverleiben durfte, während Ohligs bis dato Teil von Merscheid gewesen war. Noch heute lebt der echte Merscheider aus voller Überzeugung im „Fürstentum Merscheid“, gleichwohl ein Fürst dort nie gesehen wurde. Aber man war eben etwas anderes als ein Solinger. Über Jahrhunderte. Dorp wurde ebenfalls vor gut 150 Jahren Solingen zugeschlagen, warum, ist im Dunkel der Geschichte mehr oder weniger verloren gegangen. Die Ortschaft Wald hielt sich schon immer für etwas Besonderes, obwohl es außer einer netten evangelischen Kirche, der man mehr historische Bedeutung andichtet als sie wirklich hat, wirklich nichts hat, was den Besuch loh-

nen würde. Noch nicht einmal Wald. Jedenfalls so viel, dass es den Namen rechtfertigte. Ach ja, ein lokales Vergnügungszentrum nach Art des spießig-spaßigem Bürgertums, das Ausflugslokal Itteral, wäre allenfalls zu nennen.

Und dann Gräfrath. Das eitle, selbstgefällige (man gefällt sich selbst am besten), das stolze und sich ach so unverstanden, sträflich falsch und schlecht behandelt fühlende Gräfrath. Hier gründeten im Mittelalter Nonnen ein Damenstift, von bischöflichen und herzoglichen Gnaden. Wie damals üblich, musste eine Reliquie her, damit Pilger kamen. Mit der Unsicherheit der Menschen konnte man schon immer Geld verdienen, vor allem, wenn man sie mit Zuversicht aus Glaubenskonstrukten bedienen konnte, die eine Melange aus Esoterik (wie wir heute sagen würden) und strafender Strenge einer Amtskirche waren. Gräfrath wurde zum Wallfahrtsort, später siedelte sich dort ein angesehener, wohl wahre Wunder wirkenden Augenarzt an, namens de Leuw, Gräfrath mutierte daraufhin zum selbsternannten Kurort. Heute versucht man ihm, des schönen, noch erhaltenen Marktplatzes mit einem wirklich sehenswerten, geradezu lieblichem Bergischen Ambiente wegen, das Attribut der Guten Stube Solingens anzuhängen, nur weil einige Gastronomen ein paar Stühle vors Lokal stellen, sobald es das Bergische Wetter zulässt (was aber eher seltener der Fall ist).

Solingen war im Kern, soviel weiß man, 1374 als Stadt privilegiert, also gegründet worden. Die Urkunde existiert noch heute im Original. Die ersten Ansiedlungen, am heutigen Fronhof direkt neben der markanten evangelischen Stadtkirche, sind Jahrhunderte zuvor erfolgt. Als ein Lehen der Grafen von Altenberge, dort, wo heute der Bergische Dom steht, die bikonfessionell, evangelisch wie katholisch genutzte Kirche am ehemaligen Benediktinerkloster Altenberg; Bergischer Dom genannt, obwohl er weder einer ist noch je war, eher klein vom Bau, aber imposant hoch. Wiederaufgebaut, aber authentisch wirkend. Auch da: warum sollte im Bergischen etwas normal oder einfach sein, wenn es auch kompliziert und ganz besonders geht?!

Der Name Solingens ist vom Ursprung her eher unrühmlich, stinkend, die totale Scheiße. Solange nicht das Gegenteil bewiesen

wird, darf angenommen werden, er kommt von dem, was man später Suhle nannte, einem Schlamm- und Fäkaliengemenge für Tiere. Lokalität: dort, wo es heute Entenpuhl, Entenpölschen, heißt. Weil verbindliche Rechtschreibung bei weitem noch nicht so alt ist, wie die meisten annehmen, hatte Solingen im Laufe der Landkarten und Jahrhunderte manche Namen, Sologgen, Solich, Solagon. Insofern ist die heutige Schreibweise nichts anderes als ein Einfrieren bis dato ständiger Veränderungen. Das gilt im übrigen auch von den Ortschaften, von denen das heutige Stadtgebiet weit über hundert zählt.

Die Ortschaften, und da schließt sich der Kreis, pardon, das Tal, sind der eigentlichen Kern von Solingen, es sind derer so viele und manche davon so dominant erhalten geblieben, dass kein Solinger es je wagen würde, von Solingen als Großstadt zu sprechen. Nur unwissende Ausländer, das Ausland beginnt in Landwehr und Vohwinkel, am Caspersbroich und in der Verlach, in Müngsten und 2 km wupperabgewandt den Burger Eschbach hinauf, an der Haasenmühle und am Nordpol (womit einige Solinger Grenzorte und geistige Bollwerke aufgezählt wären), nur solch Ortsunkundigen oder die Mentalität ignorierende Verwaltungs- oder sonst irgendwie gefühlskalte Menschen können dem Solingerischen etwas Vereinheitlichendes andichten. Als gäbe es „das“ Solingen. Solcher Unsinn ist stets zu ignorieren.

Das wahre Solingen ist die Ortschaft. Die jeweilige. Dabei spielt es überhaupt keine Rolle, überhaupt nicht, wie alt die Ortschaft ist. Schon bald, sobald der Verputz an einigen gemeinsam errichteten Häusern auch nur einigermaßen trocken ist, beginnt das Eigenleben einer Haus-, Hof- und Siedlungsgemeinschaft, die in sich hemmungslos zerstritten ist, weshalb sie sich erst recht als einmalig in der Welt betrachtet, so behandelt werden möchte und ganz ohne Frage auch so ist. Der Stolz eines partikulären Solingers liegt darin, von anderen partikulären Solingern deutlich unterschieden zu werden. Man sei Solinger, so tituiert zu werden, ist respektlos. Man wäre Nümmener, käme ut dr Hasseldelle, sei Gräweter oder Hühschidder, wonnden em Brosshus oder im Schlicken, am Schoberch oder im Mëijen – das kommt hin.

Eben, nur wegen der Ausländer, das Ausland beginnt, wo die eigene gefühlte Ortschaft endet, muss man auf Hilfsvokabel wie verwaltungstechnische Städtenamen zurückgreifen. Das Schicksal will es, dass Solingen zuletzt in Folge zwei „Ausländer“ als Oberbürgermeister bezahlen musste – exotischer Schwabe gar der eine –, keine hiesig Gebürtigen, weshalb sie immer von Solingen sprachen und kein Solinger wusste, wovon sie reden. Da half es auch nicht, wenn einer davon in Gräfrath siedelte und sich in Vereine einschlich. Der echte Solinger duldet nur sich, allen anderen wird Asyl gewährt, mehr aber auch nicht. Und das bleibt so, ein Leben lang. Übrigens, derzeit ist wieder kein Solinger Oberbürgermeister. Der Mann kommt aus Ohligs. Hat also aus Solinger Sicht einen Migrationshintergrund, wie das heute heißt.

Weshalb, man ahnt es, diese Stadt so viele Völker und Kulturen, Sprachen und Verschiedenartigkeit beherbergt wie nicht viele im großen Deutschland. Gerade weil die Stadt durch einen Brand-Mord (1993) stigmatisiert wurde, hängt sie am Ideal der Integration. Klappe sie oder nicht. Hier, in Solingen, kann, soll, darf – nein: MUSS – jeder nach seiner Fassung selig werden. Aber wehe, man maß sich an, den Status „Solinger“ erlangen zu wollen, wenn man nicht von edlem Adel hiesiger Geburt ist. Der allenfalls gegeben ist, wenn man – wie ich – aus Höhscheid, genauer: der Spar- und Bauvereins-Siedlung Weegerhof, stammt und damit das Recht hat, in sich den einzig wahren und echten, richtigen und wirklichen Solinger zu sehen.

Was mich persönlich an dieser Stadt fasziniert, wëit över hundertfufzig Dusend anger Lütt dont dat ouch. Wer in dieser Stadt nicht tolerant ist oder sein will, den jeweils angern jewähren lött, hat hie nix verloren, ist de süül jonn. Denn nur so, mit Offenheit und mit vollem Vertrauen in die Nachbarschaft, kann man das tun, ohne das kein Solinger leben und überleben könnte: sinnen eijenen Kopp durchsetzen.

Solinger sind sozusagen perfekte Menschen. So muss sich der Liebe Gott seine Schöpfung vorgestellt haben. Sie sind fröhlich, aber sie knöstern gerne (was so viel heißt wie: sind eigenbrötlerische Erfinder). Sie lieben die Welt und reisen gerne, vor allem, wenn sie ein schönes kuscheliges Zuhause in einer für Taxis unauffindbaren Ort-

schaft Solingens haben. Sie sind in Kegel-, Gesangs-, Turn- und in sonstigen Vereinen, übernehmen in unüberschaubarer Zahl gerne Pöstchen und Aufgaben, sind das alles aber furchtbar leid und weisen nach, dass alles keinen Zweck hat, weil es doch früher auch ganz anders ging. Solinger sind zukunftsgerichtet, weshalb sie ständig von der Vergangenheit reden. Es gibt in Solingen Straßen, die sind breiter als lang, und wer die Wupper- neben der Rheinstraße, die Mosel- neben Saarstraße vermutet, schlussfolgert, es müsse ja auch eine Elb- oder Weserstraße geben, weil es ja auch, irgendwo, eine Donaustraße gibt, der hat Solingen nicht verstanden. In Solingen gibt es hervorragendes Wasser aus der Leitung, dank des vielen Bergischen Regens. Über den, logisch doch, jeder motzt, als wäre es das erste Mal, dass man den Parapluie aufspannen müsste. Der Knirps, ganz nebenbei, war und ist auch ein Solinger.

In Solingen fahren vor allem Obusse, Trolleybusse. Nur ganz wenige andere deutsche Städte haben auch so etwas. Warum sie hier nützlicher als Dieselbusse sein sollen, weiß kein Mensch, weshalb es vollkommen unmöglich wäre, sie abzuschaffen. Das Prägende in Solingen sind politisch die Sozialdemokraten gewesen, weshalb vor langem die CDU glaubt, das Sagen zu haben. Weil alle das Gleiche wollen, spalten sich die Parteien von Zeit zu Zeit in nicht mehr mehrheitsfähige Splittergruppen und -Fraktionen.

[...] In Solingen, sagen die Solinger, sei alles anders als anderswo. Leider wissen die wenigsten Solinger, dass dies das einzige ist, was überall gleich ist auf der Welt.

*De Solijer: to verstonn send se nit, äjfach send se ouch nit, äw-
wer man süht se överall schmiëreg benëin. –
Wer das jetzt lesen und verstehen kann, ist einer von ihnen.*



ANHANG: GEDICHTE

In Solinger Platt – und „aus eigener Feder“, das erste ist aufgrund einer sehr kleinen Anfangssammlung mit Landkarte und Lupe von mir erweitert worden. Das zweite ist dankenswerterweise Vokabel-korrigiert und redigiert von Andreas Erdmann.

SOLINGER ORTSCHAFTEN

Tom Jeburstdach - Ein Gratulationsgedicht

*Man weiht in Solig, in der Stadt,
datt Ihr doch hüüt Jeburstdach hat.
Dröm komen se ut allen Ecken,
ut allen Wenkeln on Verstecken
geloupen on dont jratulieren
om mit üich den Dach to fieren.*

*Ech hann ens siehr die Lüüt jetault,
die sich vorm Huus hant opjestault
um se jefroht, wo komt ihr her,
ut janz Solig, de krüz on quer.
Ut allen Hoffschaften on Wenkeln
ut allen Hötten, Kotten, Sprenkeln.*

*Ich nenn se Euch, ihr wett Bescheid,
die waaden op ne Kleinigkeit*

*to drenken und ouch jet to eten
dröm dot se noher nit verjeten.
Hiört mir ens to - ihr wett jewesß
wo jeder Ort gelegen es:*

*Klustertrappe, Mangenberg, Irönewaul on Wippe,
Berjerbröhl on Wopperhoff, Deckenbosch on Hippe,
Entenpölschen, Hasseldell, Meisenburg on Hecken,
Aulen Bou on Kannenhoff, Steinendorf on Schlecken.
Schlagboum, Fronhoff, Krohnenhüh,
Mankes, Eckstumpf, Opderhüh.*

*Keusenhof on Wiefeldick, Heipertz, Kuckesberg,
Haalsiepen on Jomerdahl, Lochbach, Bodlenberg.
Westersburg on Betramsmöhl, Friedrichsau on Iter,
Burmanskull on Schafenus, Paffenberg beim Püter.
Flockertshoult on Hoppenböken, Rüdenstein on Hübben,
Schrotberg, Höffken, Haasenmöhl, Mönngsten on ouch Stübben.
Jrunenburg on Köhlen Ironk, Werwolf, Platzhoff, Weyer,
Klouberg, Eickhoult, Hossenus, Kattemberger Layer,
Schwatehüsken, Dreieck, Siebels on Kohlsberg,
Erbenhüsken, Schoberg, Dorperhoff, Flachsberg.*

*Nordpol, Bätzes, Siefen, Mühlenplatz, Central,
Papiermöhl, Heidberg, Deuvelsinsel, Bröcke, Schellbergtal.
Ketzberg, Spielbruch on Deusherg,
Rölscheid, Fürkelt, Eickenberg.
Höffgen, Breidbach, Iterbruch, Hoult on Wibbelroth,
Elsterbosch on Hippergrund on noch Fürkelroth.*

*Dann küüt noch Nöhrenhus, Mwnmenscheid on Garnzenus,
Dültjestal on Igelsforst, Theegaaden, Michelshüsken,
Irlen, Mangenberg on Külf on ouch Ringelshüsken.
Jonkershüsken, Hackhusen, Kierschboumer Hoff on Weeg.*

*Blomendahl on Kluse, Paffenlüh on Steeg.
Schaafenmühl on Nackerkotten, em Dahl on en der Dell,
Johäntgesbröök on Hengenberg on ouch noch En der Wöll.
Keusenhoff, de Krödersheid, der Ongerschberg, de Waadt,
Hästen, Weizen, Appelbourn, verjett nit En der Hard.*

*In Stübchen, Caspersfeil on Könichsimöhl,
do rötschen sie jezt op de Stöhl.
Balkes. Schnüttert. Nümmen Meigen
Platzhof, Pereskotten, Schwatte Pöhl on Eigen.
Vam Kohlsberg, Schrodberg, Weejerhoff,
on ouch die Lüüt vam Lindenhoff,
van Jönrath, Erf, tom Hoult on Schlicken
donnt all nen Jruß an Öch hiüt schicken.*

*In Wiesenkotten, Woul und Jlüder
erklengen wie im Barl de Lieder.
In Kolfert, Wütikull on die van Widdert,
ouch die van Schaberg sind verbitert,
dat se op Brechen oder Biejen
baul jet in de Jläser kriejen.*

*De Schmatzgruouv, Mauhes, Felsenkeller,
sind mit dem Drenken auch nit schneller.
Biemerich, Zuckerpuckel on de Laache,
Kotterheidberg, Jütchen - Ehrensache.
Steinenhus, Foche nit verjeten,
Burg on Hühroth deüten ouch jet eten.
Die vam Nacken, Eipass on der Wipperau,
wären schon wiet vorm Kotten blau.*

*Van Küllenberg, Brühl on Sonnenschinn
die woulen ouch noch hie herinn.*

*Die van Birkendahl, Kovelensberg on Tränke,
stont vor der Dür und haut Geschenke.
Schaberfeild on Buckert, Ziegelfeil on Scheider Möhl,
Siepen, Schönhof, Brockenberg on de Städtesmöhl,
vam Kotzert on vam Hühmannsherg
steht vor der Dür su manchen Zwerg.*

*Die Lüüt van Wilshus, Caspersbroich und Gillich,
die hatten et besongersch illig.
Janz Eschbach, Irlen, Ongenscheidt,
on alle Vockerder em Festdagskleid.*

*Ech jleuw, dat sinder doch jenoeh,
ech weit auch keinen mieh.
Ich han to völl als schwadroniert
un Euch noch janüt jratuliert.
Ich drenk mer einen, freet mich satt
und donn mich ongerhoulen,
et wierd doch siehr de Mull jeschwart
dat woußen alt die Aulen.
Die angern sind jetzt ahnjeschmert,
die vür dem Hus jetzt waaden,
denen sag ich allen onscheniert:
leckt mech am Owerjaaden. ¶*

‘N DAHLER ON ‘N GROSCHEN

*Et wor am Friedag, ech hatt Schmaiht,
nix wor tem Eten praatgeleiht,
teheim kei'n Botter, Brut on Wuorscht,
on baul drop kriëg ech ouch büs Duorscht,
nix wor te fengen – hie em Dengen.*

*Do wor de Nut besongersch grut,
de Welt, se wor nit mieh em Lut,
ech wor su arm wie 'n Kirkemüssken,
nix wor mieh do em ganzen Hüskén.
Wat söül ech donn, – wie wiedergonn?*

*Ech souhten drop en allen Täschen,
en Büdeln, Hötten, aulen Fläschen,
off ech do noch nen Dahler hätt,
off twei, dat wör doch eckersch nett.
Ech souhten lang – mer wuort et bang.*

*Twei Stonden speeder dann dat Glöck,
ech nohm dat Geildstöck mer ganz flöck,
besooch et mer em Schinn der Lampe.
Nu gött et sier jet en de Wampe!
Min ganze Hoffnengk wor erloschen
- et wor on bliëf bluë einen Groschen.*

*Wat donn, söül ech verschmaihtend sterwen,
hät nömmes mer jett e vererwen,
wer köün mer nu ens sier jet borgen,
bluë für hüt Owend, bluë bes morgen?
Et schot mer durch den hohle Kopp:
Wat böss du doch 'n armen Stropp.*

*Ech feng dann an te prakesieren:
Van wem köün ech noch eckersch lieren?
Wer hat wie ech nix in der Mute
doch jrute Wörd mols in der Schnute?
Et fiël mer ein, ich wor ganz platt:
Sitt Johren schun die van der Stadt.*

*Wenn die nix mie im Mängken hann,
dann fangen die kinn Jomern an,
dan maken die, ou, dat wierd dūr,
janz äifach irgend ne Gebühr.
Et es egal, für wat, – on nömmes hätt Rabatt.*

*Ech jing terbutten, trock min Bahn
rüstig op de Stadt siehr an.
Schnurstracks wo noch et Laiht hell brangte
wo nömmes mech em Dunkeln kanngte.
Et wor riskant, mir blümerant.*

*Ech klengelte stracks an dr Dür
on riep: „Ich komme wegen der Gebühr“.
Die Frau, die mir die Dür maket open,
die deiht bestimmt, ich wör besopen.
ech saiht thr frech on unverholen:
„Ich muss sie ins Gefängnis holen“.*

*Se örmte schwör, man soh, se köümte,
die daiht bestimmt, dat se dat dröümte.
„Es sei denn, sie bezahlen hier vor Ort,
die Strafgebühr, und zwar sofort.“
Und saiht er fix – „Nämlich für nix“.*

*Se kiëk mech an, ech jov Bescheid:
„Es tut mir ja ganz schrecklich leid,*

*doch wer in dieser Stadt nichts tut,
gemütlich nur im Hause ruht,
muss dafür löhnen – hör'ns auf zu Stöhnen!
Wer leichtsinnig den Tag verquasselt
nicht püngelt, örschelt und schwer brasselt,
dem kostet dieses Lotterleben
täglich einen Thaler eben!
Bekomm ich den, – kann's weitergehn.“*

*Se jov en mir. Ech wor verduzt.
Allein, et het mer nix genutzt.
Et wor to spät, öm jet to koupén,
muos schmitgebückt op hëim an loupén.
De schön 'Beschiss: – total omsüss.*

*Noh Meddernaiht, et wor nüt nett,
do geng ech nu ohn Kost en 't Bett.
Aplatz te beden bluß ne Fluok,
de Decke wuord tem Hongerduok.
Ech tällden Schöpe, Schop für Schop
on fiël beim hongerdsten en Schlop.*

*Ech fiël durch Wölksker, fiël on sank
nu meddsen en 't Schlaraffelangk:
do gof et Bronwuorscht, Erpelschlot,
ouch Ferkesbroden fett on guot,
Iscreme, Kuoken - wett ehr wat?
Em Droum frot ech mech rechteg satt! ¶*

SCHLUSS JETZT

WAS SICH LIEBT, DAS NECKT SICH. Und deshalb habe ich eine einzige, dafür aber um so heftigeren Vorwurf aus Erfahrung und Erleben an der Solinger Stadtgesellschaft und vor allem an die, die glauben, nur weil sie eine Parteiposten haben, wären sie auch (Kommunal-) Politiker: Hier in Solingen kann man nicht mit Kritik umgehen. Es ist schade, wirklich schade, vielleicht sogar eine Schande, dass man als Meckerer und „Gegner“ abgetan wird, wenn man Vorschläge macht, die anderen erst einmal nicht schmecken. Die die Bequemen in ihrer Ruhe stören. Den Denkfaulen ihre Inkonsequenz vorhalten. Den Unwissenden die Absurdität ihres Urteilens, Redens und Handelns.

Das hat nichts, aber auch gar nichts, mit Besserwisseri zu tun; das bezieht sich mitnichten darauf, dass ich mir anmaßen würde, schlauer als der Rest der Welt zu sein. Aber verflixt noch mal, in einer Gesellschaft, die stolz auf ihren Pluralismus ist, müssen auch mannigfaltige Ansichten, Einstellungen, Schlussfolgerungen miteinander zurecht kommen; oder lernen, miteinander zurecht zu kommen. Solingen propagandiert (nach außen), eine Stadt der Toleranz zu sein. Im Inneren, zu sich und ihren Bürgern, ist es die Stadtgesellschaft selten. Clubs und Clübchen, Gemauschel und Geheimniskrämerei sind mehr üblich und das Normale denn wirklich ein fairer Dialog, der nicht nur konträr sein kann, sondern auch sein muss. These, Antithese, Synthese – das wäre das Ideal. In Solingen erlebe ich viel zu oft: These – und damit basta!

Ich bin mir ziemlich sicher, wäre ich in XYZ-Stadt geboren und hätte dort gelebt, es wäre wahrlich nicht unwahrscheinlich, dass ich nun gleiches schriebe. Aber mich interessiert an dieser Stelle nicht XYZ, sondern Solingen. Und deshalb wünsche ich mir in der Tat – über alle geriatrisch bedingte prädemenzielle Reminiszenz – wieder

den positiven Geist zurück, den ich im Solingen der 1960er, 70er Jahre und durchaus noch eine Weile danach miterleben – und mitgestalten! – konnte und durfte. Es hat sehr viel Freude gemacht und die Erfahrung, die ich in Solingen gesammelt habe, hat ausgereicht, auch im beruflichen Sektor weltweit, europaweit zu bestehen. „Solingerisch denken“ ist also durchaus ein Pfund, mit dem man wuchern kann.

Aber eben: Was ist das hier so verklärt gepriesene Solingerische? Wenn ich es versuche, in einem Satz zusammenzufassen, dann so:

Nicht am Wider- oder Einspruch, an Konflikten und der Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen verzweifeln. Sondern daraus die Inspiration gewinnen, dass es etwas geben muss, was beiden erklärt. Sich auf die Suche machen, es zu finden. Auf dem Wege dorthin nähert man sich Wissen und Wahrheit – und beides macht zufrieden.

So endet hier der Text fast mit einem Gebet; aber es ist keineswegs kirchlich-klerikal und schon gar nicht an eine konkrete Religion gebunden; es ist egal, ob es sich monotheistisch an einen oder an irgendeinen der vielen Götter oder Fürbitter wendet. Es ist ein bekannter Spruch, er hat mir – zusammen mit vielen anderen klugen Anregungen und mentalen Anstupfern – geholfen, nicht in Negatives, Dunkles, Resignation zu verfallen.

*Herr / Gott / mein eigener Geist -- oder wer auch immer, --
gib mir die Kraft, zu ändern, was ich ändern kann;
gib mir die Geduld, zu ertragen, was ich nicht ändern kann;
gib mir die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.*

Deshalb habe ich mir vorgenommen, fortan mit Geduld weiter Unruhe zu stiften. Oder mit aktiver Kraft für Kontinuität zu sorgen.

Klingt wie ein Gegensatz. Solingerisch gesehen ist es aber der Kern dessen, was man hier in Solingen lernen und erleben kann. Um nicht zu sagen, erleben muss. ¶

NICHT NACHTRAGENDER NACH- TRAG

Kein Zweifel, ich mag Solingen. Ob Solingen mich mag, mag ich so beantworten: irgendwie komme ich hier klar. – Was will man mehr?!

Dem Dilemma und Paradoxon „Was war zuerst da: die Henne, die das Ei ausbrütete, oder das Ei, dem die Henne entstamm?“ nahe kommt die Frage:

Bin ich wie Solingen ist. Ist Solingen wie ich bin?

In allem schwingt und schwingen Widerspruch, Gegensätzlichkeit, Antipoden. Und doch lässt sich das eine mit dem anderen verbinden, versöhnen gar, friedvoll vereinen.

Weshalb ich, vor allem im Umgang mit Gedanken und Worten, die Logik der frontalen Konfrontation der diametralen Polaritäten liebe. Zusammen mit den beiden berauschend talentierten Musikern Eela Soley, Zauberin an elektronischen und beatmeten Instrumenten sowie mit einzigartiger feengleicher Märchenstimme, und Thomas C. Brueck, Hexenmeister an tönen-generierenden elektronisch-digitalen Apparaturen, genannt Synthesizer, mit magischen Knöpfen, Schaltern, Schiebern und Klaviaturen, habe ich eine von mir eingesprochene Sammlung eigener Aphorismen veröffentlicht, die ja gar keinen anderen Titel tragen kann als diesen: „**Die Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen**“ . (Nur so, als Reklame: Ist noch zu haben für 19,90€).

Deshalb, als Dessert sozusagen, erst einmal aus anderen Veröffentlichungen von mir mehr zum Solinger Widerspruchs- und Gegensatz-Potential und danach Aphorismen von mir über eben jenes Genre menschlicher Logik, das einen zwischen Erkennen und Verrennen hin und her schleudert.

„Mein Solingen“ – ich glaube schon, dass ich der Solinger Mentalität, diesem Vereinen des Konfrontation und dem Verneinen der Konformität auch meine berufliche wie – in sehr bescheidenem Maße – „künstlerische“ Entwicklung und Präsenz verdanke. Logik-Akrobatik und Wort-Jonglage mag ich ganz einfach; manche testieren mir sogar, Talent dafür zu haben. Artiger Dank dafür. Bei allem Respekt überwiegt aber doch in mir die Freude am Fabulieren, der Spaß am wort- und gedanken-tricksigen Tun und der impertinenten Lust, allem und jedem auf den Grund zu gehen, um es dann frei der Bindungen an Formalien für mich selbst neu oder erneut zu formulieren. Mit anderen Worten: Ich bemühe mich, die Welt jeden Tag neu zu erfinden. Und Solingen? Nun ja, erfindet jeden Tag für sich eine neue Welt. Weshalb die Stadt nie älter wird. Allerdings auch nie zu Potte kommt. Aber wer weiß, vielleicht tue ich das ja auch nicht.

Nicht zuletzt deshalb habe ich vorsichtshalber dieses alles hier mal aufgeschrieben.

Ja, aber nochmal: Wer bin ich wirklich? Und was hat das mit Solingen zu tun. Ein Essay, vor längerer Zeit geschrieben:

=====

Ich bin ein Flüchtling – Solingen und sein Weltbild

Angenommen, jemand erzählt „Mein Vater stammt aus Ostpreußen. Meine Großmutter aus dem Elsass. Deren Eltern aus Böhmen. Mein Patenonkel wohnt in Österreich. Meiner Frau Eltern sind aus Haan und Stuttgart, eine ihrer Tanten ist nach Amerika gezogen. Meine Kinder haben in Paris und Zürich studiert ...“ – solche „Migrationsfamilien“ waren und sind in Solingen völlig normal.

In der Schule lernten wir mal etwas von der Völkerwanderung. Wir sangen fröhliche Lieder über Wanderburschen, die in die Ferne zogen – und oft dort blieben. Namen von Ruhrpötlern, die für uns die Kohle aus der Erde buddelten, enden auf i oder y, sind also polnisch. Hugenotten wanderten nach Solingen ein, französische Worte finden sich zu Hauf im Solinger Platt und rheinischem Idiom. Solinger Stahl-

waren stammten einst aus Rohmaterialien fremder Fürstentümer und Grafschaften.

Gerne und vor allem essen Solinger griechisch, italienisch, asiatisch, spanisch, türkisch. Ihre Weine kommen aus Frankreich, Südafrika, Chile, dem gesamten Mittelmeer-Raum. Oliven sind von dort, die Orangen, Zitronen. Zucchini, Auberginen, Artischocken. Tee gibt es nach englischer Art. Lachs aus Norwegen. Matjes aus Holland. Käse aus der Schweiz. Butter aus Dänemark. Heizgas aus Russland. Whiskey aus Irland und Schottland. Zum billigen Kuren fährt man nach Ungarn und in die Tschechei. Man sieht, wir Solinger haben ein massives Problem mit Ausländern. Wir meiden jeglichen Kontakt mit allen und allem jenseits von Wupper, Ruhr und Rhein. Oder?

Auch wird ja derzeit auch der Slogan abgeschafft „Solinger – Weltruf aus Qualität“. Was interessiert uns die Welt? Wieso sollen und müssen wir exportieren? Wir könnten doch reich und zufrieden sein, wenn wir nur innerhalb der Grenzen der Stadt, von der Verlach bis Unten zum Holz, vom Nordpol bis Oberburg liefern würden. Kartoffeln wachsen in Widdert, Salatköpfe auch, Vieh steht im Ittertal, Bohnen gedeihen in Rüden-Friedrichsaue, Fleisch, Hühner und Kappesköpfe liefern uns die Wochenmärkte, Burger Brezel können universell in der Küche verwendet werden.

Wir sehen, wir brauchen das Ausland, die Welt, die derzeitigen Flüchtlinge und Zuzügler gar nicht. Wir sind eine Insel der Glückseligkeit, wir kommen alleine klar. Billige Klamotten aus Fernost? Kaufen wir nicht, wir lassen hier in Widdert und Wald beim Schneider an der Ecke nähen. Möbel aus Schweden, warum? Wir haben doch Zöppkesmarkt! Statt ungarische Salami Perdschwüorschker vom Wiedens Ott. Fremde in der Stadt? Mit uns nicht! Gyros aus der Bude, Döner, Eis beim Italiener – igitt, wir mögen's nicht, wir essen's nicht. Urlaub auf Mallorca, Kreuzfahrt auf die Kanaren? Wie schön ist es in Wipperaue, beim Wandern über'n Klingenspfad, der Ausflug zur Sengbachtalsperrenmauer.

Die Fremden sind gefährlich, bedrohlich, machen uns Angst? Also, wenn Sie mich fragen – fragen Sie mich ruhig – dann habe ich vor

all jenen akut behandlungsbedürftigen, jedoch therapieresistenten Maximal-Schizophrenen inmitten unter uns Angst, die aus Leichtsinn und ohne Nutzung eventuell noch vorhandener Restressourcen an Logik klischehaft dahinplappern, bis-jetzt-noch-nicht-Solinger seien eine Bedrohung. Könnte es nicht auch umgekehrt sein: dass depperter Dumpfsinn, der sich in Hass, Ablehnung und Intoleranz gegenüber anderem und neuen, fremden und bisher nicht üblichen zeigt, genau dahin führt, was schon die Altvorderen als gefährlich eingestuft haben: Inzucht. Und diese, wie man weiß, nicht selten zur völligen Verblödung.

Nur über eins ärgere ich mich doch sehr und ich verstehe es partout nicht: Ingesamt könnte ich „die Politik“ – ohne in Person und namentlich einzelne Politiker zu meinen – mit Lust und Laune in die afrikanische Wüste jagen, weil sie die Unsinnigkeit und Menschenverachtung zementiert hat, Ankommenden in diesem Land jegliche Chance zu verweigern, sich sofort, ohne unwürdige Unterjochung, aus eigener Kraft zu integrieren. Indem sie ihren Fähigkeiten gemäß arbeiten und sich nützlich machen können. Wieviel Ideen- und Tatkraft, Wirtschaftspotential, Arbeitskräfte und Konsumenten, wieviel kulinarische Freuden, Kunst und Kultur könnten wir Einheimischen unseren Zugewinn und Vorteil nennen, wenn alle, die durch Krieg, Elend und Not in die Klingentadt kamen und kommen, sofort und auf der Stelle „ganz normale Bürger“ sein dürften. Ganz legal Geld verdienen könnten, anstatt dass wir uns an ihnen zugrunde sparen, weil wir sie unmenschlich in Käfigen, Notunterkünften genannt, festhalten. Es werden derer zu viele? Ganz USAmerika besteht nur aus einst Fremden. Es ist eine der führenden Nationen der Welt. Andere führende Staaten, Indien und China beispielsweise, sind viel-Kulturen-viel-Völker-Staaten. Deutschland ... - - - war übrigens, als es zur Blüte gelangte, ein soeben vereinter Vielfürstentümer-Vielkulturen-Vielunterschieds-Staat.

Aber wem sag ich das. Ech jangk jetz wie'r innen Kotten tom Drüg-schliëpen. Ü'r Knaasbüdel, d'r Oßenkopps Wellm. ¶

ZUR ERHOLUNG

Einige meiner Aphorismen

*Ich weiß es nicht,
soll ich beim Denken reden oder schweigen?
Aber ich weiß genau, beim Reden sollte ich denken -
oder sonst schweigen..*

*An das Gute zu glauben, mag naiv sein.
Aber immer noch besser, als auf das Schlechte zu hoffen.*

*Denken Frauen anders als Männer?
Keineswegs. Aber!
Sie drücken es komplett anders aus.*

*Auch am Ende seines Lebens hat ein Fisch nicht begriffen,
was ein Aquarium ist.
Und wir sollen die Welt begreifen?*

*Auf dem Friedhof liegen sie schließlich alle in Reih' und Glied.
Auch die, die vorher aus der Reihe getanz't sind.*

*Das Leben ist ein Zufall.
Denn sonst könnte die Ameise mit Dir verhandeln,
nicht zertreten zu werden.*

*Nichts hat einen Grund.
Das Sein und der Grund sind ein- und dasselbe.*

*Die Weisheit
kommt mit dem Alter - und geht mit dem Alter.*

*Ein Held, wer einen Gipfel erklimmt.
Ein Dummkopf, wer dann noch weiter nach oben will.*

*Ein Vogel ist den ganzen Tag Vogel.
Ein Baum ständig Baum. Und Wasser immer Wasser.
Nur vom Menschen hört man, er hätte
Arbeit, Feierabend, Urlaub oder Wochenende.
Und wäre jedes Mal ein anderer.*

*Gibt es ein Leben nach dem Tod?
Mancher wäre froh, es gäbe ein Leben vor dem Tod.*

*Klar, das Leben ist endlich.
Was nicht so schlimm wäre, müsste man nicht manchen raten,
Lebe doch mal endlich!*

*Jeder ist so unwissend, wie er sich daran hindern lässt,
die Wahrheit zu erkennen.*

*Male ein Bild, und ein anderes bleibt ungemalt.
Singe ein Lied, und ein anderes bleibt ungesungen.
Lebe ein Leben, und ein anderes bleibt ungelebt.*

*Stets hofft man auf ein Wunder.
Trifft es ein, glaubt man nicht daran.*

*Was man von anderen fordert, ist ein gutes Spiegelbild dessen,
was man an sich selbst vermisst.*

*Wer die wahre Quelle des Flusses sucht,
muss die Wolken sehen und nicht in der Erde graben.*

*Gib mir mehr vom Leben, fleht mancher
Dem zu raten wäre: Lebe mehr vom Geben!*

*Auch, wenn Du glaubst,
Du bist nicht für dieses Leben gemacht:
Aber das Leben ist für Dich gemacht.*

*Da man über den Tod nicht scherzen soll,
frage ich mich,
soll man denn das Leben ernst nehmen?*

*In der Schule lernte ich,
man müsse unterscheiden zwischen
ich, du, er-sie-es, wir, ihr, sie.
Im Leben lernte ich,
bei den meisten gibt es keinen Unterschied, nur
ich, ich, ich-ich-ich, ich, ich, ich.*

*Wähle Deine Freunde. Wähle Dein Essen. Wähle Dein Tun.
Wähle Deine Worte. Wähle Deine Gedanken.
Wähle Deine Zufriedenheit. – Wähle Dein Leben.*

*Auf Glücklichein kann man nicht warten.
Man muss es leben.*

*Das Leben:
für die einen eine Reise – ein Ziel vor Augen.
Für andere ein Irrweg – bestimmt vom Zufall.
Für die nächsten ein Drehen im Kreis – eine Tortour.
Und schließlich auch ein rasches Eilen –
ohne zu wissen, wo man ist, und wie es weitergeht.
Das Leben – und für Dich?*



Der nachfolgende Text entstand vor ein paar Jahren. Als ich, bedingt durch die Herz-OP und die Aufgabe der aktiven umfassenden beruflichen Tätigkeit mich wieder mehr „in Solingen tummelte“. Mich einfind – aber nicht immer gut zurecht fand, besser gesagt: Nicht meine eigene Lebenseinstellung als Konsens der gesellschaftlichen Norm wiederfand.

Ich finde, der Text ist immer noch aktuell. Trotz aller komplexen Gedankenschwünge habe ich weitgehend umbearbeitet hier übernommen.



KRITISCHE MASSE

Ein (lokal-) politisches Manifest

„Bürger sollen sich einmischen“ – „Demokratie lebt von der (fairen und toleranten) Diskussion der Meinungen“ – „Konstruktive Kritik ist eine riesige Chance, etwas zu verbessern“. Solche und ähnlich Sätze, Dogmen, hört man oft. Die Erfahrung vieler (aller?) Bürger ist: nimmt man dies ernst und wörtlich, erlebt man vor allem Zoff, aggressive Zurückweisung oder Verweis an existente Gremien und Institutionen. An die und das, von denen und dem möglicherweise der Frust, die Sorge, das Nicht-einverstanden-sein ausgeht, dafür Ursache ist.

Schade. Meine Beobachtung: das Interesse des weit überwiegenden Teils meiner Mitbürger an gestaltender Politik ist nicht nur „null“, sondern schlägt immer mehr in Lethargie und offene Ablehnung um. Unumwunden: man fühlt sich „verarscht“ (es dezenter auszudrücken wäre nicht „dem Volk aufs Maul geschaut“).

FLY WITH THE EAGLE OR SCRATCH WITH THE CHICKEN

(engl. Sprichwort, frei übersetzt:

betrachte es von oben oder wähle im Dreck)

Beides, worauf wir heute in unserer Demokratie stolz sind, Wert legen oder für unbedingt verteidigungswürdig halten wie auch das, was wir die Basis unseres wirtschaftlichen Wohlstands nennen, verdanken wir „Spinnern“. Menschen, die den Mut hatten zu träumen, Visionen entwickelten, Ideologien, mental-illusionistische Szenarien. Die an ihre Ideen glaubten und den Mut hatten, zu tun, was andere für unmöglich hielten. Die sich verspotten und bekämpfen ließen (gleichwohl es sie oft auch physisch vernichtete), die als Idioten und Revolutionäre ver-

achtet und geächtet wurden; deren Tatkraft dem Staat, der Gesellschaft „keine Pfifferling wert“ war; die offiziell als Irrende und Verwirrte bezeichnet, gebrandmarkt wurden. So mancher Künstler, dessen Werke heute Millionen wert oder permanent auf Bühnen gespielt werden, liebt im Armengrab verscharrt.

Doch ihre Ideen haben den Kleinmut der jeweiligen Epoche überstanden. Oft erst sehr viel)später wurden sie verstanden, geehrt, geachtet und „für richtig befunden“. Das ging nicht nur Künstlern so, auch Politikern, Philosophen, Erfindern, Industriellen, eben: Kreativen, Schaffenden.

In Solingen war dieser Eigensinn zum „Ech mak min eigen Ding“ nicht nur einst verbreitet, sondern Ursache für die zwischen-durch eruptive Stadt- und Wirtschaftsentwicklung, für die Marke „Solingen“. War!, denn heute gelten Menschen, die es wagen, außergewöhnliche oder Mut fordernde Ideen zu haben, durchweg als Störenfriede, Theoretiker, unnütze Quertreiber. Das ist weder neu noch einzigartig, aber es ist dermaßen massiv, dass Solingen immer weiter davon entfernt ist, eine „Stadt mit offenem Geist“ zu sein. Zyniker (oder Realisten, was oft das gleiche ist) sprechen gerne vom „Bergischen Pepita“, dem geistig Kleinkarierten. Um das Wort „beschränkt“ zu vermeiden.

Es fehlt zum Durchbruch innovativer, von Grund auf neu gedachter Ideen, dem Ausleben positiver Mentalität eben die genügende Anzahl derjenigen, die sich nicht kleinkriegen lassen; also eine „kritische Masse“, die eine Wende bewirken könnte; und es verbleibt immer mehr eine andere Kritische Masse. Der Begriff „Kritische Masse“ (als Eigenname, daher Großschreibung) hat hier zweierlei Bedeutung. „Masse“ als „die Bevölkerung“ (analog z. B. die Begriffe Massenmedien, Massenbewegung), also die Vielzahl, Mehrzahl der Bürger. Diese sind aktuell den Entwicklungen in Deutschland skeptisch bis ablehnend, oft gleichgültig und nörgelnd eingestellt; eben – kritisch, kritisierend.

„Kritische Masse“ in der Physik und Chemie ist ein Begriff der sagt, zur Inangasetzung einer Reaktion bedürfe es einer gewissen

Menge (Masse) oder eines Anteils, der hoch genug ist, um eine Veränderung auszulösen. Solinger kennen es als „van nix kütt nix“.

Mir persönlich macht diese Entwicklung Sorge. Hochgerechnet lässt sie Schlimmeres ahnen. Es kommt mir vor, als würde die Stadt verdursten, obwohl sie in einer klaren Quelle schwimmt; will sagen: Potential wäre vorhanden, genutzt wird es nicht.

Ich will dies an Beispielen im allgemeinen und konkreten aufzeigen. Damit ist weder eine partei- noch sonstwie ideologische Absicht verbunden; es ist schlichtweg persönliche Meinung. Eine Einzelmeinung, von der ich sicher bin, dass sie von anderen geteilt wird. Ganz oder in Teilen.

Und vor allem will ich nicht kritikastern, sondern positive Ideen und Gedankenimpulse geben, wie man manches erst anders sehen und dann vielleicht auch anders machen könnte. Ohne Anspruch darauf zu erheben, das wäre das einzige Wahre und Richtige. Aber es könnten Ideen darüber sein, die „sich durch den Kopf gehen lassen“ lohnen mögen.

„DUMME ENTWICKLUNGSLÄNDER“

Noch bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts bestand offizielle deutsche „Entwicklungspolitik“ darin, vermeintlich „unterentwickelten“ Ländern Wissen beizubringen; zu zeigen, „wie man es vernünftig macht“. Später wurde der Ansatz zum Glück prinzipiell revidiert, nunmehr heißt er (auch wenn es ein Schlagwort ist und bleibt) „Hilfe zur Selbsthilfe“.

Diese findet in Solingen – man höre und staune – durchaus und in einem gar nicht mal so geringem Maße statt. Ehrenämter werden gefördert, zahlreiche absolut positiv zu sehende Bündnisse und Zirkel bemühen sich um ideologisch sehr wertvolle, für die Gemeinschaft extrem nützliche Ziele. Es läuft hier „unwahrscheinlich viel“. – Allein: es fehlt an „kritischer Masse“ im Sinne von Intensität und vor allem Effizienz; Nachwirkung, Resultate, Auswirkungen, Beeinflussungen.

Es bleibt zu oft bei den Aktionen, die eine Art Selbstzweck-Charakter haben; was beinhaltet, dass es immer wieder dieselben Personen

sieht, die man dabei antrifft oder die dafür aktiv sind; einige wenige, die wirklich rackern und absolut Gutes leisten, gleichwohl von anderen belächelt oder wenig ernst genommen werden.

Bei öffentlichen Veranstaltungen, in denen positive Ideologien und schätzenswerte Ideale zelebriert werden, sind die „Pflichtbesucher“ nicht selten in der Mehrzahl: rührige Kommunalpolitiker, in Initiativen Aktive, einige wenige stets dieselben interessierte Bürger. Man wünschte sich solchen Zuspruch wie bei Volksfesten und da, wo es „was umsonst gibt“ (oder billig). Also Masse, diesmal nicht kritisch, sondern solidarisch.

Warum kann es nicht Zielsetzung einer Maikundgebung des DGB oder des ‚Aktionsbündnisses gegen Rechts‘ (zwei willkürlich ausgewählte Beispiele) sein, eine ähnliche Besucherzahl zu haben wie das Dürpel- oder Gräfrather Marktfest? weil, ja warum „weil“? Weil sie – die Initiativen – die Bürger nicht motivieren, begeistern, von der Nützlichkeit und Richtigkeit überzeugen. Weil sie nicht attraktiv sind. Und wenig tun, es zu werden. Die Ideologie der alten Sozialisten verstehen ja kaum noch die Gewerkschafter selbst und mit dem „Wir müssen uns wehren“-Habitus der 1960er Flowerpower-Jahre kommt man bei einer Jugend, die kaum Kenntnis über Staat und Geschichte hat, wahrlich nicht weiter.

Das zu ändern kann man sehr wohl als eine intellektuelle Herausforderung betrachten; dazu müsse man, so wäre die gängige Formel, eben „besser informieren“ – so schätze ich den Reflex ein, den man als Antwort in der Klingensteinadt erhielt.

Das halte ich für nicht nur falsch, sondern kontradiktiv (der Absicht entgegenstehend). Was man machen muss (und das sage ich aus Jahrzehnten beruflicher Erfahrung) ist, emotionale Identifikationen schaffen. Weniger stelzig ausgedrückt: etwas tun, womit und worin sich viele wiedersehen, erkennen, dazu bekennen können, aus Freude, aus Überzeugung, ganz einfach auch, weil es andere tun. „Dürpeln“ ist „in“, man geht halt zum Dürpelfest, das ist so emotional wie Weihnachten. Zur Mai-Demo gehen ... „haaaahaaaahaaaa!“ – hämisches Gefex. Das war übrigens mal anders.

Zurück zur „alten Entwicklungspolitik“. Ich selbst habe erlebt, wie deutsche „Entwicklungshelfer“ in asiatischen Ländern reihenweise scheiterten – damals. Zwei Beispiele: In Nepal ist Brennholz knapp. Zum Kochen gibt es aber keine andere Energiequelle; weder Gas noch Kohle noch Kuhdung genug. Bleibt nur Holz. Toll, dass es der Medizin gelang – dank Entwicklungshilfe –, die Sterbequote zu senken. Damit stieg die Bevölkerungszahl. Man braucht mehr Brennholz. Nepal ist ein waldarmes Gebiet. Die Folgen ... na klar, man sägte wortwörtlich und buchstäblich den Ast ab, auf dem man saß. Indem man humanitär Gutes tat, baute man weiteres Elend auf.

Nepal? Nein, Solingen (und andere Städte im derzeitigen Deutschland): Massiv viel Geld wird zur Aufstockung von Mindereinkommen verwendet (früher „Sozialhilfe“ genannt), so viel, dass keines mehr bleibt, um Voraussetzungen für mehr und mehr höhere Einkommen zu schaffen. Auch über den zeit- und kräftezehrenden Weg (den man in „Drittländern“ inzwischen geht): verbesserte Bildung, Ausbildung, massive Hilfen bei der Strukturveränderung. Ja, natürlich findet das alles statt. Eben nur nicht in der ausreichenden „kritischen Masse“, Intensität, Konsequenz und Vielfalt. Es sind zu viele Tropfen auf heißen Steinen, doch der Dampf verpufft, ohne Energiequelle zu sein. Man verheizt momentan seine Potenz, um sich über den Tag zu retten. In Nepal, in Solingen.

Ein anderes Beispiel: auf dem indischen Subkontinent oder in Sri Lanka versuchte man, über den „Appell an die Vernunft“ die Anzahl der Kinder zu beschränken; Ehepaare sollte freiwillig auf allzu viele Kinder verzichten. Weil man sonst der Bevölkerungsexplosion weder Herr wurde noch, so schien es, man aus dem Teufelskreis Armut–Kinder–Slums–Chancenlosigkeit rauszukommen. Gut gebrüllt, Löwe. Hunderte Male habe ich von Indern oder Singhalesen die Antwort gehört: „Und wer ernährt uns, wenn wir mal alt sind, nicht mehr arbeiten können. Die Erfahrung hatte sie gelehrt: von 10 Kindern sterben 5, also braucht man (so schrecklich es sich anhört) einen „Vorrat an Kindern“ und vor allem, Einzelkinder können die Eltern später nicht ernähren, da müssen sich Geschwister zusammentun. Doch dann

kam der Fortschritt der Medizin, die Sterberate sank ... – und heute? Es gibt einen „Kinder-Überschuss“, aus den Kindern wurden: Sklaven. Ungezählte Millionen solcher Menschen, die das Land selbst kaum ernähren könnte, nähen uns billige Kleidung. Der Wohlstand des Kinderreichtums kommt nicht dem Land, das wir unterstützten zugute, sondern uns, die wir das als getarnt als „Weltwirtschaft“ für unser Wohlergehen ausnutzen. Ausbeuten.

Was aber nur ein Teil der Wahrheit ist. Denn fast ebenso viele Millionen, die sinnbildlich Hemden und Kleider nähen, also „mindere“ Arbeiten verrichten, sind inzwischen in Highlevel-Berufen angekommen. Sie programmieren für uns alles, was wir an Elektronik kaufen; Elektronik, die auch nicht mehr in Deutschland gefertigt wird. Uns bleibt, auf der Basis der Vergangenheit, die Autos zu bauen, die reiche Chinesen fahren, die uns jede Menge Elektronik und billige Kleider andrehen ...

Was das mit Solingen zu tun hat? *Wo in dieser Stadt sind Cluster (Zusammenballungen, nicht nur einzelne) von Unternehmungen, wo sind die Arbeitskräfte im lokalen Umfeld, die das leisten, produzieren können, was in Zukunft Wirtschaftstrend ist? Wie bereiten wir die jetzige Wirtschafts- und Unternehmensstruktur und -Kultur auf das vor, was in einer immer offeneren, aggressiver werdenden Globalwirtschaft konkurrieren, Bestand haben kann?* Man muss doch nicht mehr diskutieren, was in Zukunft „gefragt“, Trend, und damit Wirtschaftsmotto sein wird. Beispiele:

Wellness, „well-beeing“ (altdeutsch: es sich gut gehen lassen), Gesundheit, Leisure (Freizeitvergnügen), Events (begeistern-de): ja, gibt es auch in Solingen, sowohl im Wirtschaftsbereich (einzelne, auch sehr erfolgreiche Unternehmen); aber woanders sprießen die Fun- und Thermalbäder, bei uns bekommt man es mit Ach und Krach gerade noch so hin, ein dröges Funktionsbad zu bauen; ein einziges für über 100.000 Freizeitschwimmer (das andere Bad ist vor allem Vereinen und Schulen vorbehalten) – ... noch Fragen, Kienzle?

Nanotechnologie in Verbindung mit Mechatronik: ja, Schweisenstücke weiß (wusste) man in Solingen herzustellen, bei „Reinraum-Technologie“ wird die Luft arg dünn in der Klingenstadt ...

Internethandel: Ja, gibt es Ansätze, auch erfolgreiche. Eben wieder mal: bei weitem nicht in kritischer Masse. Fast die Gesamtheit des stationären Handels in Solingen hat diesen Trend vollkommen „satt verpennt“; jeder (ja, jeder, wirklich jeder) kann „von Null an“ ein internet-basiertes Geschäft aufziehen; man muss nur Ideen haben, die andere Menschen begeistern. Gibt es solche Händler in großer Zahl in Solingen, dass sie eine Art Sog-Effekt hätten (z. B. Vertrieb von in Solingen hergestellten Produkten weltweit)? Ich wüsste nicht.

Geradezu peinlich ist, wenn nun ein Land wie Deutschland, dass sich zu den Top-Wirtschaftsländern zählt, erst innenpolitisch laut lärmern muss, um endlich – nach über 2 Jahrzehnten Schlaf – erschrocken eine Digitalisierung-Initiative zu starten. Solingen ist ein gutes Beispiel dafür, wie man den Vorsprung anderer Länder der Welt schlichtweg nicht mitbekommt, verpennt. Und selbst, wenn man es gewusst hätte, intensiv geredet worden ist in dieser Stadt nicht. Man schaue sich die Homepage der lokalen Parteien an. Booh, voll peinlich.

In Solingen bekämpft die Lokalpolitik jahrtausendealtes Wissen, und zwar bewusst oder aus Unwissenheit. Es geht um „Konkurrenz belebt das Geschäft“. Nichts wirkt umsatzfördernder als ein Haufen gleichartiger Geschäfte oder Lokale. Käufer kaufen besonders gerne dort, wo sie unmittelbar vergleichen können und die Auswahl haben. Siehe Nachbar Düsseldorf oder Köln: dahin zieht es die Leute, weil da „ein Geschäft neben dem anderen“, eine Kneipe an der anderen ist; oder orientalische Basare: alle gleichartigen Geschäfte in einer Gasse, funktioniert bestens. Nur in Solingen werden Geschäfte so vereinzelt und so mengenbeschränkt, dass ein Schaufensterbummel oder ein lustvolles Shopping zur Farce wird. Krass gesagt: wenn das noch ein paar Jahre in diesem Trend weitergeht, kann man hier DDR-Filme drehen, ohne eine Kulisse neu aufbauen zu müssen.

Weltweit ist längst klar, das Ideal, das von allen Solinger Lokalparteien vorgetragen wird, nämlich der Fach-Einzelhandel, ist ein Auslaufmodell. Längst wurden ganze Einkaufsstädte neu gebauten – und sie funktionieren. Sie heißen Shopping-Center oder Outlet-Village, sie haben extreme Öffnungszeiten und kennen oft keinen Sonntag, sie sind eine Kombination aus Freizeitpark, Unterhaltungs-Arena und eben Shopping nach Lust, Laune, Geldbeutel. In Solingen lehnt man das, was weltweit boomt, ab. Und andere Typologien der City-Nutzung (Kneipenviertel, Shopping-Strips usw.) werden auch nicht genutzt. Kein Geld. Dieses Argument hört man inzwischen noch nicht mal mehr aus Entwicklungsländern.

... es ließe sich noch viel aufzählen. Nirgendwo eine genügende Sogwirkung für einen wirklichen Wandel, einen Durchbruch zu sehen. Und genau so sehen das auch zehntausende Solinger Bürger – und halten die Stadt für kaum (noch) zukunftsfähig. Die sozialen Foren sind voll solcher Kommentare, die man schon längst nicht mehr unter bloßer Meckerei abtun kann. Jedenfalls ist die Person, die es so täte, realitätsfremd.

In Solingen findet man „von oben“ verordnete Genügsamkeit als lakonische Antwort auf die Resignation, nicht mehr das Heft des Handelns in der Hand zu haben. Vulgo: man wurschtelt sich durch.

Beispiel: Kurz vor Weihnachten legt man im Rathaus Wunschzettel aus, auf denen Kinder aus – mal nicht drumherumgeredet – armen Familien ihre Wünsche geschrieben haben. Jeder Bürger, der möchte, kann einen solchen Wunsch erfüllen – oder mehrere davon. Nach kurzer Zeit sind schon viele Wunschzettel „weg“, also erfüllt. Toll, super, in höchsten Tönen lobenswert! – Wirklich? Der OB verkündet, mit Stolz OB einer solch hilfsbereiten Stadt zu sein. *Dass es einen mit Trauer erfüllen muss, inmitten den Reichtums so viele arme Familien hier zu wissen* – Schweigen! Am selben Tag vermeldet der örtliche Radiosender, in Solingen (und Remscheid) seien ein Drittel der Menschen im Rentenalter von Altersarmut betroffen. Ein Drittel! – Im Weltspitzen-Wirtschaftsland Deutschland. Unter Mitwirkung einer sozialdemokratischen Partei, einer zumindest namentlich christlichen

sowieso. In Solingen – wie in anderen Städten – ist inzwischen die „Tafel“ unentbehrlich. Was tun wir? Wir loben sie. *Wir schämen uns nicht dafür, es so weit haben kommen zu lassen.* Wenn man dann die offiziellen und offiziösen Statements der Lokalpolitik(er) hört und liest, kommt einem die Kotze hoch: ‚Innovationsstadt Solingen‘, „wir sind gut aufgestellt“, „...geht mit gutem Beispiel voran“. Was in den nächsten Zeilen folgt, klingt zynisch bis zum nicht mehr aushalten – und ist doch die volle Wahrheit: Natürlich ist Solingen eine aktive Recycling- und damit umweltgerechte Stadt. Weil wir das, was aus gesetzlichen Gründen (Mindesthaltbarkeitsdatum) von den Lebensmittelgeschäften weggeworfen werden MUSS, das ist, womit wir den ärmeren und ärmsten Teil der Bevölkerung zu verköstigen versuchen. *Die finanziell Bedürftigen dieser Stadt leben unter anderem vom gesetzlich vorgeschriebenen Müll.* Und alle halten es für völlig normal – oder sind sogar begeistert davon.

OPPORTUNISMUS. DIE TÖDLICHE ZUFRIEDENHEIT.

In Solingen ist man mit wenigem zufrieden. Und zwar nicht aus Lust, Laune oder Überzeugung. Sondern weil es scheinbar das einzige ist, was einem übrig bleibt. Was wiederum nichts anderes als die andere Seite der gleichen Münze ist, nämlich der fehlenden genügenden Zahl von Menschen, die bereit sind, für ein „mehr, besser, Optimierung“ zu kämpfen.

Ich selbst kann diesen Virus in meinem Wohnviertel – der Hasseldelle – täglich beobachten. Nun wird der Reflex der meisten sein (sogar ganz empört, das weiß ich): eyh, da wird doch unheimlich viel gemacht, die ist doch besser als ihr Ruf, da gibt es doch jede Menge Aktivitäten. Alles absolut richtig. Wiederum: allein, es fehlt die kritische Masse. Was gemacht wird, reicht nicht, um die Probleme zu lösen, vor denen wir stehen. Dass zahlreiche Probleme gelöst wurden, die es in der Vergangenheit gab, ist tatsächlich so, dem widerspreche ich mit keiner Silbe. Ich glaube nur nicht daran, dass dies ein Garant ist und eine genügend stabile Basis, um die Probleme der Zukunft zu lösen.

DIE WICHTIGSTEN (AUS MEINER SICHT) SEIEN GENANNT:

Grundsätzlich wurden jeweils Aufgaben (auch oft sehr gut) gelöst, wenn es Hilfen von außen gab. Aus eigener Kraft, „aus sich heraus“, mit eigenen Mitteln (vor allem, wenn man Mittel als „Geld“ übersetzt), hat man in diesem Viertel (wie in anderen auch) nicht eine einzige größere Aufgabe gelöst. Was geschaffen wurde, geschah, weil andere (Politik, Verwaltung, Sponsoren institutioneller oder privater Natur) es so wollten und massiv halfen. Man war (und ist) subventioniert; ein Prinzip, dass wir dem Sozialismus kommunistischer Prägung immer angekreidet und für falsch gehalten habe. Die Bundesrepublik setzt fleißig fort, was die DDR durch Zusammenbruch aufhören musste.

Die kleine Genossenschaft ‚beroma‘ mit ihrem im positiven Sinne so genannten „Tante-Emma-Laden“, ein bei Preisvergaben und Sonntagsreden hoch gelobtes Modell für „Nahversorgung in Kombination mit beruflicher Qualifizierung“, ist ganz ohne Frage ein Superding, das man der mutigen Handlung weniger Aktiver verdankt (denen dafür nicht genug gedankt werden kann). Allein: die beroma hängt voll am Tropf aktueller Zuschüsse; als Laden ist sie nicht länger als eine Woche lebensfähig, dann wäre Konkurs angesagt (wäre sie ein freies Wirtschaftsunternehmen). Was also bitte loben wir, wenn wir die beroma loben? Nichts anders als eine spezifische Form von Zuschüssen.

Aber so etwas zu sagen ist Gotteslästerung in Ohren derjenigen, die die beroma gerne als Musterbeispiel für Eigeninitiative verkaufen. Bis auf ministerielle Ebene. Warum sagen wir nicht: Hier stützt der Staat ein System, weil er der freien Wirtschaft nicht zugesteht, was unserer politischen Ordnung, der kapitalistischen Marktwirtschaft, entspricht. Soviel Ehrlichkeit sollte sein! Und über wenige Einzelfälle hinaus ist meines Wissens das Ziel, Menschen in größerer Anzahl für den „ersten Arbeitsmarkt“ (womit wir wieder bei der alten Entwicklungspolitik-Philosophie mit ihrer „Drittländer“-These sind) zu qualifizieren, nicht erreicht. Wir lügen uns als Gesellschaft hier etwas vor.

Integration war mal ein hehres Ziel (Zusammenleben von Deutschen und – die grausam-schlimmste aller verhunzten Vokabeln – „Menschen mit Migrationshintergrund“ (mich schüttelt es bei diesem

Wort, Migrationshintergrund, klingt immer so wie offener Darmkrebs oder ähnlich) ist voll gescheitert Weil es über einzelne persönliche Begegnungen hinaus als „Alltag“ schlichtweg nicht stattfindet. Da wird dann eine Gruppe türkischer Mütter, die sich zum Frühstück treffen und/oder deutsch lernen, als Beweis bemüht, es funktioniere alles bestens. Wenn man dasitzt und so was hört ist bei mir immer Fremdschämen an der Reihe. Ich bin sprachlos, wie man sich die Welt so schönreden kann. Was ja nicht heißt, dass es toll ist, dass es die Gruppe gibt. Nur sie alleine ist eben nicht Stadtteil-Integration.

Überhaupt „Stadtteilarbeit“, die bei einer immer zunehmender älteren Bevölkerung ja auch heißt, „+so lange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben. Bemühungen, das zu fördern? Weit, aber sehr weit entfernt von einer „kritischen Masse“, um die Hasseldelle als Modellviertel bezeichnen zu können. Eine Wohnungsbaugenossenschaft (der Solinger Spar- und Bauverein) hat ein paar wenige Wohnungen altengerechter umgebaut, einige Umbauten mögen durchaus auch noch folgen. Alles super. Doch die andere Großeigentümergeellschaft beschränkt derzeit (will sagen: seit Jahrzehnten, was auch die Vorbesitzer betrifft) die Attraktivierung einer maroden Häusergruppe auf ein paar kosmetische Pinselstriche in belanglosem terrakotta-rosa. Aktivitäten im Sinne der eingangs erwähnten „emotionalen Identität“: Adventssingen mit Gulaschsuppe, eine Cafeteria für Senioren (durchgeführt von Senioren, von wegen „generationen-übergreifend“!), hin und wieder eine Rheinfahrt oder ein kostenfreies Buffet zur Weihnachtszeit. „Ausländer“-Anteil: meiner konkreten Beobachtung nach nahe Null, Integration ... ääh, Inte-.. was?

„Mehr Sozialarbeit“, weil die sozialen Probleme eher wachsen denn sich von selbst erledigen. Die Mitarbeiter der WIR (als Trägerverein für die Zuschussverwaltung und Aktivitätsausübung) klagen seit Jahren intensiv darüber, an der Grenze der Belastungsfähigkeit arbeiten zu müssen. Das ist auch so, ganz objektiv gesehen, ohne jede Frage (was auch nicht unproblematischer wird, wenn man daran erinnert, dass derzeit Millionen von Menschen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit schuften müssen; Die Häufigkeit von Burnouts hat

schließlich Gründe). Aber die Politik weiß nicht im Ansatz, wie die Situation verbessert werden sollte: weil, Geld ist ja keins da. Wie in Nepal. Je mehr Menschen Brennholz schlagen, desto weniger haben die Menschen an Brennholz zur Verfügung ... - will sagen, Geld, welches nicht für präventive Sozialarbeit vorhanden ist, muss später doppelt und dreifach (wahrscheinlich sogar viel mehr) ausgegeben werden, um die Folgen sozialer Schäden in Form von Unterstützungs-, Hilfs-, Krankheits- oder Kriminalitätsfolgen zu bezahlen.

Es wäre grundfalsch, diese Analyse nun als „ja, ja, in der Hasseldelle“ abzutun. Sie ist nur Beispiel und sozusagen Prototyp für viele Viertel und Wohnquartiere, für die generellen Probleme in Solingen (und anderen Städten). Nur kenne ich eben diese Angelegenheiten „von innen“ und andere aus der analytischen Fernsicht. Deshalb wurde die Hasseldelle dargestellt; nochmals gesagt: nicht, weil sie „schlimmer“ ist als andere, sondern sogar „besser“; was die Tatsache, dass es trotzdem an vielem mangelt, noch dramatischer macht.

Ich erlebe Intoleranz vor allem da, wo davon ständig die Rede ist. Ich will nicht glauben, dass die Phantasie normal intelligenter Menschen überfordert wird, wenn man mit außergewöhnlichen Ideen kommt. Warum man dann (wie ich es an mir erlebt habe) als Störenfried, Meckerbolzen, Hintertreiber und Kaputtmacher gilt (obwohl man jahrelang positive Arbeit geleistet hat, dies auch bestätigt bekommt), weiß ich wirklich nicht zu deuten. Außer: Bergisch Pepita eben, Ränkespiele von Mächtgern-Mächtigen :-)

Es gibt das nette Sprichwort „Glaube keiner Statistik, die Du nicht selbst gefälscht hast“. Mir fällt dazu immer ein: „Glaube keinem Lob, dass Du nicht selbst über Dich aussprichst“.

Man könnte „ewig“ so weitermachen. Über Solingen und seine Stadtteile. Über Politik und die Mentalität der Klingenstädter. Es würde das Bild nicht mehr wesentlich verändern, das bisher gezeichnet wurde.

Für mich ergeben sich diese Schlussfolgerungen, Konsequenzen, aber auch konkreten Handlungsansätze daraus, die ich hier in zufälliger, spontaner Reihenfolge belasse.

BÜNDNIS FÜR TOLERANZ IST GUT, TOLERANZ ALS LEBENSSTIL WÄRE BESSER

Es gibt in Solingen viele absolut positive Aktivitäten pro Vernunft, Toleranz, friedliches Mit- und Nebeneinander. Ich würde mir wünschen, die Presse würde mehr und diffiziler darüber berichten, die Politik würde noch massiver und nachhaltiger dies unterstützen. Das hat nichts mit Geld zu tun, sondern damit, den Stellenwert solcher Aktivitäten öffentlich bewusster zu machen und nicht als Konkurrenz oder etwas fern von Politikalltag zu sehen; einzelne Politiker tun dies; es sind derer viel zu wenig. Warum werden entsprechende jährliche Auszeichnungen und Ehrungen „im stillen Kämmerlein“ vor mehr oder weniger handverlesenen geladenen Gästen vorgenommen, warum nicht beim Dürpelfest, auf dem Zöppkesmarkt, bei verkaufsoffenen Sonntagen auf einer Bühne am Neumarkt? !!!! Viele gute Aktivitäten in dieser Stadt verpuffen, weil sie viel zu wenig publik gemacht werden; es fehlt die ‚kritische Masse‘ an Öffentlichkeitsarbeit, um einen Nachahmungstrieb zu provozieren

VORZÄHLEN STATT NACHKARTEN

Warum werden keine prägnanten Zahlen und Vergleiche veröffentlicht, die im Sinne von Argumentation Bürgern die Verhältnisse besser erklären. Im Zusammenhang mit dem Solinger -Remscheider Bergischen Symphonikern ist von „Unbezahlbarkeit“ die Rede. Jede Eintrittskarte würde mit (wenn ich es recht im Kopf habe) um die 30 Euro bezuschusst. Ja. Jeder Gefängnis-Insasse kostet dem Steuerzahler 70.000 Euro pro Knastjahr. Orchester unbezahlbar, Knast erweiterungsfähig ... Normalbürgern fällt dazu nichts mehr ein. Außer: Rechtsextrem wählen.

KLEINGEIST

Ich erinnere mich, wie vor Jahren ein anerkannter Fachmann, der eine Schwebebahn in Las Vegas gebaut hat, vorschlug, man solle vom damaligen Noch-Hauptbahnhof (heute Südpark) zur Innenstadt hin auch so eine Monorail bauen. Das geringste, was dem guten Mann anempfohl-

len wurde, war der baldige Besuch beim Psychiater – was umgekehrt ich all denen anrate, die damals (wie heute) solch eine Idee für „Blödsinn“ hielten und halten. Wir wollen (sagt die Politik und Verwaltung), Menschen in die Innenstadt bringen, um sie zum Kaufen zu animieren. Anzahl der Parkplätze: ... aha!. Verkehrsführung ... „ich brech zusammen“. Wäre da eine Schwebebahn, wäre da ein Solinger Bahnhof, der perfekt ans Nahverkehrsnetz angeschlossen ist, der ein Parkplatz/-haus-Areal hätte, wäre da so eine absolut „geile“ Bahn ...

Eben: Solingen will nicht, so scheint es, die Probleme mal kreativ bedenken, die zur Lösung dringend anstehen.

Womit wir – Sie erinnern sich – bei den vielen Kindern des indischen Kontinents sind, die als Altersversorgung dienen sollen. Genau das brauchen wir auch. *Womit gemeint ist, es sollen „Kinder unserer Phantasie“ sein; von 10 guten Ideen kommen ja nicht fünf durch, sondern, wenn es hoch kommt, eine. Oder, umgekehrt, wir brauchen eine politische Kultur, die sinnvolle Aspekte fördert und sich nicht, wie derzeit, auf die Pflege des Egotrips einzelner Personen konzentriert.* Was aber wohl selbst mir zu utopisch ist, um daran zu glauben. Also bleibt, permanent Ideen zu produzieren und damit zu provozieren. Und zwar durch genügend viele Personen, also mit „kritischer Masse“.

WAS WÄRE, WENN

... man mal den Mut hätte, zu „spinnen“, zu träumen, den Mut aufbringt, das Außergewöhnliche in seiner Phantasie lebendig werden zu lassen. Die Forderung geht an uns selbst: Wir Bürger müssen permanent und in genügender Zahl (siehe „kritische Masse“) den Parteien und Gremien „Feuer unterm Hintern“ machen für und über all das, was uns partout nicht gefällt. Statt faul und feige uns aufs Zetern und Mordio schreien zu beschränken. Zu faul? Zu feige? Zu „doof“? Oder eine Kombination davon?!

Wir sind gefordert, diejenigen Gruppen und Vereine, Personen und Institutionen, die nach unserer jeweiligen individuellen Meinung Positives leisten, auch aktiv zu unterstützen – nicht zuletzt mit

Geld, so dass symbolisch aus einem eher dünneren Rinnsal ein mächtiger Strom wird. Wir als Bürger müssen Positives finanzieren – „der Staat“ tut’s nur sporadisch und keineswegs systematisch.

Immer wieder wird vom „Bergischen Cluster“, dem Städtedreieck Remscheid-Solingen-Wuppertal (streng in dieser alphabetischen Reihenfolge) geredet und welches nicht in dem Maße wirklich stattfindet, dass man es ruhigen Gewissens als solches bezeichnen könnte. Warum eigentlich schaffen wir kein RSGW-Fest oder -Tag? Wenn nicht gerade mal wieder die Müngstener Brücke repariert wird, sind die Verkehrsverbindungen zwischen den Städten ja so schlecht nun auch nicht. Auf der L74, statt rasender Motorräder, ein Wochenende lang eine „Bergische Fressmeile“ (oder den Wupper-Marathon oder das Wupperkünstlerfest)?! Warum nicht den „Bergischen Thaler für bergische Verdienste“ gemeinsam (alle drei Städte) an Künstler, Unternehmer, Politiker, Bürger, Vereinsaktive verleihen, die sich ums Bergische kümmern?

Warum gibt es RSG, Radio Solingen-Remscheid und Radio Wuppertal separat? Wieso musste man diesen Separatismus erst anfangen (der WDR hat ja auch ein Studio „Bergisch Land“ geschaffen). Und warum kann RSG nicht aus Wuppertal berichten und umgekehrt? Wie, wenn nicht auch in diesen Dingen, will man Trinität bewirken?

.... ach, und es geht ja auch gar nicht darum, dass jetzt hier und heute abschließend alle Ideen zu Papier gebracht werden. Ich wollte doch nur sagen: *Leute, ist es wirklich so blöde, sich in ein solches Dauer-Brainstorming zu begeben?* Schließlich findet bekanntlich auch ein Blindes Huhn mal ein Korn, es muss nur lange genug picken.

WARUM EIGENTLICH NICHT?

Sicherlich werden manche, die dies lesen, sich denken, dem ganzen theoretischen Geschwafel und Kritikastern seien einige völlig überflüssige Seiten hinzugefügt worden. Zeitverschwendung!

Genau die, die dies denken, sind diejenigen, die denjenigen, die nicht so denken, jeden Tag das Leben in dieser Stadt und unter den

konkreten „gegebenen“ Bedingungen mehr verleiden; die Ursachen in Gang setzen, deren Wirkung a-soziales, nicht (mehr) der Gemeinschaft dienendes oder förderliches Verhalten ist. Die nicht wahrhaben wollen, in welcher Massivität und auch Aggressivität die größeren Anteile der jungen Generationen sich längst vom ihnen überholt erscheinenden Konzept „staatliche Ordnung“ abgewandt haben; weil Staat und „anständig sein“ schlichtweg „keinen Bock macht“, nicht vollfett, krass genug ist. Weil sie im Fernsehen und der Erziehung, in der Schule und im eigenen Erleben so viel Gewalt und Egoismus, Materialismus und Beliebigkeit kennengelernt haben, dass sie es für völlig natürlich halten.

Darüber zu klagen nützt alleine rein gar nichts. Es bedarf der „kritischen Masse“, dem Einhalt gebieten zu wollen. Sonst hat man nie die Chance, es vielleicht auch eines Tages tatsächlich zu können.

Was ist wirklich so schwer daran, inmitten des Alltäglichen, einfach einmal innezuhalten und sich vorzustellen, was wäre, wenn man nicht so weitermacht wie bisher? --- Angst?! :-)

Und wenn ja: Wovor eigentlich? Ich kann mir denken, wovor. Ich habe es mein ganzes Leben, vor allem im Beruf, erfahren müssen und musste es aushalten oder wäre kirre darüber geworden. Als vehement positiv denkender Phantast wird man in Deutschland als Spinner, Außenseiter, Irrealist angesehen – also einer, der sich nicht an die Wirklichkeit hält.

Was mich immer zum Lachen brachte, innerlich. Als zumindest eingebildeter wort-sensibler und darüber hinaus als „himalaya-buddhistisch philosophierender“ Mensch: Ursache und Wirkung! Die Wirklichkeit ist die Folge von Ursachen. So einfach ist das. Wer die Realität (=Wirklichkeit) beklagt, beklagt, falsche Ursachen (in die Welt) gesetzt zu haben. Und: Wer sich an der Realität orientiert, kann sie nie verändern.

Mein Vergnügen an vielem, vielleicht sogar allem, was ich lebenslang tun durfte und konnte, wollte und durchsetzte war, Ursache für veränderte Wirklichkeiten zu sein. In allem, was ich betrachtete und

bewertete, versuchte ich, es auf das Eigentliche und Wesentliche, den Kern und die Substanz zurückzuführen: Wie denkt der Mensch? Warum handeln Menschen so? Was wird werden, wenn ...? Was wäre möglich, würden wir ...? Nehmen wir einmal an, ...! Ungeachtet dessen, was und wie es ist, ...! – Die Wirklichkeit ist immer das, was wir alleine oder in Gemeinsamkeit verursacht haben. An der Realität festzuhalten ist, sich im Kreis zu drehen. Kann auch Spaß machen – aber auch verdammt langweilig sein.

In sehr vielen Seminaren – vor allem, wenn es um Aktive Unternehmensführung, Innovations-Management, Marketing, Neue Medien ging und Unternehmergeist vonnöten war – habe ich zwei simple Fragen gestellt:

- (1) Was sollte auf Ihrem Grabstein stehen, das Ihr Leben charakterisiert?
- (2) Kommt die sprichwörtliche gute Fee und man hat drei freie Wünsche frei, ...

Immer erschrak mich das Resultat.

- 1) So gut wie alle konnten ihrem Leben keinen Sinn zuordnen, der sich in wenigen Worten ausdrücken lässt (an endlosem Geschwurbel hat es nie gemangelt.
- 2) Drei waren schon zuviel, kaum einer wusste, Wünsche zu haben!

Ich weiß nicht anderer Menschen Antworten. Hier meine, aphoristisch:

*Oft hindern nicht die Sinne
am Erkennen,
sondern der Sinn,
den man im Erkannten sucht.*

*Es gibt viele Orte,
um über den Tod nachzudenken.
Viele Worte und Schriften lehren es uns.
Jedoch über das Leben vorzudenken,
wird als Grübelei und Pessimismus abgetan.*

*Man muss sich nicht vor dem Tod fürchten.
Nur davor, die Zeit bis dahin
nicht sinnvoll genutzt zu haben.*

*In Asien sah ich Menschen
den ganzen Tag stoisch und unbeteiligt
in einer Bretterbude sitzend,
irgendetwas feilbieten,
bis sie, irgendwann eines Tages
durch mangelnde Achtsamkeit
krank wurden und starben.
Ich fragte mich,
ob dies der Sinn des Lebens sei.
Irgendwo anders auf der Welt
sah ich Menschen kämpfen,
um Macht und Einfluss ringend,
sich gegenseitig tötend,
und fragte mich abermals,
ob dies der Sinn des Lebens sei.
Wo immer ich hinkam,
hörte und las ich die Menschen jammern,
sich selbst und ihre Welt beklagend,
andere anklagend, sich selbst bedauernd,
ausgebeutet, nicht verstanden, gedemütigt.
Ich fragte mich entsetzt,
ob es der Sinn des Lebens sei,
zu leiden, zu büßen, Opfer zu sein.
Als ich viel gesehen hatte,
fragte ich mich,
ob dieses Leben, das in so vielen Gestalten auftrat,
überhaupt einen Sinn hat.
Und ich kam zum Schluss,
dass es selbst der Sinn sei.*

*Er fand, dass es der Sinn des Lebens sei,
aus eigener Kraft sich emporzubringen.
So verließ er, edel gesinnt,
die Armut des Geistes und die Enge der Hütte.
Mühsam und voller Gefahren, Versuchungen und Irritationen
war sein Weg.
Noch in der Blüte seines Lebens
hatte er erreicht, was ihm das Ziel schien:
geistiger Reichtum und ein Palast.
Was aber blieb da noch zu tun?*

*Gute Taten
sind kein Garant für gutes Leben.
Aber ohne
gibt es auch keins.*

*Glücklich sein
kann man immer nur für Momente.
Zufrieden sein dagegen
ein Leben lang.*

*Ich kenne viele,
die sofort zu sterben bereit sind.
Nehme ich an.
Denn geistig haben sie schon lange
mit dem Leben Schluss gemacht.*

*In des Lebens Esse
ist jeder Hoffnung wie ein Funke.
Blitzschnell flüchtig und gleißend –
aber knisternd dramatisch.*

*Fröhliche Menschen werden nicht älter.
Sie sammeln lediglich – Lebensjahre.*

*Manchmal wünsche ich mir
nichts mehr zu wünschen.
Ob ich mir diesen Wunsch jemals erfülle?*

*Wessen Wunsch wäre nicht,
ohne Sorgen zu sein.
Doch wer soll dafür sorgen?*

*Einen Wunsch erfüllt zu bekommen heißt,
eine Vision verlieren zu müssen.*

*Es gibt Tage,
an deren Abenden man unzufrieden ist.
Verflixt, wüsste man nur – warum?!?*

*Illusion ist jene Welt, in der wir leben,
wenn wir sicher sind, die Wahrheit zu kennen.*

*Wer sich mit der Antwort auf eine Frage
zufrieden gibt, verpasst,
die Ursachen der Gründe für die Frage kennenzulernen.*

*Wähle Deine Freunde.
Wähle Dein Essen.
Wähle Dein Tun.
Wähle Deine Worte.
Wähle Deine Gedanken.
Wähle Deine Zufriedenheit.
Wähle Dein Leben.*



MEHR ÜBER MICH UND VON MIR:

Von den Internet-Seiten gelangt man zu „jede menge“ Publikationen, viele auch als PDF-Download.

HTTP://(www.)

my-art.cloud

solingen.media

solingen-internet.de

monika-wenke.de

„LEBENS LAUF“:

- ▶ Jahrgang 1948, geb. in Solingen
- ▶ Einschulung Schule Stübchen, danach Volksschule Zweigstraße; 1960-64 Aufbauzug Zweigstraße; Abschluss „Mittlere Reife“
- ▶ Berufsausbildung als Schriftsetzer, Druckerei Wilh. Müller jr.
- ▶ Studium an der Fachhochschule/Universität Wuppertal, Abschluss Diplom-Ingenieur für Drucktechnik
- ▶ Leitende Berufe in industrieller Druckerei, u. a. Ass. d. GL und stv. Techn. Leiter (Lucas Wuppertal)
- ▶ Betriebswirtschaftlicher Berater bei einem Landes-Unternehmerverband der Graphischen Industrie (VDN Düsseldorf); Schwerpunkt „Aktive Unternehmensführung“ & Innovations-Investitionen
- ▶ Seit 1978 selbständiger Berater, Dozent und Fachjournalist der Medienindustrie; Schwerpunkte: a) techn. Verbindung Satz+Druckvorstufe mit IT; b) Marketing, Kommunikation, Werbung; c) elektronisches/digitales Publizieren, Online-Publishing; d) Change-Management, Risk-Management; Beteiligung an Firmen in St. Gallen, Zürich, Mainz – und beim Nachwende-Hype in Suhl/Thüringen

- ▶ In fast 40 Jahren über 2.000 Beratungs-/Forschungs-Projekte und über 3.000 Veröffentlichungen in namhaften Fachzeitschriften der Print- und Publishing-Industrie in D, A, CH und anderen europäischen Ländern (plus USA) sowie Veröffentlichungen in Organisations- und Wirtschaftspublikationen (Zeitungen, Zeitschriften) sowie für (Forschungs- und Lehr-) Institute und weltweit agierende Konzerne/Distributoren
- ▶ Erst Fach-, dann Chefredakteur von Fach- und Wirtschafts-Magazinen der Printmedien-, Werbe-, Publishing- und Kommunikations-Branchen
- ▶ Autor von Fachpublikationen zur Entwicklung und von Prognose-Modellen für die mediale Kommunikation
- ▶ Speaker, Dozent und Seminarleiter in den Fachbereichen Werbung, Marketing, Medientechnik, e-commerce und Kommunikationsstrategien; Mitwirkung bei der Entwicklung von Studiengängen
- ▶ Gründung „PrintRadio“ (Fachradio), Podcasts; Autor von Industrie und Informations-Filmen (Videos)
- ▶ Partner und Senior-Consultant in internationalen Beratungs- und Publikations-Netzwerken (Deutschland [Mainz, Essen], Österreich [Wien], Schweiz [St. Gallen, Zürich], USA [New York])
- ▶ „Ausklingen“ der Reise- und Berufstätigkeit um 2010/11
- ▶ 2012 Herzoperation, danach Mitarbeit in verschiedenen sozialen und gesellschaftlichen sowie künstlerischen Projekten und Aktivitäten lokal in Solingen; „aktiver Rentner“ mit bis dato anhaltendem Engagement als „Medienmensch“ und Autor.

Dezember 2018

INHALT

Vor allen anderen Worten	5
Die Klingenstadt Solingen	11
Lebenslang Solingen.....	15
Der Spielplatz Weegerhof	33
Hänschens Gretchenfrage.....	41
Mein erstes verdientes Geld	47
Generation Solei.....	51
Waschhaus-Kind	55
Leben ohne Internet –	61
Kopfsachen	65
Kreditkarte, gute Butter und die Botendienste	69
Gemeinsamkeiten	75
Was damals als modern galt	83
Das Stigma.....	89
An Talenten ist man nicht schuld. An ihrem Ausleben schon.	97
Sportlich mit Tempo 420	103
Wandertag.....	107
Was kann ich eigentlich nicht?.....	111
Studium.....	115
Nein, Herr Wenke	123
Ein gewisser Herr J.W.v.G.	139
Homebase Solagon	145
Monika & meine Eltern in Schladming.....	159
Wem man sonst noch begegnete	163
Bewertung gilt als Kritik.....	171
Warum man in Solingen nicht im gelben Kittel herumlaufen sollte ...	181
Halte ich der Ruhe stand?.....	183
Kurioses, wichtiges, skurriles und belangloses über Solingen	189
Summa summarum: Die Klingenstadt Solingen	211
Anhang: Gedichte	231
Schluss jetzt	239
Nicht nachtragender Nachtrag	241
Zur Erholung	245
Kritische Masse	249
Mehr über mich und von mir:	269
Inhalt.....	271

Trotz

Das Buch fängt mit einer Entschuldigung an. Es hört auch mit einer solchen auf.

Ich werde oft gefragt, ob ich nicht einfachere Sätze als diese Schachtelsätze schreiben kann. Und mal ohne Umschweife formulieren, nicht immer in und mit so komplizierten Gedankengängen – um die Ecke rum, dreimal gewendet, dann wieder mal widerlegt. Und so.

Ja, kann ich. Aber ich habe nicht die geringste Lust dazu. Warum sollte ich auch? Es macht mir doch Spaß.

Und, wie beschrieben, habe ich mir doch vorgenommen, nur noch zu tun, was mir selber Freude macht.